F. XXXIII. 107

Amerika

Brasilien

Geogr.
o-
390

Rio de Saõ Francisco.



Nach d. Natur gez. v. Rodowicz.

Lith. v. FH. Nestler & Melle in Hamburg.

Cidade de Nôssa Senhora da Graca, do Rio de Saõ Francisco Xavier do Sul.

Die Colonie

Dona Francisca

in Süd-Brasilien.

Beiträge zur Chronik derselben,

in Verbindung mit anderen Notizen

und

mehr als funfzig gravirten Abbildungen von Pflanzen,

Maschinen, Ansiedelungen ꝛc.,

herausgegeben von

Theodor Rodowicz-Oswięcimsky,

Hauptmann und Ingenieur-Geograph a. D.,

Ritter des Leopold-Ordens,

z. Z. Grundbesitzer in Brasilien und Mitglied des „Colonisations-Vereins

vom Jahre 1849 in Hamburg.“

Preis: 1 Species Holstein. oder 1½ Thaler Preuß. Ct.

L

Hamburg.

Gedruckt bei F. H. Nestler und Melle.

1853.

Vorrede.

Die Auswanderung ist für Millionen unserer Landsleute eine so wichtige Lebensfrage, daß keiner der Ausgewanderten es unterlassen sollte, nach besten Kräften aufrichtig wahre Mittheilungen über die Verhältnisse der neuen Heimath in der alten zu verbreiten. Nur dadurch kann den schmerzlichsten Täuschungen, denen so Viele, aus Mangel an richtigen Begriffen über die ihnen bevorstehende Zukunft sich aussetzen, vorgebeugt werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, halte ich mich zur Veröffentlichung meiner in Brasilien gesammelten Erfahrungen verpflichtet. Außerdem erwarten aber auch meine Freunde und Bekannte, von denen selbst sich manche schon mit dem Gedanken an die Auswanderung befreundet haben, ausführliche Mittheilungen, und ich hoffe somit durch Herausgabe meiner Schrift auch deren Wünschen am besten zu entsprechen.

Durch Vorstehendes ist denn bereits die eine Frage, welche zur Beurtheilung einer derartigen Schrift in Betracht kommt, beantwortet. Sie heißt: „**für wen?**" Eine zweite Frage bleibt oft unbeantwortet und giebt dadurch zu Mißverständnissen Veranlassung; sie heißt: „**von wem?**" Denn anders ist die Anschauung des Landmanns als die des Kaufmanns, Technikers u. s. w.

Deshalb muß ich bemerken, daß mein Fach zwar seit 20 Jahren das militairische ist, das ich in Folge des unglück-

seeligen Schlesw.-Holst. Krieges aufgeben mußte; doch habe ich mich vom Knabenalter an gern und viel mit technischen Arbeiten befaßt und fand selbst in meiner früheren militairischen Stellung als Ingenieur-Geograph des K. Preuß. Generalstabes vielfach Gelegenheit dazu. Ich glaube deshalb wohl auf die Befähigung zum Colonisten mehr als mancher Andere Anspruch machen zu können und somit auch zur Beurtheilung von Verhältnissen berechtigt zu sein, die es oft in Frage stellen, ob eine Nichtbefriedigung derselben im Wesen der Colonie oder der Colonisten zu suchen sei. Uebrigens bin ich weder mit Illusionen über das Colonistenleben fortgegangen, noch mit Reue über meinen Entschluß, so weit er die Sache selbst angeht, zurückgekehrt und mache deshalb auf ein unbefangenes Urtheil Anspruch. Dennoch bin ich weit entfernt meine Meinung als die allein richtige aufzustellen; wohl aber kann ich versichern, daß sie nach meiner innigsten Ueberzeugung **rücksichtslos** ausgesprochen wurde, auch daß ich den Zeitraum von einem halben Jahre, der zwischen der Ausarbeitung dieser Schrift und der Beförderung derselben zum Druck liegt, gewissenhaft benutzt habe, um auch über die Verhältnisse, welche sich drüben nicht genügend übersehen lassen, richtiges Licht zu erhalten, so daß ich nunmehr glauben darf, der Wahrheit in **allen** Punkten die Ehre gegeben zu haben.

Möchte diese Schrift meinen Freunden genügendes Interesse, so wie den Belehrungsuchenden Nutzen und Befriedigung gewähren.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung: Ueber die Auswanderung im Allgemeinen . . . 1

II. Der Colonisations-Verein vom Jahr 1849 und seine Grund-
lagen. Bericht desselben über die factische Begründung der Colonie Dona Francisca. Günthers Wirksamkeit und Berichte. Verabschiedung Günthers durch E. Schröder. Fortschreiten der Colonie unter der inter. Direction des Herrn Schröder. Absendung des Directors v. Frankenberg. Expedition der „Glorioſa." 18

III. Seefahrt der „Glorioſa." Ankunft derselben in Brasilien. Besichtigung der Stadt Saõ Francisco. Landung und Empfang der Passagiere in der Colonie 38

IV. Ankunft des „Neptun" und der „Emma Louise." Uebersicht der bis dahin Eingewanderten 53

V. Ausdehnung der Colonie bei Ankunft der „Glorioſa." Bau-
art der Brasilianer. Beschreibung einiger Ansiedelungen . . 61

VI. Ueber die Lage der Colonie und deren Verbindung mit Saõ Francisco, Curitiba und den Küstenplätzen. 72

Seite

VII. Temperatur und Witterungsverhältnisse. Gesundheitszustand in der Colonie. Allgemeine Plagen 78

VIII. Beschaffenheit des Bodens. Straßen- und Transportwesen. Culturzustand. Tropische Gewächse. Gemüsebau. Fruchtbäume. Weideanlagen und Viehzucht. Jagd und Fischerei . . 91

IX. Der moralische Zustand der Colonie. Kirche und Schule. Gerichtspflege in der Colonie und zu Saõ Francisco. Vorfall auf der „Emma Louise.“ Contractliche Verhältnisse in der Colonie 130

X. Die Vereins-Direction. Die Colonie-Direction. Ihr Verhältniß zu einander. Beamtenpersonal. Wirksamkeit der Directionen 144

XI. Gemeinde-Verfassung 157

XII. Schluß 164

II.

Einleitung.

Ueber die Auswanderung im Allgemeinen.

„Wir wollen auswandern.“ Das ist das große Wort, mit welchem so Viele über ihr ganzes zukünftiges Lebensglück entscheiden. Wie Viele haben vor uns in solcher Weise ihr Urtheil gefällt; wie Viele werden es noch nach uns thun.

Hat der Gedanke der Auswanderung einmal Wurzel gefaßt, so wuchert er gleich Unkraut und ist schwer, meist nie wieder auszurotten. Wenn auch Gründe irgend welcher Art denselben auf kurze Zeit verbannen, so schießen immer wieder neue Keime empor und greifen um sich, bis der Gedanke der Auswanderung, diese Wucherpflanze, sich des ganzen Terrains bemächtigt hat.

Man kann wohl sagen: die Auswanderungssucht sei eine ansteckende Krankheit — eine Krankheit, für die Europa leider kein Remedium zur Zeit aufzuweisen hat. Viele werden von derselben befallen — nur Wenige gelangen in Europa zur Genesung, desto mehr aber jenseits des Oceans und nur zu häufig tritt bei Ueberschreitung desselben schon die Krisis ein, welche den Grund legt zu behaglichem Wohlbefinden oder endlosem Siechthum. Unzufriedenheit mit seinem Schicksale im Allgemeinen, überspannte Hoffnungen auf schnellen Erwerb von Reichthum, politische Verfolgung, vorherrschende Sucht nach dem Abenteuerlichen ꝛc. sind die vorzüglichsten Ursachen der Krankheit und so wie diese verschieden sind, so wird auch der Verlauf der Krankheit meist ein verschiedener sein. Sind daher diese Ursachen bekannt, so läßt sich auch mit ziemlicher Bestimmtheit schon im Voraus dieser Verlauf, d. h. das Schicksal des Auswanderers

in großen Umrissen bestimmen, wozu wir den Versuch in den folgenden Zeilen machen wollen.

Betrachten wir zunächst das Schicksal derer, welche wir als die Unzufriedenen bezeichneten. Es kann hier nicht die Rede sein von solchen Unzufriedenen, welche man besser mit „Ungenügsame" bezeichnen würde, auch nicht von solchen, deren Unzufriedenheit so eigener Art ist wie die eines guten alten Holsteiners, der, nach dem Grund zu seiner Auswanderung befragt, antwortete: „mi Fru kann den Oostwind nich mehr verdrägen," vielmehr sind die gemeint, welche trotz aller Genügsamkeit, trotz Arbeitsamkeit, Oekonomie und Sittlichkeit nicht im Stande sind ihr tägliches Brod hinreichend zu erwerben, geschweige denn für die Zeit des Mangels und der Noth etwas zu erübrigen. Freilich ist dies der kleinere Theil der großen Klasse der Unzufriedenen, aber es sind diejenigen, welche ein Recht dazu haben unzufrieden zu sein, weil sie mit Recht sich Hoffnung machen können unter andern Verhältnissen glücklicher zu werden.

Wir setzen hier also die Tugend als Eigenthum des Auswanderers voraus, weil ohne dieselbe ein wirkliches Glücklichsein nicht Statt finden kann, mit derselben aber auch ohne äußeren Schimmer, in einer einfachen Hütte eine Familie wohl glücklich zu leben vermag. Leider aber kann von der Tugend allein Niemand leben und ist gleich das Bewußtsein der Strebsamkeit und Genügsamkeit ein großes Gut des Auswanderers, so darf er doch mit ihm allein noch nicht die Reise antreten.

Es ist vor Allem der Schatz der vollkommensten Gesundheit, mit welchem jeder Auswanderer, besonders der, sich nach einem wärmeren Klima begebende, ausgerüstet sein muß. Wenn der Körper durch Mangel, Entbehrung und Krankheit entkräftet, die Gesundheit untergraben ist, so ist die Seereise ein gefährlicher Uebergang zu neuen Verhältnissen, die im günstigsten Falle immer noch schwierig genug bleiben und große geistige wie körperliche Anstrengungen bedingen. Vollständige Körperkraft ist daher die erste Bedingung, denn sie ist mit der Träger der Geisteskraft, geht mit derselben Hand in Hand und hat zum Gefolge die Heiterkeit des Gemüthes, welche den Colonist auf längere Zeit nicht verlassen darf, wenn sein Unternehmen gedeihen soll.

Deshalb ist es denn schon sehr schwierig einer ganzen Familie eine große Glückseeligkeit im gelobten Lande zu prophezeihen: Der Familienvater geht in's ferne Land mit Lust und Liebe, im Vertrauen auf sich und seine Kräfte, die übrigen Familienglieder folgen ihm theils durch Ueberredung, theils durch den Zwang der Verhältnisse, theils in Unwissenheit und Gleichgültigkeit und bald genug — oft schon vor Erreichung des fernen Welttheils, fließen die Thränen und nagen am Herzen dessen, der keinen andern Wunsch, keine andere Absicht hat, als das Glück der Seinen zu begründen. Selten sind ferner alle Mitglieder einer Familie mit solcher Gesundheit ausgerüstet, wie sie die Auswanderung bedingt; doch es kann ja keins zurück gelassen werden und so wird dies entweder seinem Elende oder sicherem Tode entgegengeführt, oder im günstigeren Falle wird die Kränklichkeit des einen zum Hemmschuh für die Thätigkeit der übrigen und ein Hinderniß größerer oder kleinerer Art bei Erreichung des ersehnten Zieles werden. Auch ist zu beobachten, daß oft scheinbar unbedeutende Uebel in einem andern Klima zu einem wirklichen Leiden für die Lebenszeit werden können.

Deshalb mögen Auswanderer sich wohl prüfen, ob sie im Allgemeinen, und speciell für die erwähnte neue Heimath bekräftigt sind.

Sie mögen ferner aber auch, besonders die für sich allein Auswandernden in Betracht ziehen, ob sie im Stande sind, sich wenigstens nothdürftig da zu helfen, wo ihnen bisher fremde Hülfe zu Gebote stand. Personen niedern Standes geht diese Fähigkeit seltner ab, weil ihre Lebensverhältnisse sie unausgesetzt auf Selbsthülfe anweisen. Wer aber bisher gewöhnt war zum Tischler zu schicken, wenn ein Nagel einzuschlagen, zum Schneider, wenn ein Knopf anzunähen war, wer mit solchen Gewohnheiten zum Kolonistenleben übergeht, dem dürfte doch wohl anzurathen sein, sein Geschick zu technischen Arbeiten vorher erst ein Wenig zu prüfen, ehe er sich an die Auswanderung begiebt, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, sich oft recht hülflos zu fühlen und andererseits sich sein Colonistenleben recht kostspielig zu machen.

Doch wir wollen annehmen unsere Auswanderer seien mit den genannten Gütern der körperlichen und sittlichen Kraft, außerdem mit Kenntniß und Geschick hinreichend ausgerüstet in der neuen Heimath

angelangt. Wir wollen ferner voraussetzen, daß sie nicht in abenteuerlicher Weise fortzogen ihr Geschick dem Zufall anheimgebend, sondern daß sie schon in Europa Garantien dafür erlangten, daß sie möglichst schnell nach ihrer Ankunft in der neuen Welt an einem geeigneten Orte einen Landbesitz erhalten, Lebensmittel und Pflanzen zur Cultur vorfinden würden. — Was haben diese zu hoffen?

Zunächst auf längere Zeit schwere Arbeit, Mühe und Plage in Hülle und Fülle und so arm sie auch in Europa gewesen sind, so werden Stunden kommen, wo sie sich ärmer in Amerika fühlen. — Gern und mit Leichtigkeit duldet der Mensch und arbeitet, wenn er nur auf den Lohn eines glücklichen Erfolges rechnen darf. Wir haben nur strebsame, fleißige Colonisten im Auge und können also voraussetzen, daß sie sich mit freudigem Muthe den schwersten Arbeiten unterziehen, gern darben und sich mit mancherlei ungewohnten Nahrungsmitteln behelfen werden; denn ihre Hoffnung auf die Zukunft giebt ihnen Kraft, sie wissen, daß sie nunmehr für sich selbst arbeiten, selbst die Früchte ihrer Arbeit genießen werden, die in Europa Andern nur zu Gute kamen. Es wird mit großer Anstrengung und Lust Holz gefällt, gebaut, gehackt, gesät, gepflanzt. — Es verstreichen Monate; immer näher rückt der Zeitpunkt der ersten Erndte und mit ihr wird sich das Schicksal der Colonisten um ein Bedeutendes verbessern.

Doch ehe sie noch erreicht ist, sieht sich der arme Colonist getäuscht. Das Eine gedeiht nicht weiter, das Andere ist vom Ungeziefer verzehrt; es bleibt nur noch für Einzelnes die Hoffnung und auch sie soll nicht ganz erfüllt werden. Mancher Fehlgriff ist geschehen und die Erndte giebt nicht mehr die gehoffte Ausbeute, genügt vielleicht kaum für den eigenen Bedarf. Anderes war für den Verkauf bestimmt und bleibt liegen, denn es fehlten der Markt oder die Mittel es dahin zu schaffen. Zur neuen Aussaat fehlt es hier und da; die Geldmittel gehen zu Ende und die getäuschten Hoffnungen lassen den Muth etwas sinken. — Es treten die Folgen des neuen Klima, der veränderten Lebensweise ein und schon befindet sich so mancher Colonist in der Krisis, welche nun einmal überstanden sein will.

Ohne irgend welche der genannten Leiden kommt Niemand fort, aber der Eine wird mehr heimgesucht als der Andere und dies Loos trifft nur zu häufig gerade den Besten und Fleißigsten und es

wird ihm in Hinblick auf Andere doppelt schmerzlich. Wer in dieser Krisis nicht den Muth hat sich durchzuarbeiten, immer wieder von Frischem anzufangen, wo sein Werk mißlang, weil die Kenntniß und Erfahrung mangelte, die Arbeit daher unzweckmäßig angefangen wurde, der darf sich nur wenig Hoffnung auf eine glückliche Zukunft machen. Mißmuth und Reue kehren in seinem Herzen ein, hemmen seine Thatkraft und lassen ihm Alles im schlimmsten Lichte erscheinen. Sein Leben wird ein Dulderleben, und das führte er ja auch in seiner Heimath, für welche die Sympathien in ihm wieder lebhaft erwachen. Gering ist der Uebergang vom Dulden zum Unglücklichsein. Nehmen wir nur den nicht seltenen Fall an, daß dem etwa regen religiösen Bedürfniß nicht genügt, die Vollendung des Schulunterrichts der Kinder nicht erreicht werden kann, so ist dies Alles Grund genug für einen rechtschaffenen Familienvater seine Auswanderung als ein Unglück zu betrachten. — Leider ist die Zahl der schwächeren Menschen größer als die der stärkeren und so kann sich nur der kleinere Theil der Ansiedeler der Hoffnung hingeben mit Glück seine Krisis in der neuen Heimath zu bestehen. Wenn auch nach der Laune des Schicksals so Mancher ohne große Prüfungen, ohne große Fähigkeiten und hervorragende Tugenden zum Ziele gelangt, so bleibt dies wiederum für Viele unerreichbar durch andere Umstände, die ihren Anstrengungen und ihren Verdiensten entgegen treten.

Wenn nun aber auch das Schicksal eine jede Berechnung zu Schanden macht, so wird doch immer ein Theil der Auswanderer, welche wir gegenwärtig im Auge haben, mit mehr oder weniger eigenem Verdienst dahin gelangen, sich glücklich preisen zu können.

Die Acclimatisations-Leiden sind größtentheils überstanden, die Cultur des Bodens wird ergiebiger durch Benutzung der gemachten Erfahrungen; um die für das Haus nöthigen Nahrungsmittel ist von Jahr zu Jahr weniger Sorge; von Jahr zu Jahr mehren sich mit der Production auch die Absatzquellen und gewähren dem fleißigen Colonisten die Geldmittel, um andere Bedürfnisse bestreiten, seinen Besitz verbessern und vergrößern zu können. — So reichen 5 bis 10 Jahre gewiß hin, den tugendhaften und intelligenten Colonisten in eine Lage zu versetzen, in der er glücklich zu preisen ist; an und für sich schon, denn seine Lage ist sorglos, mehr aber noch im Hinblick

auf sein früheres Lebensverhältniß; denn er ist jetzt Herr im wahren Sinne des Wortes, während er in Europa elender Knecht war, dem trotz Fleißes und rechtschaffenen Wandels nur Gnadenbrocken zufielen. Er ist Gebieter, während er früher dem Sclaven gleich war und er kann sich endlich mit dem Bewußtsein auf's Sterbebette legen, den Seinen ein Erbe zu hinterlassen, das sie nähren wird, wie es den Vater genährt hat, wenn sie die von ihm bezeichnete Bahn ferner betreten und verfolgen.

Wer demnach in Europo Nichts zu verlieren hat, wer sich in jeder Beziehung stark genug fühlt, über alle Hindernisse hinweg, dem Ziele entgegen zu arbeiten, der lasse seinen Kummer, seine Sorge in Europa und schreite in vernünftiger Weise zur Auswanderung nach Amerika, wo für ihn eine glückliche Zukunft möglich ist und es wird in seinem Herzen die Zufriedenheit einkehren, nach welcher er im Heimathslande vergeblich trachtete.

Um Vieles leichter wird dem Auswanderer die Colonisation, der über eine kleine Summe zu gebieten hat, vorausgesetzt, daß er stark genug ist, sich von den gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens loszureißen und mit dem Aermern einen Strang zu ziehen. Wer in Amerika die Befriedigung seiner europäischen Lebensbedürfnisse sucht und sich verschafft, der wird von seinem kleinem Capital in Amerika noch weniger Nutzen haben, als in Europa und mag sich wohl vorsehen, daß seine Casse nicht in unglaublich kurzer Zeit leer werde. Freiwillig trägt sich übrigens Vieles leicht, was unerträglich wird, wenn es der Zwang auferlegt. Deshalb lieber zu Anfang gedarbt, bis die Jahresrechnung zeigt, wie weit man seinen Neigungen freien Lauf lassen darf. Wer sich dazu nicht stark genug fühlt, thut besser, das Colonisiren aufzugeben. Wer es rechtschaffen mit der Begründung seines künftigen Wohlstandes meint, dem eröffnen sich hundert Wege dazu, wenn er über einiges Capital zur Anlage von Betrieben ꝛc. gebieten kann. Dies zu solchen Zwecken zusammen zu halten, muß daher sein größtes Bestreben sein. Dann aber kann er zuversichtlicher noch in die Zukunft schauen und während sein kleines Vermögen in Europa gleich Null zu rechnen war, so giebt es ihm in Amerika ein beneidenswerthes Uebergewicht über den ärmern Colonisten, der vorläufig allein auf seine kleinen Erndten angewiesen ist, so daß unter

den genannten Bedingungen wohl auch bemittelten Leuten die Auswanderung zum Heile gereichen kann.

Anders verhält es sich mit Denen, welche durch die Hoffnung auf schnell zu erwerbenden Reichthum über den Ocean geführt werden. Jedermann weiß „von Nichts wird Nichts" und es ist deshalb vorauszusetzen, daß sie nicht ohne ein nennenswerthes Vermögen sind. Für sie aber bleibt die gefährliche Klippe die, daß, während Andere nur Erleichterung ihres Unternehmens durch dasselbe hoffen, sie sich gänzlich auf dasselbe stützen und leicht darüber vergessen, daß, wie oben bereits gesagt, viele Leiden und Entbehrungen, denen der Colonist unterworfen ist, auch von ihnen getragen werden müssen, was ihnen um so schwerer fällt, je mehr sie an Befriedigung ihrer Bedürfnisse gewöhnt sind.

Sie sagen sich wohl: Einige Tausend Thaler wollen in Europa nicht viel sagen; wenn sie auch genügen, irgend ein Geschäft in bescheidenem Umfange zu gründen, so gewähren sie doch nur die unbestimmte Aussicht, erst nach langen Jahren vielleicht zum Wohlstande zu führen. Ganz anders legt sich in Amerika mit diesen Mitteln ein Geschäft an, denn schon Mancher ist reich von dort zurückgekehrt. — Es wird nur darüber calculirt, ob eine Kaffe- oder Zuckerplantage einträglicher ist und schneller zum Reichthum führt. Wo möglich wird die Rückkehr nach Europa mit dem vollen Seckel schon im Voraus bestimmt, da es nicht schwer fällt, Nachrichten darüber aufzufinden, wie hoch der jährliche Ertrag per Morgen — wenigstens auf dem Papiere — sich beläuft. Andere wiederum erfahren, dieser oder jener Culturzweig und technische Betrieb sei ganz vernachlässigt. Nach den Preisen der Producte, Fabrikate ꝛc. läßt sich auf einen enormen Verdienst schließen. Man glaubt die entsprechenden Kenntnisse und ein entsprechendes Anlage-Capital zu besitzen und hofft, durch Anwendung beider, den ersehnten Reichthum zu erlangen.

Die Erstern mögen bedenken, daß die Zeiten vorüber sind, wo man nur nach Wunsch sich einige Quadrat-Meilen Land aussuchen, sich für einen geringen Preis 50 bis 100 Neger anschaffen, losschlagen und lospflanzen konnte. Es ist in frühern Zeiten nicht allen Unternehmern so leicht geglückt, doch heut zu Tage ist ein solcher Betrieb

gar nicht mehr möglich. An der Meeresküste ist schwer eine größere Strecke brauchbaren Landes anders zu erwerben, als durch Ankauf von Privatpersonen, also theurer; im Innern des Landes kann man so ausgedehnte Arbeit nur beginnen, wenn man Leibeigene hat. Durch die Aufhebung des Sclavenhandels ist aber gegenwärtig der Preis der Schwarzen in Brasilien so gestiegen, daß ein gesunder und abgerichteter Neger mit 1,000$000 Reis, (etwa 800 Thaler) bezahlt wird. Eine größere Anzahl zusammen zu bringen, würde außerdem für einen Fremden kaum zu ermöglichen sein. Wer übrigens Reichthum durch Landbau allein in Amerika zu erlangen hofft, den müssen wir auf die Angaben des Nordamerikanischen Finanz-Ministers; auf Fleischmann's „Nordamerik. Landwirth," so wie auf Blumenau's „leitende Anweisung für Auswanderer nach Sta Catharina" ꝛc. verweisen. Ersterer hat amtlich nachgewiesen, daß z. B. in Wisconsin auf Landwirthschaft verwendete Capitalien gewöhnlich nur ½ pCt., in den meisten andern Staaten 1 bis 3 pCt. abwerfen. Fleischmann sagt, auf seine Zahlenzusammenstellungen verweisend: „daß ein auf Ackerbau und Viehzucht angelegtes Capital dort zu Lande auch nicht mehr an Zinsen abwirft, als in Deutschland; ja, daß dasselbe in dem weit entlegenen Westen sogar noch viel weniger Interessen trägt, als hier." Blumenau endlich bemerkt S. 14: „die nachhaltend sicherste und für den, welcher Geschmack an einer schönen Natur und unabhängigem freien Leben findet, zugleich angenehmste Weise, sein Leben zu machen und eine behagliche ruhige, aber immer arbeitvolle Existenz zu gründen, ist ohne Zweifel die Landwirthschaft, aber dabei **schnell** und beträchtlich Reichthum zusammen zu scharren, und damit als der reiche Vetter aus Brasilien nach Deutschland zurückkehren zu können, wird kein Verständiger erwarten. Anfangs macht man eben nur sein Leben, nicht mehr; erst später können sich Ueberschüsse herausstellen und da der **wirkliche**, seinem Geschäfte mit Eifer zugethane Landwirth diese fast immer wieder und auf längere Zeit hinaus auf Verbesserung seiner Grundstücke verwenden wird, so kann eigentlich von Zurücklegen etwas beträchtlicher liquider Capitalien nur wenig die Rede sein, und der Reichthum des Landwirths eben fast nur in seinem Grundbesitze, seinen Pflanzungen und seinem Viehstande bestehen, deren Ertrag seine Rente bildet."

Fabrikanten und Techniker mögen nicht vergessen, daß die neue Welt doch schon zu alt ist, als daß nicht längst unternehmende Geister, besonders Engländer und Franzosen daran gedacht haben sollten, sich in derselben Etablissements zu schaffen, deren Ertrag nach den obwaltenden Verhältnissen, so weit solche bekannt sind, ein viel versprechender ist. Leider sind aber diese Verhältnisse oft mehr verkannt als bekannt. Der Eine rechnet z. B. auf kostenfreies Brennmaterial, denn die Urwälder sind unerschöpflich; aber dennoch ist es in Wirklichkeit theurer als in Europa durch höhern Arbeitslohn und der Schwierigkeit des Transportes. Der Andere rechnet auf Zoll- und Steuerfreiheit und doch sind schon Fabrikanten durch die ihnen plötzlich zu Theil gewordene Täuschung ruinirt worden.

Deshalb möge ein Jeder sich vorsehen, daß er die Rechnung nicht ohne den Wirth macht und um so mehr, je beschränkter seine Geldmittel sind. — Wie sich demnach die Zukunft solcher Auswanderer gestalten wird, ist von der Intelligenz, dem Fleiße und den Mitteln, welche in Anwendung kommen, abhängig. Nur Kaufleute mit guten Kenntnissen, Verbindungen und Capital versehen, erwerben heut zu Tage in kürzerer Zeit Erkleckliches durch Etablissements in großen Städten, doch sie sind kaum zu den Auswanderern in unserm Sinne zu rechnen, da es zuletzt gleich ist, ob sie in Paris oder New-York, in Wien oder Rio de Janeiro sich etabliren. Ein Gleiches gilt von andern Gewerbtreibenden, die von Hause aus die Absicht haben, sich in größern Städten niederzulassen.

Wenn ferner politisch Verfolgte sich dem Geräusch der Welt entziehen und dem stillen Colonistenleben zuwenden, so kann diesen wohl eine glücklichere Zukunft vorausgesagt werden, wenn sie sonst nur mit den Eigenschaften ausgerüstet sind, welche für das Leben in der Einsamkeit qualificiren. Besonders gilt dies von denen, welche sich Brasilien zuwenden, denn in keinem Lande kann größere Freiheit herrschen nach jeder Richtung hin. In der Einsamkeit hört von selbst jedes Politisiren auf, aber auch in jeder Gesellschaft und in öffentlichen Blättern kann gesprochen und geschrieben werden was da will, Niemand kümmert sich darum, Niemand ist der Gefahr ausgesetzt deshalb verfolgt zu werden. Geheime Polizei ist höchstens in Zollbeziehungen anzutreffen. In jeder andern Beziehung theilen diese

Auswanderer ja das Loos anderer Colonisten und die Hoffnungen dieser auf Erwerb und Fortkommen. Nur mögen sie sich vor einer zu poetischen Auffassung ihrer künftigen Stellung hüten, damit sie nicht später die Prosa des Lebens erdrückt. Es ist leichter in Europa Entschlüsse zu fassen, als sie in Amerika zur Ausführung zu bringen. Ferner mögen die vor Irrthum gewarnt sein, welche viel Reisebeschreibungen und derartige, recht interessant geschriebene Bücher gelesen haben, ohne selbst jemals fremde von der Heimath weiter entfernte Länder gesehen zu haben. Sie befinden sich in der Gefahr ihrer Phantasie zu sehr freien Spielraum zu lassen und sich Bilder einzuprägen, die in Wirklichkeit nicht existiren. In Büchern ist alles Interessante zusammengedrängt, und in Wirklichkeit liegt aber noch viel Uninteressantes und Alltägliches dazwischen, wovon die Bücher schweigen.

Wen endlich die Neigung zum Absonderlichen und Abenteuerlichen nach Amerika führt, dem kann wohl Hoffnung auf die vollste Befriedigung gemacht werden. Was Andern Entbehrung und Leiden sind, wird häufig ihm zum Genuß, denn das ganze Leben hat für ihn eine andere Färbung.

Uebrigens wäre wohl zu wünschen, daß die jungen Männer, welche in Paris, London nnd andern großen Städten Tausende vergeuden unter der Rubrik „zu ihrer Ausbildung" — sich auf die Reise nach Amerika machten, um im Buche der Natur zu blättern, und ihre Kenntnisse zu erweitern. Aber nur die dürfen sich der Hoffnung hingeben wirklich etwas zu erlernen, die schon einen guten Vorrath von Kenntnissen mitbringen, sonst ist auch für sie der Urwald nur eine Baummasse, das Reh ein guter Wildbraten. Wer aber gelernt hat zu denken und wen die mitgebrachten Kenntnisse einen Anknüpfungspunkt geben, der wird einen unerschöpflichen Schatz finden und befriedigter heimkehren als die Besucher der Salons, welche vielleicht unterdeß sogenannte feine Sitten erlernten und glatte Reden zu führen, wozu allerdings der Urwald keine Gelegenheit bietet. Wo Kenntniß vom Naturzustande erst vorhanden, wird sich die Weltkenntniß schnell entwickeln und eine andere Basis gewinnen, als wenn der Fuß nie den parquettirten Boden verlassen hat.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie sehr bedingt das Fundament ist, auf welchem der Auswanderer sein Lebens-

glück baut, obgleich wir bisher nur seine Person im Auge hatten. — Es schien mir nothwendig dieselben vorausschicken zu müssen, um es einerseits erklärlich finden zu lassen, wie wenig wirkliches Heil für so Viele aus der Auswanderung erblüht und wie es daher auch zu erwarten steht, daß wir in der Colonie, deren Besprechung dieses Buch gewidmet ist, Manchen antreffen werden, der sein Ziel verfehlt hat und mit seinem Schicksale unzufrieden ist, trotzdem er mit so manchen guten Eigenschaften und Tugenden ausgerüstet ist. Andererseits aber durfte ich es nicht unterlassen den, welcher mit dem Gedanken an die eigene Auswanderung dies Buch in die Hand nimmt, nochmals angelegentlichst zu rathen, sich und die Seinigen, welche in die Fremde geführt werden sollen, gewissenhaft zu prüfen, ob sie dem großen Schritte, welchen sie vorhaben, gewachsen sind. Millionen schreiten zur Auswanderung und nur Wenige werden durch dieselbe wahrhaft glücklich, weil sie ihre Kräfte überschätzten und es ihnen an genügender Selbstkenntniß und richtigem Urtheil über ihre künftigen Verhältnisse fehlte. Zwar hat mancher von ihnen sich über diese zu unterrichten gesucht, aber durch Schriften, welche die Wahrheit bemäntelten oder vorenthielten, denn die Tendenz derselben war: die Auswanderung nach irgend einem bestimmten Orte hinzuleiten, zu derselben zu animiren. Viele jedoch sind blind in ihrem Eifer und übersehen wie inhaltsschwer oft wenige hingeworfene Worte solcher Schriften sind, oder sie sind zu leichtsinnig und mögen Manches nicht recht in Ueberlegung ziehen, was jedenfalls später zu ernstem Nachdenken und oft zu spät zur bittersten Reue führt.

Wir haben bereits manches „Wenn“ aufstellen müssen, um die Möglichkeit eines durch die Auswanderung zu erreichenden Glücks bezeichnen zu können. Wir müssen noch ein mächtiges „Aber“ dahinter folgen lassen, das sich auf die Wahl des Ansiedelungsortes bezieht. „Wenn der Colonist alle besprochenen Eigenschaften und Tugenden hat, so kann er glücklich werden; aber nur unter der Bedingung, daß er in der Wahl des Ansiedelungsortes keinen Fehlgriff macht.

Es ist erstens und vor Allem erforderlich, daß der Ansiedelungsort in einem gesunden Klima belegen sei. Freilich ist es nun gar nicht so leicht, über die Beschaffenheit des Klima abzuurtheilen.

Für die Eingebornen ist es maßgebend, wenn sich nur selten ansteckende Krankheiten zeigen, wenn keine große Sterblichkeit herrscht und Viele ein hohes Alter erreichen. Sind diese Eigenschaften vorhanden, so wird der Ort oder die Landstrecke den Ruf der Gesundheit bei den Eingebornen genießen; aber dennoch ist es immer sehr fraglich, ob Europäer sich an solchen Orten wohl befinden werden. Mit der Zeit gewöhnt sich der menschliche Körper an ein jedes Klima, aber es muß wohl auch in Rechnung gezogen werden, ob die Acclimatisation leicht vor sich geht, oder mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist, weshalb darüber mit Vorsicht Nachrichten von solchen Personen eingezogen werden müssen, welche die Acclimatisations-Krankheit an Ort und Stelle überstanden haben. Nur diese haben vorläufig ein competentes Urtheil — für die gleiche Individualität. Würden überall genaue Todtenregister geführt, die sichern Anhalt für das erreichte Lebensalter gäben und wären überall verständige wirkliche Aerzte vorhanden, welche die Ursache des Todes anzugeben vermöchten, so wäre leichter über die Beschaffenheit des Klima abzuurtheilen. So aber dürfte dies schon in Europa seine Schwierigkeit haben und in Amerika, wo in vielen Fällen jeder Anhalt fehlt, möge man sich wohl vor zu eiligem Urtheil hüten.

Die zweite Frage muß auf die bestehenden Communicationen des Ansiedelungsortes gerichtet sein, denn ohne Verbindung mit Orten, die einen Markt für unsere Producte haben, ist nur im Paradiese allein zu leben. Da aber in diesem für die armen Erdenpilger kein Land zur Colonisation mehr ausgewiesen wird, so lasse sich Niemand durch vorgelegte Karten mit breiten, dick aufgemalten Flüssen und schönen Straßen täuschen, denn das geduldige Papier verräth nicht, daß die Flüsse, wenn sie überhaupt noch in der Wirklichkeit existiren, vielleicht nur in der Regenzeit Wasser enthalten, und daß alsdann noch unendlich viele Bedingungen Statt finden müssen, ehe ein solcher Fluß oder Bach als wirkliches Communicationsmittel dienen kann. Im Urwalde existirt wohl selten ein Gewässer, das nicht durch umgefallene Bäume, Steingerölle ꝛc. unfahrbar geworden ist.

Mit den Straßen verhält es sich ähnlich. Zwar wird seltener mit deren Andeutungen auf Karten so unverschämt umgegangen, wie mit den Flüssen und es existirt in der Regel in Wirklichkeit etwas

mehr, als ein bloßes Project; aber über die Qualität täusche sich nur Niemand, am allerwenigsten in dem Lande unserer Besprechung: Brasilien, wo eine Landstraße noch nicht das Bürgerrecht verliert, wenn auch das arme Pferd oder Maulthier die Hälfte des Weges auf dem Bauch zurücklegen muß. Statt Brücken und Fähren ist oftmals an den Uebergangspunkten nicht mehr als ein bloßer Gedankenstrich vorhanden; doch mit mehr oder weniger Lebensgefahr erreicht man doch zuletzt das andere Ufer, was am Ende die Hauptsache ist.

Eisenbahnen existiren in Brasilien noch nicht, doch ist bereits wenigstens ein Project dazu vorhanden und man ist mit den Vorarbeiten beschäftigt.

Das Haupt=Communications=Mittel in Brasilien ist die Küstenfahrt, welche durch Dampfschifflinien bedeutend unterstützt und in bevorstehender Zeit noch mehr gehoben werden wird: Darum ist es denn auch immer am rathsamsten, sich nicht zu weit von der Meeresküste zu entfernen, wenn man Geschäfte mit der Hauptstadt oder ferne Orte zu machen gedenkt.

Die andere Frage betrifft die Productionsfähigkeit des Landes. Ich setze sie hinten nach, denn kein Land ist so unfruchtbar, daß man nicht wenigstens die Erndte für den eigenen Hausbedarf sollte erzielen können. Das Mehr ist aber werthlos, wenn keine Mittel zum Verkauf desselben existiren. Ich habe deutsche Arbeiter kennen gelernt, denen als entlassene brasilianische Soldaten Land im Innern angewiesen worden war. Die Erzählung ihres Schicksals war Schrecken erregend. Mit unendlicher Mühe hatten sie es bis zur ersten Erndte gebracht, und um sie zu verwerthen, beluden sie sich selbst, in Ermangelung besserer Lastthiere mit einem tüchtigen Sack Bohnen, schleppten ihn Tage lang und waren endlich froh, einen Käufer zu finden, oder vielmehr Jemand, der sich geneigt zeigte, ihnen ein Trinkgeld für den beschwerlichen Transport der Bohnen zu zahlen. Entmuthigt auf's Höchste, eilten sie der Küste zu, suchten sich als Tagelöhner durchzuschlagen und ihre Colonie zu vergessen, die sie nie wieder sahen.

Es ist selbstredend, daß die Prüfung der Productionsfähigkeit einen Anhalt haben muß an den Absichten, welche man mit seiner Ansiedelung verbindet, denn andere Ansprüche macht der, welcher sich auf Production tropischer Gewächse legen will, als der, welcher Getraide=

bau oder Viehzucht betreiben will, und es läßt sich darum Allgemeines nicht aufstellen, sondern es ist nur mit Nachdruck dem Auswanderer zuzurufen: „Prüfe, prüfe ohne Uebereilung, denn ein Anfang, ein Ankauf ist schnell gemacht, und mit diesem sind die Würfel Deines Schicksals gefallen, und ein Wechsel ist nicht so leicht — für Viele nie zu bewerkstelligen.“

Zu den vielen Bedingungen in Betreff der eigenen Person, kommen also noch sehr triftige in Betreff der Wahl des Ansiedelungsortes und Alles, Alles nur erst, um die **Aussicht** auf ein erreichbares Glück zu gewinnen. Sollte man nicht zurückschrecken vor all dem **Wenn** und **Aber?** Unwillkührlich wird man an das alte Sprüchwort erinnert: „**Bleibe im Lande und nähre dich redlich,**“ wenn nur eben der Nachsatz nicht etwas wunderlicher Natur wäre für solche, welche es Tag und Nacht nicht daran haben fehlen lassen, dem Spruche getreu zu bleiben. Eine jede Feder verliert an Kraft, wenn sie übermäßig gespannt wird, und so muß auch der Muth seine Kraft verlieren, wenn er in keiner Weise Unterstützung findet. Seine Spannkraft läßt mehr und mehr nach, bis er sich plötzlich wieder an dem Gedanken der Auswanderung aufrichtet; denn der Mensch hört nie auf zu hoffen und seine Hoffnungen sind um so größer, je weniger er die Grundlagen kennt, auf welchen sie ruhen. Darum ruft der Verwaltungsrath des Berl. Central-Vereins für Auswanderung allen Auswanderungslustigen zu: „Eure Hoffnungen sind nichts als schöne Träume, denen nur gar zu oft ein schreckliches Erwachen folgt. Wenn ihr uns nicht glauben wollt, die wir mit gewissenhafter Sorgsamkeit seit Jahren die Verhältnisse geprüft haben, die wir zum Theil selbst in Amerika gewesen sind, so hört wenigstens die Stimme rechtschaffener Deutschen von drüben und unparteiischer Amerikaner . . . Hört um Gotteswillen nicht auf sogenannte Freunde, die Euch das Leben in Amerika oder Australien nicht schön genug schildern können. Wenn Ihr gründlich nachfragt, so werdet Ihr finden, daß sie entweder selbst nur vom Hörensagen sprechen, oder daß es verkappte Agenten für die Schiffsexpedienten sind, die von Euch gern ihre Provision verdienen möchten. Traut auch den Briefen nicht immer, die angeblich von Verwandten und Freunden von dort hierher geschrieben werden. Diese sind, so unglaublich es klingen mag, sehr oft erlogen.

Vielfach angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß solche Leute sich nicht geschämt haben, an die eigenen Eltern oder Geschwister zu schreiben, sie sollten nur nachkommen, es ginge ihnen vortrefflich, während sie doch im äußersten Elende geschmachtet haben, ꝛc.“

„Bleibet im Lande und nähret Euch redlich,“ ruft die Deutsche Gesellschaft zu New-Orleans, „so lange Ihr eben Euer Auskommen in der Heimath findet, denn Ihr kommt in ein Land, wo Klima, Sprache, Sitten und Gebräuche von den Eurigen verschieden sind. Es sind uns viele Fälle vorgekommen, wo Einwanderer dem bittersten Elende Preis gegeben, den leichtsinnig unternommenen Schritt schwer bereut und sich, wiewohl oft vergeblich, bemüht haben, die Mittel zur Rückkehr in's Vaterland zu erbetteln.“

„Bleibet im Lande und nähret Euch redlich,“ ruft der nach Europa zurückgekehrte Goldsucher Ballenstedt den nach Schätzen dürstenden Landleuten zu, in seiner „Warnung für Auswanderer,“ und führt u. A. an: „Es ist unglaublich, wie viele Menschen jährlich an den Küsten Californien's landen, in der Hoffnung, bald mit geringer Mühe so viel Gold zu finden, daß sie ein arbeitsloses, sorgenfreies Leben führen können; aber unter diesen Vielen sind äußerst Wenige, die sich nicht bitter getäuscht sehen, und noch Wenigere, denen es vergönnt ist, je wieder in ihre Heimath zurückkehren zu können.“

Wir sind nun weit davon entfernt, den Kerngehalt des guten, alten Spruches verkleinern zu wollen und stimmen vollständig überein mit der vom genannten Verwaltungsrath ausgesprochenen Meinung: „Darin sind noch Alle, welche Amerika und Australien kennen und die Wahrheit sagen wollen, einig, daß der Auswanderer, wenn er das Geld, was er zur Reise für sich und seine Familie nöthig hat, zusammennimmt, wenn er ebenso fleißig und unermüdlich jede Arbeit, die ihm irgend vorkommt, verrichtet, und ebenso sparsam jeden Pfenning zu Rathe hält, wie er es in Amerika oder Australien thun muß, falls er nicht verhungern will, hier in Deutschland immer noch besser, oder doch eben so gut fortkommt, wie dort.“

Allein es ist nicht in Abrede zu stellen, daß es für Viele doch etwas Anderes ist, sich im fremden Lande, wo Jeder arbeiten muß, jedweder Arbeit zu unterziehen und deshalb nicht geringschätziger betrachtet zu werden, als jeder Andere, — als im Vaterlande, wo so

Vieles an vergangene bessere Zeiten erinnert; wo man so Wenige trifft, die den rücksichtslosen Fleiß zu würdigen wissen und sich nicht hoch über den dünken, den das Unglück zwingt, Arbeiten zu verrichten, die im ärgsten Contrast stehen mit seiner genossenen Erziehung und Bildung, und — dem Unglücklichen dies fühlen lassen, — wäre es auch nur in der mildesten Form, — durch mitleidige, aber drückende Theilnahme.

Es ist ferner nicht zu übersehen, daß es nicht gleichgültig ist, ob man für sich und seinen eigenen Haushalt sich abmüht, oder nur, um für kärglichen Lohn den Seckel des Reichen noch mehr zu füllen, und es verdient in Betracht gezogen zu werden, ob nicht ein milderes Klima und andere Umstände das redliche Streben nach Sorglosigkeit wesentlich erleichtern.

Darum wird die von den deutschen Urvätern bis auf uns vererbte Wanderlust auch nie absterben, wenn jener Spruch auch unaufhörlich zugerufen wird, und schwerlich ist unter den Millionen Ausgewanderten Einer zu finden, dem derselbe unbekannt geblieben war. Dem guten alten Spruch wird ein anderer entgegengesetzt, der da heißt: **„Ein jeder Mensch ist seines Glückes Schmidt."** Auch er hat seinen Kern und seine Wahrheit, wenn man nur, um Schmidt zu werden, nicht vergißt, das Schmieden zu erlernen. Denn sonst wird nur das Getöse des Hammers, der auf kaltes Eisen schlägt, aus der Schmiede schallen.

Darum, Auswanderer, prüfe Deine Kraft und Geschicklichkeit, Dein Werkzeug und Dein Material. Findest Du Alles in untadelhafter Beschaffenheit, so magst Du die Schmiedeesse Deines Glücks aufschlagen wo du willst, also auch im fremden Lande. Du wirst reussiren, wenn Du nicht nach Trugbildern haschst und kein Scheinglück suchst; denn die gelobten Länder gleichen einer Theaterdecoration. Laß Dich nicht durch den Anblick der schönen Farben aus der Ferne, bei Lampenlicht, täuschen, sondern betrachte sie in Ruhe, so nahe als möglich, beim Tageslicht zuverlässiger Schriften, wo Du die Spuren des Pinsels besser verfolgen kannst, und Du wirst finden, daß auch hier, wie überall im Leben, der Standpunkt und die Verhältnisse Alles ausmachen, daß aber auch die Kehrseite der schimmernden Coulisse — nur grobe Leinwand ist.

Schrödersort (Joinville)

vom Balkon des S.-Holst. Hauses aus gesehen.



Nach d. Natur gez. v. Rodowicz.

Lith. v. Nestler & Melle. Hamburg.

Aubé. *Günthersche Gebäude.* *neues Directionshaus.* *v. Frankenberg.* *Heeren.* *Stellfeld.* *Straube.* *Durski.* *Dr Krebs.*

Nachdem wir nun einen Blick auf die Auswanderung im **Allgemeinen** geworfen und uns dadurch auf eine richtigere Beurtheilung des **Speciellen** vorbereitet haben, wollen wir zur Betrachtung desselben übergehen und die Verhältnisse der Colonie Dona Franzisca in nähere Besprechung ziehen.

Daß bei Beleuchtung dieser Verhältnisse jede Rücksicht auf Personen wegfallen muß, deren Wirksamkeit direct oder indirect vielleicht ein Tadel trifft, ist selbstredend, und nur der Unverstand könnte erwarten, im Nachfolgenden bloße Lobreden zu finden. Nur durch den gerechten Tadel, der aus der guten Absicht entspringt, vor Täuschung zu bewahren und auf Verbesserung hinzuwirken, läßt sich ein Heben der Colonie erreichen.

Wie vieler Tadel trifft nicht täglich diese oder jene Einrichtungen und Verhältnisse in unserm alten civilisirten Europa? Wer dürfte darum wohl erwarten, daß die, sich noch in der ersten Entwickelung befindenden Colonie-Verhältnisse tadellos dastehen sollten.

Möchte daher auch jeder Auswanderer den Schriften von vorn herein mißtrauen, die nur Lobhudeleien über diese oder jene Colonie enthalten, denn es sind Lügenschriften: Wo man die Feder zur Kritik ansetzt, wird sich immer reichlicher Stoff zum Tadel finden; aber die muthlose oder bezahlte Feder fürchtet ihn zu Papier zu bringen, bis endlich, wenn es zu spät ist, Enttäuschte ihren Mißmuth laut werden lassen und in demselben die Grenzen der Gerechtigkeit überschreiten, den gerechten Tadel in einen bittern verwandeln.

Wenn wir demnach dem Vorzüglichen die Aufmerksamkeit nicht entziehen wollen, obgleich das Gute für sich selbst spricht, so wollen wir uns aber auch bemühen, die Mängel der Colonie in das rechte Licht zu setzen, denn nur dadurch kann den **übertriebenen** Klagen Unzufriedener ein Ziel gesetzt werden.

Möchten endlich auch noch viele Andere, die positive Kenntnisse vom Zustande irgend welcher Colonien in Amerika oder Australien erlangten, meinem Beispiel folgen und statt Lobhudeleien und verschleierte Andeutungen zu schreiben, Licht und Wahrheit zu verbreiten suchen. Dann erst wird es möglich werden, einen bestimmten Vergleich anzustellen und abzuurtheilen, wo für den deutschen Auswanderern das meiste Heil zu hoffen ist.

II.

Der Colonisations-Verein vom Jahre 1849 und seine Grundlagen. Bericht desselben über die factische Begründung der Colonie Dona Francisca. Günther's Wirksamkeit und Berichte. Verabschiedung Günther's durch Herrn Schröder. Fortschreitung der Colonie unter der interim. Direction des Herrn Schröder. Absendung des Directors Frankenberg. Expedition der Gloriosa.

Die Colonie Dona Francisca verdankt ihre Gründung einem Actionisten-Verein, dessen Zweck es ist, die demselben von S. K. H. dem Prinzen Joinville contractlich überlassenen 9 bis resp. 20 Quadrat Leues Land, in der Provinz Ste Catharina in Brasilien bei St. Francisco belegen, zu colonisiren, um der Auswanderung aus Deutschland, besonders Unbemittelter dadurch ein Ausweg mehr zu eröffnen, der einerseits den Auswanderern alle nur zu erreichenden Vortheile darbieten, andererseits den Mitgliedern des Vereins, welche zugleich Ansiedler in der Colonie selbst sein können, einen angemessenen Gewinn sichern sollte.

Die Mitglieder des Vereins sind Inhaber von 1500 verkäuflichen Actien à 100 Thaler Preuß. Crt. Der Verein kann daher über eine Summe von 150,000 Thaler Preuß. Crt. nöthigenfalls verfügen, sobald die Actien sämmtlich verkauft sind und die vollen Einschüsse eingefordert werden.

Seine Angelegenheiten werden durch eine Direction von fünf Mitgliedern desselben unentgeltlich besorgt und hat Herr Senator Chr. M. Schröder die Verpflichtung übernommen, an der Spitze des Unternehmens zu bleiben. Die Beschlüsse des Vereins werden in Directions-Versammlungen festgestellt und für das specielle Verwaltungsgeschäft ein „verwaltender Director" erwählt.

Die Direction bestimmt die von den Mitgliedern des Vereins nach und nach zu leistenden Einzahlungen, die wo möglich nicht über 50 pCt. pr. Actie hinausgehen sollen. Sie discontirt mit etwa unbenutzt stehenden Geldern des Vereins, schreibt in der Bank für den-

selben ab und legt wenigstens ein Mal jährlich den Actionisten in einer General=Versammlung eine Uebersicht über den Fortgang der Angelegenheiten des Vereins vor.

Bis zu einem bestimmten Termine hatte jeder Actionist das Recht, unter der Bedingung der Einzahlung des vollen Actienbetrages von 100 Thalern, von dem Verein 50 Morgen Landes, 4 auf eine Franz. Hectare gerechnet, von den, demselben zuständigen Ländern bei St. Francisco in Süd=Brasilien, sich ohne weitere Kosten ausweisen zu lassen, wohingegen der, das Land in Anspruch nehmende Actionist die Verpflichtung übernahm, auf je 50 Morgen wenigstens eine Familie innerhalb zweier Jahre anzusiedeln, die sich gleich den übrigen Colonisten den allgemeinen Communallasten zu unterwerfen haben. Auch steht es den Actionisten frei, statt der 50 Morgen Ackerland einige Morgen Stadtland in Anspruch zu nehmen, wobei alsdann die Colonisations=Verpflichtung wegfällt.

Der Verein constituirte sich unter der interimistischen Direction der Herren: Chr. M. Schröder, Ad. Schramm und G. W. Schröder, welche im März 1851 öffentlichen Bericht abstatteten über die, durch contractmäßige Absendung von 100 Colonisten factische Begründung der Colonie Dona Francisca.

Dieser Bericht spricht sich über die Gründung der Colonie in folgender Weise aus:

„Schon im Jahre 1845 wurde in Hamburg von einer Anzahl patriotischer Männer die hohe Wichtigkeit der Auswanderungsangelegenheit erkannt und die Gründung einer Colonisations=Unternehmung verabredet. Man richtete schon damals sein Auge auf Brasilien, in der Ueberzeugung, daß kein anderes Land in demselben Maaße, wie dieses eine Aussicht auf Vermehrung des Handels bietet. Mit nicht unbedeutenden Kosten wurde versucht, in den Besitz eines geeigneten Landstriches zu gelangen, bis nach mehrjährigen vergeblichen Bemühungen der Verein sich auflöste.“

„Als nun im Jahre 1849 S. K. H. der Prinz von Joinville, durch einen Bevollmächtigten sich zur Abtretung eines Theiles seiner werthvollen, in der Provinz Santa Catharina in Brasilien belegenen Ländereien erbot, konnte in einer dadurch veranlaßten Versammlung von Mitgliedern des frühern Vereins, man nicht zu einer Wie=

dervereinigung gelangen, um in Unterhandlungen einzutreten, und es sprach sich die Aussicht aus, damit nach Frankfurt zu verweisen, wo damals das Auswanderungswesen als Staatssache behandelt werden sollte.“

„Beseelt von dem Wunsche, die Sache Hamburg zu erhalten, und in der Ueberzeugung, daß nur die schlimmen Zeitverhältnisse, die Mitglieder des frühern Vereins veranlaßt hatten, für den Augenblick ihre Theilnahme zu versagen, entschlossen sich in diesem kritischen Momente die Unterzeichneten, die Sache zu erfassen, um, wenn möglich, dieselbe zu einer günstigern Zeit, und in einem geordneten Zustand, dem Publicum zur Theilnahme wieder anzubieten.“

„Die Ländereien des Prinzen von Joinville vereinigen in seltenem Maaße alle vorerwähnten, für eine Colonie erforderlichen Eigenschaften. Belegen in der gemäßigten Zone zwischen dem 26sten und 27sten Grade südlicher Breite, ist die Temperatur im Sommer noch gerade hoch genug zur Zeitigung fast aller tropischen Gewächse, ohne, wie das bei gleicher Sonnenwärme in den Tropen der Fall ist, auch in den übrigen Theilen des Jahres an lästiger Hitze zu leiden. Das wegen seiner Milde und Heilsamkeit, berühmte Klima der Provinz Ste Catharina, überhebt den Arbeiter des Sammelns für den Winter, unterbricht nicht seine Arbeit, und deckt ihm in jeder Jahreszeit die Tafel. Die nahe Nachbarschaft des Meeres, welches seine Fluth bis in die Flüsse der Colonie hineintreibt, gestattet nicht allein den Absatz solcher Producte, welche im Innern des Landes werthlos sind, sondern ist auch der Transportkosten wegen von großem Einfluß auf den Netto-Ertrag der Pflanzungen, und wenn irgendwo die Hoffnungen erfüllt werden können, die in handelspolitischer Beziehung, von der Auswanderung gehegt werden, so dürfte dermaleinst das an dieser Stelle sein, wo dem prachtvollen Hafen von St. Francisco, schon vor vielen Jahren, eine große Zukunft geweissagt ist. Ein solcher Handel kann nur auf einer großen Production von Tauschartikeln für das Mutterland sich gründen, und gerade dafür bietet sich hier ein fast unbegrenztes Feld. Nicht allein die ausgedehnte, fast gänzlich unbevölkerte Landstrecke, welche von der Nachbarschaft des Meeres in immer zunehmender Fruchtbarkeit bis an das Küstengebirge sich erstreckt, sondern in noch ausgedehnterem Maaße jenseits desselben die fruchtbaren

weidereichen Hochebenen von Curitiba und Lages bieten dort der Ansiedelung einen Raum, in welchem Millionen Deutscher in Wohlstand leben können.“

„Da nun die Bedingungen, welche der Prinz von Joinville stellte, um so annehmbarer erschienen, als sie nur von dem Wunsche ausgingen, der Colonie ein glückliches Aufblühen zu sichern, so kam zwischen dem Bevollmächtigten Sr. Königl. Hoheit und Herrn Senator Schröder in Hamburg ein Vertrag zu Stande, der Letzterem die Befugniß gab, das Unternehmen einem Verein von Actionisten zu überlassen, unter der Bedingung, selbst an der Spitze desselben zu bleiben. In Uebereinstimmung damit wurde von demselben der Contract ohne lästige Bedingungen oder Vorbehalte den Unterzeichneten abgetreten und von diesen unter dem Namen:

Colonisations-Verein von 1849 in Hamburg

ein Actionisten-Verein gegründet, dessen Statut anliegt; und wenn wir erst heute nach mehr als anderthalb Jahren, in öffentlicher Versammlung das Publicum zur Betheiligung an unserm Unternehmen auffordern, so hat das seinen natürlichen Grund in dem Umstande, daß erst jetzt die mancherlei Concessionen in genügendem Maaße von der Brasilianischen Regierung uns geworden sind, deren Zugeständniß der definitiven Annahme des Contractes, verabredungsmäßig vorhergehen mußte.“

„Die Stipulationen des Contractes sind folgende:“

„Ihre K. K. H. H. der Prinz und die Prinzessin von Joinville treten ab von ihren, in der Provinz Ste Catharina belegenen Ländereien, 8 Quadratlieues, jede von 1600 Hectaren, oder 9 Quadratlieues, falls die Brasilianische Regierung eine Subvention für die Passage der Kinder zwischen 6 und 12 Jahren zu geben verweigern sollte. Diese 8 oder 9 Quadratlieues sind auszuwählen aus einem Areal von mindestens 11 Quadratlieues, so daß alle unbrauchbaren Stücke ausgeschossen werden dürfen.“

„Ihre Königl. Hoheiten reserviren sich von den übertragenen Ländereien 5 Hectaren Stadtland und 500 Hectaren im Ackerdistrict, so wie auch die Minen. An der Stelle eines Kaufpreises ist die Verpflichtung übernommen, im ersten Jahre 100, im zweiten Jahre 200 und in den drei folgenden Jahren jährlich 400 Colonisten jedes Alters

und Geschlechts anzusiedeln, und dafür zu sorgen, daß dieselben mit den nothwendigen Bedürfnissen und Lebensmitteln, bis sie selbst solche erndten können, versehen werden. Auch zu veranstalten, daß auf der Colonie immer hinreichende Lebensmittel für die Colonisten vorhanden sind.“

„Ferner dafür zu sorgen, daß die für die Communication erforderlichen Wege angelegt und in gehörigem Stande gehalten, auch die Ufer der Flüsse zur allgemeinen Benutzung frei gelassen werden; daß gehörige Communal-Einrichtungen getroffen, Kirchen und Schulen angelegt und protestantische und katholische Prediger und Schullehrer dabei angestellt werden.

Damit aber es an den nothwendigen Mitteln zu diesen und andern öffentlichen Zwecken nicht mangeln möge, ist eine jährliche Abgabe von den Colonisten durch ihre Commune-Vorsteher zu erheben, die nicht weniger als jährlich 2000 Reïs oder circa $1\frac{1}{2}$ Pr. ℳ per Feuerstelle betragen darf.“

„Alle etwa sich erhebenden Streitigkeiten sollen durch Arbitration entschieden werden, und die Nichterfüllung der contractlichen Stipulationen hat nunmehr in keinem Falle eine schlimmere Wirkung, als die Zurückgabe des alsdann noch nicht verkauften Landes in dem Verhältniß von 8 Hectaren für jeden zu wenig angesiedelten Colonisten.

Ihre Königlichen Hoheiten, der Prinz und die Prinzessin von Joinville, verpflichten sich dagegen, dem Vereine noch andere 12 Quadratlieues ihrer angrenzenden Ländereien, unter gleichen Bedingungen zu einem Preise von 10 Francs per Hectare zu überlassen, wobei es demselben gleichfalls gestattet ist, das unbrauchbare Land auszuschießen, und hat der Verein sich innerhalb 4 Jahren zu erklären, ob er dieselben annehmen will oder nicht, und im ersten Falle jährlich Ein Fünftel davon zu übernehmen, mit 10 Frcs. per Hectare zu bezahlen und mit 400 Colonisten zu besetzen.“

„Ferner versprechen Ihre Königlichen Hoheiten, während der Dauer des Contractes nicht eine Vereinbarung derselben Art mit Andern einzugehen.“

„Endlich hat der Prinz von Joinville es übernommen, die verschiedenen, von dem Vereine bei der brasilianischen Regierung

nachgesuchten Begünstigungen für die Colonie kräftigst zu unterstützen.“

„Es sind uns demgemäß von der brasilianischen Regierung auch mit großer Bereitwilligkeit die hauptsächlichsten der nachgesuchten Begünstigungen, theils durch ausdrückliche Bewilligung der Kammern und der Regierung, theils durch Hinweisung auf die bereits bestehenden Landesgesetze zugestanden worden. Namentlich ist uns das Recht ertheilt, Schiffe mit Colonisten, deren Effecten, Lebensmitteln, und allen für den Gebrauch der Colonie bestimmten Gegenständen direct nach der Colonie abzusenden und daselbst ohne irgend eine Zollabgabe zu landen, wobei auch die Schiffe von Ankergeld befreit bleiben.“

„Es ist uns gleichfalls von den Kammern das Verbot der Benutzung von Sclaven bestätigt, was zur Erhaltung deutscher Sitten und Sprache um so mehr beitragen wird, als in der ganzen Ausdehnung der Colonie auch nicht ein einziger Brasilianer angesiedelt ist.“

„Den Colonisten sind Gewerbs- und Mutations-Abgaben erlassen, und gesetzlich Militairfreiheit und Schutz für jeden Cultus gesichert.“

„Directe Abgaben vom Lande sind überhaupt in Brasilien nicht vorhanden.“

„Was nun die Colonie selbst betrifft, so bietet der Umstand, daß sie in dem kühlen Theile derjenigen Region belegen ist, in welcher noch die tropischen Gewächse in Vollkommenheit gedeihen, ihr den Vorzug einer überaus großen Manigfaltigkeit der Producte, und das Klima eignet sich nicht allein für Zuckerrohr und für Kaffe, die werthvolle strauchartige Baumwolle, Thee, Taback, Paraguathee, welcher wild wächst und einen bedeutenden Handelsartikel nach der Süd- und Westküste bildet, für Reis, Mandioc-Wurzel, aus welcher ein viel genossenes Mehl und der sogenannte weiße Sago bereitet wird, sondern auch für fast alle europäischen Gewächse, für die Getraide- und Gemüsearten, namentlich auch für Kartoffeln, die, von St. Catharina, in Rio de Janeiro eines ausgezeichneten Rufes geniessen. Es weisen auch die Zoll-Register der nur $1\frac{1}{2}$ Legoas entfernten Stadt San Francisco schon jetzt die Ausfuhr vieler dieser Producte nach.“

„Wir haben der Colonie den Namen **Dona Francisca** und der ersten zu gründenden Stadt den Namen **Joinville** beigelegt, auch im Spätherbst 1849 den Ingenieur H. Günther nach Rio de Janeiro gesendet, um sich von da nach der Colonie zu begeben. Unvorhergesehene Zögerungen gestatteten ihm erst im Mai 1850 Rio de Janeiro zu verlassen und ist er nach dreitägiger Fahrt mit einigen Colonisten in der Colonie gelandet."

„Es sind nicht unbedeutende Culturen vorgenommen, Aussaaten und auch schon Erndten gemacht. Außer einem Hause für den Ingenieur, einem Magazine und einigen Colonisten-Häuschen ist ein großes Gebäude errichtet, worin die ankommenden Colonisten, bis sie sich selbst Häuser errichten können, ein unentgeltliches Obdach finden."

„Eine Wegestrecke nach dem Gebirge ist gemacht; der Landungsplatz und der Platz für die Stadt Joinville bestimmt; kurz alle Vorbereitungen sind getroffen, zur Aufnahme einer bedeutenden Anzahl von Colonisten."

„Wir haben nun auch am 10. December 124 Colonisten mit dem Barkschiffe Colon direct nach der Colonie expedirt, welche jedoch durch widrige Winde aufgehalten, erst in den ersten acht Tagen des Januars haben in See gehen können."

„Um die Schwierigkeiten möglichst zu vermindern, die mit der Ansiedelung einer neu zu errichtenden Colonie verbunden sind, haben wir bisher eine allgemeine Aufforderung vermieden, und es vorgezogen, diesen ersten Colonisten, um sie auswählen zu können, bedeutendere Vorschüsse zu machen, wie im Allgemeinen geleistet werden können."

„Durch die Ankunft derselben werden nun unserm Ingenieur in der Colonie die ferneren Vorbereitungen zur Aufnahme einer größeren Zahl von Colonisten sehr erleichtert sein, und es ist uns auch bereits die Aussicht auf zahlreiche Anmeldungen für die nächste auf den 1. Mai angesetzte Expedition geworden. Unter den abgegangenen Passagieren befindet sich ein der Medicin kundiger Apotheker und mit einem uns sehr empfohlenen Schullehrer haben wir eine Uebereinkunft wegen Abhaltung eines sonntäglichen Gottesdienstes bis zur Ankunft eines Predigers getroffen. Eine Mannigfaltigkeit von

Gegenständen für die ersten häuslichen Einrichtungen haben wir gleichfalls mitgeschickt.“

„Die Berichte unsers Beamten, so wie die schriftlichen und bei seinem Hiersein mündlich uns ausgesprochenen Mittheilungen unsers Bevollmächtigten in Rio de Janeiro, des Herrn General-Consuls Guiguer, bestätigen auf das Vollkommenste die Vortrefflichkeit des Klimas, der Lage und die Fruchtbarkeit der Colonie; so auch das große Interesse, welches der Kaiser und die Kaiserin, die Mitglieder der Kammern und der Provinzial-Regierung an dem guten Fortgange unsers Unternehmens mehrfach an den Tag gelegt haben. Wir glauben daher die besten Aussichten zu haben, für das gute Gedeihen der Colonie und hoffen namentlich, daß die Sorgfalt, womit wir uns bemühten, den jüngst abgegangenen Colonisten, die ihnen als ersten Ansiedlern mehr als ihren Nachfolgern im Wege stehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, durch einen glücklichen Erfolg belohnt werden möge“ ꝛc.

Fast gleichzeitig mit diesem Bericht erschien in der „Leipziger illustrirten Zeitung“ eine einladende Beschreibung der Colonie, begleitet von einer schönen Darstellung des Landungsplatzes und der ersten Häuser der Colonie mit zierlichen Gärten ꝛc., so wie die Zeichnung eines Colonistenhauses, wie solche, mit zum Theil urbargemachtem Lande, zum Preise von 250 ℛ pr. Crt. zum Verkaufe an Colonisten herzustellen sein würden.

Alles machte den günstigsten Eindruck und der Erfolg blieb auch nicht aus; denn noch ehe anderweitige öffentliche Einladungen zur Uebersiedelung nach dieser Colonie erfolgten, meldeten sich mehr und mehr Auswanderer aller Classen, welche ihr Heil in derselben versuchen wollten.

Weshalb hätte man auch nicht Vertrauen fassen sollen zu einem Unternehmen, an dessen Spitze einer der geachtetsten Kaufleute Hamburgs stand. Ferner kamen verschiedene Gerüchte in Umlauf, daß der Prinz selbst seinen Aufenthalt in der Colonie nehmen würde; nach den eingelaufenen Nachrichten nahm der Kaiserl. Brasilianische Hof den lebhaftesten Antheil am Erblühen und Gedeihen der Colonie; die nahe Aussicht endlich auf eine Dampfschiffverbindung mit der Hauptstadt, so wie die Details des Berichtes des Beamten Günther

gaben der ganzen Sache ein solch' Relief, daß es wirklich nicht zu verwundern war, wenn ein allgemeines lebhaftes Interesse für die Colonie erwachte und mancher zur Auswanderung Geneigte sich für dieselbe entschied.

Leider ist in Wirklichkeit Vieles anders als in den Berichten, besonders wenn solche von Beamten des Günther'schen Schlages ausgehen. Die Wahl dieses Mannes zum Ingenieur und einstweiligen Colonie-Director, muß als das erste Unglück bezeichnet werden, welches der Colonie passirte und unausbleiblich waren die Folgen derselben. Neid und Mißgunst würden nicht unterlassen haben zeitig genug den jungen, mit redlichem Willen und den aufrichtigsten Wünschen für sein Gedeihen gepflanzten Baum zu rütteln, um ihn wo möglich nicht fest wurzeln zu lassen, aber der eigene Gärtner, dem die erste Pflege desselben anvertraut war, arbeitete schaamlos darauf hin, ihn früher noch zu vernichten, wenn seine Treulosigkeit nicht noch zeitig genug entdeckt und derselben Schranken gesetzt worden wäre. Es ist deshalb nothwendig etwas näher auf die erste Wirksamkeit dieses Mannes in der Colonie, wie sie die Tradition überliefert, einzugehen.

Günther langte gegen Ausgang des Jahres 1849 in Rio an. Da manche Vorbereitungen, die Colonie betreffend, von der brasilianischen Regierung noch nicht zu Ende gebracht waren, so wurde Günther's Abgang nach Dona Francisca verzögert. Im September kehrte er auf kurze Zeit dahin zurück, bei welcher Gelegenheit er sich von einem Commis des Hauses Schröder & Comp. einen Anzug für einen armen Menschen, den er als Diener mitnehmen wollte, erbeten hatte. Wie sich später ergab, war dieser Diener **femini generis**, d. h. eine interessante berliner Bekanntschaft, Namens Julie Engell. Diese Barricadenheldin hatte auf ihrer Reise nach Australien in Rio Station gemacht, dort aber ihre Rolle bereits ausgespielt und kam durch ihren Anschluß an Günther dem Orte ihrer Bestimmung wenigstens wieder etwas näher. Wir aber verdanken ihrer geschickten Hand die schönen Zeichnungen in der illustrirten Zeitung, vielleicht auch ihrer Feder die verschiedenen Berichte. Noch bei meiner Abreise von der Colonie standen die Trümmer des Belvederes da, von dem herab Julie Engell sah, was bisher keines andern Sterblichen Auge schaute

und daher den ersten Anhalt gab für Klagen über Täuschung, obgleich man sich bei gründlicher Ueberlegung wohl eingestehen mußte, daß es in das Reich der Unmöglichkeiten gehörte, in so kurzer Zeit eine urwäldliche Wildniß in eine so verführerisch schöne Landschaft zu verwandeln, wie sie die illustrirte Zeitung darstellte.

In Begleitung des Commandanten Vieira begab sich Günther alsbald mit dem Bevollmächtigten des Prinzen, Herrn Aubé, auf eine Besichtigungsreise des Colonie=Territoriums und zur Bestimmung des ersten Ansiedelungspunktes.

Man war am Ende des ersten Tages bis zu dem Punkte gekommen, wo bei meiner Abreise noch der Landungsplatz war. Wahrscheinlich war G. des Recognoscirens schnell müde geworden, denn so sehr der Commandant und Herr Aubé auch riethen, die Besichtigung andern Tages fortzusetzen, so beharrte Ersterer dennoch bei seinem Ausspruche: „hier ist es ja ganz gut,“ und somit fielen die Würfel für die Colonie, deren Anfang das Zeugniß ablegte, mindestens von Günther's Unfähigkeit zu dem ihm anvertrauten Amte.

Statt den Anfang der Colonie der Stadt Francisco aus leicht begreiflichen Gründen so nahe zu legen als es die Ausdehnung des Colonie=Landes nur immer gestatten wollte, jedenfalls aber doch auf dem voraussichtlich gesundesten Theile desselben, verkroch sich G. im äußersten Winkel, der damals nur als Sumpf betrachtet werden konnte, weil man sich lange Zeit hindurch gezwungen sah, bis zur halben Wade im Morast zu waten. Freilich stellt sich immer mehr und mehr heraus, daß die Cultur diesen Platz durch seine sandige, feste Unter=lage zu einem sehr trockenen und gesunden machen wird; doch ist dies nicht Günther's Umsicht etwa zuzuschreiben, sondern ein sehr günstiger Umstand, der sich erst später herausstellte, während für Günther und die ersten Ansiedler in der That nur ein Sumpf existirte.

Mochte er sich auch zu den Sumpfvögeln rechnen, denen es Bedürfniß ist im Schlamm zu baden, im Trüben zu fischen — sein Amt legte ihm die heilige Pflicht auf, für die ersten Colonisten in besserer Weise zu sorgen, und dem Vereine in besserer Weise zu dienen, als dies geschehen war. Die geringste Mühe, welche er sich gegeben haben würde, Belehrung zu erhalten, würde ihn davon unter=richtet haben, daß der Aufenthalt in der damals sumpfigen Niede=

rung der Gesundheit nachtheilig, die Acklimatisirung in derselben aber höchst gefährlich sein würde. Dennoch machte G. den Anfang damit in derselben, so daß man fast annehmen möchte, es haben besondere Gründe ihn dazu veranlaßt. Genug, die Colonie nahm dort ihren Anfang, trotz dem der zu derselben führende Caxoeira schon manche Stellen hat, die bei niedrigem Wasser nicht einmal mit den flachgehenden Böten zu passiren sind und die Colonie daher oft nicht ohne Schwierigkeit erreicht werden kann.

Günther schritt unterdeß mit seinen Colonisirungs-Arbeiten enorm vor, wenigstens mußte man dies nach den eingegangenen Berichten und Rechnungen glauben.

Der Zeitpunkt rückte näher und näher, wo das erste Colonistenschiff in San Francisco ankommen sollte. Herr Eduard Schröder, der in Angelegenheiten seines Geschäftes in New-Orleans in Rio de Janeiro anwesend war, faßte deshalb Ende Januar 1851 den Entschluß, auf den Wunsch seines Vaters die Reise nach der Colonie, in Begleitung seines Freundes des Herrn Dr. Köstlin zu unternehmen, um sich durch eigene Anschauung vom Stande der Sache zu unterrichten und dafür zu sorgen, daß Alles zum Empfange der Colonisten vorbereitet wäre. Dort angekommen, fand er eine gewöhnliche Picade, *) welche vom Landungsplatze zu dem Orte führte, wo das Magazingebäude, der Schuppen zum Empfange der Colonisten, nebst Günther's Wohnung aufgeführt waren. Außerdem führte eine schlechte Picade nach dem Häuschen eines Colonisten, der mit Günther von Rio gekommen war. Damit war denn aber auch die Colonie zu Ende, wenn man nicht vielleicht noch besondern Werth auf das Vorhandensein der Baumschule legen will, die aus etwa einem Dutzend Bananen- und einigen Kaffee- und Baumwollenpflanzen bestand.

Herr Schröder sah sich genöthigt Günther sofort zu entlassen, da er sich durch die mangelhaften Vorbereitungen zum Empfange der Colonisten, durch übersetzte Berechnungen der ausgeführten Arbeiten ꝛc. für den von ihm verwalteten Posten gänzlich unfähig bewiesen und nur zu deutlich gezeigt hatte, daß sein Trachten nur nach eigenem Vortheil und nicht auf den der Colonie gerichtet war.

Trotz der ihm zugefertigten Entlassung konnte Günther sich

*) **Picada**, ein allenfalls zu Pferde zu passirender Waldweg.

doch nicht so schnell von seiner, ihm und dem Vereine so theuern Schöpfung trennen. Er sowohl wie seine Engell spannten vielmehr alle Segel auf, um wo möglich in der Stellung zu verbleiben und belästigten Herrn Aubé sowohl, wie Herrn Schröder mit Bitten und Versprechungen aller Art. Beide Letzteren hielten es jedoch im Interesse der Colonie für durchaus nothwendig, die Leitung derselben nicht mehr in seinen Händen zu lassen und nahmen deshalb keine Rücksicht darauf.

Ziehen wir das Facit von Günther's Wirksamkeit, so ergiebt sich: daß er dem Vereine unverhältnißmäßig große Unkosten für die von ihm beschafften unbedeutenden Vorbereitungsarbeiten gemacht, daß er durch falsche Berichte Familien verlockt hat sich nach einer Colonie zu begeben, in welcher, in ihrem damaligen Zustande, ihre gehegten Erwartungen keine Befriedigung finden konnten, wohl aber, durch die schlecht getroffene Wahl des Anknüpfungspunktes der Colonie, Krankheit oder Tod ihr Schicksal werden mußte. So manche Klage der Erstangekommenen, die der entstehenden Colonie so nachhaltigen Schaden zufügte, wäre nicht aufgekommen, wenn Günther es nur der Mühe werth gehalten hätte seine Recognoscirungen bis zu den kaum tausend Schritte entfernten reizenden Hügeln fortzusetzen, wo gegenwärtig die Ziegelei sich befindet und dort die ersten Anlagen gemacht hätte. Die ersten Colonisten hätten dort, auf den bereits in früherer Zeit gelichtet gewesenen Plätzen eine frische, freie Luft geathmet, konnten mit geringerer Mühe, da sie keine schweren Bäume zu fällen hatten, sich rund herum ansiedeln und würden ihren neuen Aufenthalt in eben dem Maße gepriesen haben, wie sie den andern beklagten. Endlich hat Günther durch seine unmoralischen Handlungen dem guten Rufe der deutschen Sitte Schaden zugefügt, der jedoch glücklicherweise kein nachhaltiger war. Ungestraft ist er von dannen gezogen, um in Rio eine Schenkwirthschaft zu etabliren und zuletzt werden die, welche durch Günther etwa noch zu leiden haben, kaum wissen, daß auf ihn die Schuld fällt. Doch wir wollen hoffen, daß, wie bisher, die Spuren der Günther'schen Thätigkeit sich mehr und mehr verwischen und hätten ihrer kaum Erwähnung gethan, wenn die Beleuchtung derselben nicht wesentlich nothwendig geschienen zum Verständniß so mancher Verhältnisse, die falsch und ungerecht beurtheilt und zum Nachtheile für die

Colonie und deren Gründer ausgebeutet werden. Nun aber wollen wir von der Person wieder zur Sache zurückkehren, die wir auf einen Augenblick verlassen haben.

Herr E. Schröder war in eine sehr schwierige Stellung gerathen, das Schiff von Hamburg konnte jede Stunde eintreffen. Außerdem kam Ende Februar die Nachricht von Rio, daß 74 Norweger, welche ihre Reise nach Californien von dort aus, wegen Havarie nicht fortsetzen konnten, nach der Colonie zu gehen entschlossen wären, und doch war noch so wenig dazu vorbereitet. So sehr Herr S. das Unzweckmäßige der ersten Anlage der Colonie einsah, so blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als die Arbeit da fortzusetzen, wo S. aufgehört hatte, oder die Colonisten einem höchst zweifelhaften und unglücklichen Schicksale preiszugeben; denn die Zeit war nunmehr zu kurz, um andern Orts die zur Aufnahme von Colonisten nothwendigen Vorbereitungen treffen zu können.

Bis zur Ankunft des Colon (den 9ten März) und der beiden an demselben Tage eintreffenden Küstenfahrer mit den Norwegern, war denn auch aller größeren Verlegenheit bereits vorgebeugt. Die Colonisten wurden mit einem tüchtigen Mahle, zu welchem ein Ochse geschlachtet worden, bewirthet, und in den vorhandenen Localitäten untergebracht.

Mit diesen beiden Schiffen wurden drei verschiedene Nationalitäten in der Colonie eingeführt: Deutsche in geringster Zahl, mehr noch Schweizer, zwar auch deutsch redend, aber zum Theil in einer Mundart, daß man oft ernstlich daran zweifelt vaterländische Laute zu vernehmen, und endlich Norweger, von denen nur einige leidlich deutsch verstanden und redeten, die meisten jedoch keine Sylbe. Es war zu natürlich, daß die verschiedenen Landsmannschaften auch möglichst beisammen zu bleiben sich bestrebten, und so entstanden denn bei der spätern Landvertheilung 3 Picaden, die von der sich entwickelnden Stadt Joinville nach verschiedenen Richtungen ausliefen: Nach Südwest die deutsche Picade, nach Westen die schweizer Picade und nach Norden die der Norweger. Die meisten Deutsche und Schweizer erhielten 18—20 Morgen Land zum Preise von 3 ℳ pr. Morgen auf Credit zinsenfrei angewiesen und zwar, wie ich glaube, unter der Bedingung, die Kaufsumme innerhalb 3 Jahre zu tilgen. Die Norweger vertheilten

sich in verschiedene Gesellschaften, cultivirten ihr Land (etwa 8 Morgen auf die Person) gemeinschaftlich, erbauten ihre Wohnungen gemeinschaftlich und warfen ihren Verdienst in die gemeinsame Casse.

Es ist zu bedauern, daß von den 74 Norwegern nur 60 in der Colonie sich ansiedelten und von diesen in neuerer Zeit noch einige nach ihrer Heimath fortgegangen sind und wohl noch manche fortgehen werden, um ihre Reise nach Californien fortzusetzen, wenn es die Verhältnisse erlauben. Das ganze Völkchen war, mit geringen Ausnahmen, wirklich ein Muster von Sparsamkeit, Ordnung, und Thätigkeit und außerdem mehr wie die meisten Andern zum Colonisten befähigt. Alle möglichen Handwerke waren bei ihnen vertreten und selbst die gewöhnlichen Landarbeiter verstanden die Art als Zimmermann zu führen, weil meist jeder schwedische und norwegische Bauer zugleich sein Zimmermeister zu sein pflegt. Schade, daß sie später oft eine Ungenügsamkeit an den Tag legten, die das gute Vernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter stören mußte.*)

Doch es waren nicht nur befähigte und ordentliche Arbeiter, welche der Colonie zugeführt wurden, sondern auch Personen höherer Bildung und liebenswürdigen Characters mitgekommen, welche theilweise an der Spitze der verschiedenen Gesellschaften standen. Wir rechnen zu diesen den Dr. Möller, einen jungen geschickten Arzt, der über ein Jahr segensreich in der Colonie wirkte, dann aber auf den Wunsch seiner Familie in die Heimath zurückkehrte.**) Ferner Lyng, ein schöner und gebildeter junger Mann vom Kaufmannsstande, welcher der Leitung der Ziegeleigesellschaft vorstand, leider aber von einem fallenden Baume im Walde erschlagen wurde. Außerdem war der Thierarzt Görrissen mit ihnen, welcher der Colonie schon manchen Dienst erwiesen hat, aber bis jetzt natürlich noch keinen eigentlichen

---

*) Um nur ein Beispiel anzuführen, sei bemerkt, daß 2 Tischler 90 Mil. für die Legung des Fußbodens im neuen Directionsgebäude, eine Fläche von etwa 400 Quadratfuß und einer Arbeit von einer Woche, **als bloßen Arbeitslohn** forderten, für 30 Mil. jedoch die Arbeit ausführten. Zwar waren die Dielen von hartem, jedoch schlichtem, leicht zu hobelndem Holze (**canella**) und auf der Maschine geschnitten, daher mit schnurgeraden Kanten.

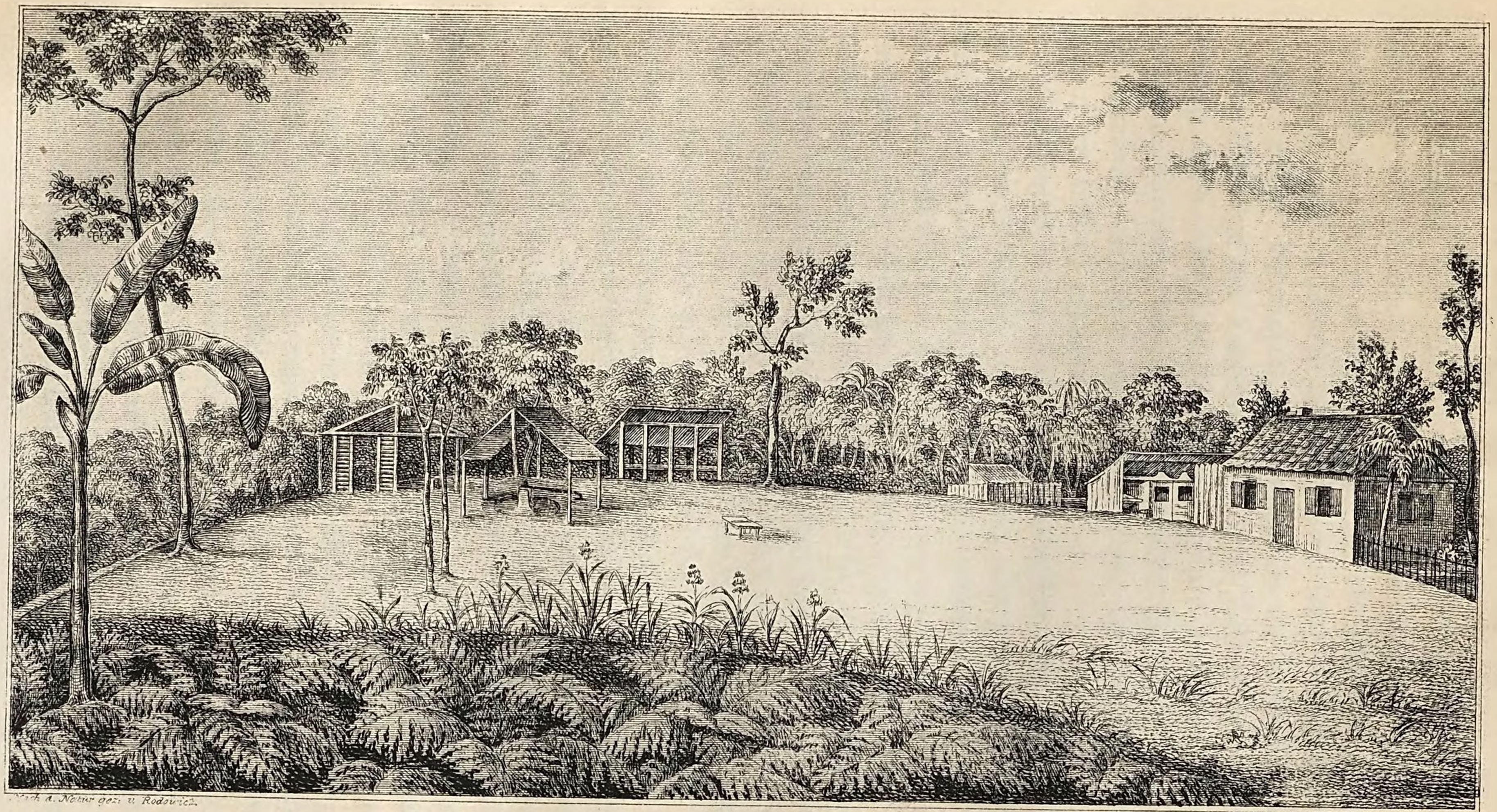
**) Wenn auch auf bedeutendem Umwege, da er in der Absicht Brasilien noch etwas näher kennen zu lernen, ein Engagement beim deutschen Truppencorps in Pelotas als Oberarzt angenommen hat.

Wirkungskreis als Thierarzt in der Colonie haben konnte und deshalb seinen Freund Ullrichsen in dessen kaufmännischen Geschäften unterstützt.

Herr Schröder hatte dem Verein einen großen Dienst erwiesen durch die temporaire Uebernahme der Direction, er hatte der Colonie einen gleichen geleistet, indem er durch freundliches und hülfreiches Entgegenkommen die angelangten Norweger in ihrem Entschluß in der Colonie zu bleiben bestärkte und derselben so eine große Zahl intelligenter und befähigter Personen erhielt. Die ersten Maßnahmen des interimistischen Directors waren Vertrauen einflößend und seine Meinung über den Stand der Angelegenheiten der Colonie verdiente daher jedenfalls beachtet zu werden. Sie erhielt dadurch noch größeres Gewicht, als sie gegen Einseitigkeit geschützt war, indem Herr S. nicht allein da stand, sondern verständige und der Colonie gewiß wohlwollende Personen in seiner Nähe hatte, mit denen er in freundschaftlichem Verhältniß stand. Im Kreise von Freunden und Bekannten werden aber gewiß solche Sachen, die ja der Oeffentlichkeit überhaupt angehören, besprochen und von verschiedenen Seiten beleuchtet. Es wäre deshalb wohl zu wünschen gewesen, daß er mit seinen Ansichten über eine mehr allmähligere und desto sichere Entwickelung der Colonisations-Unternehmung durchgedrungen wäre, was sich aber aus triftigen Gründen, und namentlich, um nicht etwa in Europa die Meinung aufkommen zu lassen: das Unternehmen habe keinen Fortgang mehr, nicht bewerkstelligen ließ.

Wie wir gesehen, waren die Vorbereitungen zur Aufnahme der Colonisten nur nothdürftig ausgeführt und es mußte demnach viel nachgeholt werden, wozu Zeit erforderlich war. Herr S. verlangte deshalb ausdrücklich, man solle, um Zeit zur Vorbereitung zu gewinnen kein Colonistenschiff eher wieder expediren als bis er Mittheilung darüber machen würde, daß solches wünschenswerth sei. Für den Fall jedoch, daß die Expedition des nächsten Schiffes beim Eintreffen des Berichtes schon zu weit vorbereitet wäre, um sie noch rückgängig machen zu können, so rechne Herr S. mit Sicherheit darauf, daß kein drittes Schiff abgeschickt werde, weil unmöglich Zug und Ordnung in das Ganze zu bringen sei, wenn nicht eine größere Pause Zeit dazu ließe.

Aus eben angeführtem Grunde konnte diesem Verlangen keine Folge gegeben werden, obgleich die contractliche Pflicht, zur Absendung



Nach d. Natur gez. v. Rodewica.

Lith. v. Mahler & Helle in Hamburg.

Ziegelei.

einer bestimmten Zahl von Colonisten bereits durch Ankunft der Passagiere des „Colon", und der Norweger mehr als genügt war. Außerdem kam wohl auch der Bericht des int. Directors zu spät in Europa an, als daß es noch möglich gewesen wäre die Expedition der „Emma Louise" einzustellen, welche wiederum eine große Zahl unbemittelter Schweizer und Deutscher, sowie einige Officiere der aufgelösten Schlesw.-Holst. Armee brachte. Unter letzteren war auch nur einer, der Lieut. Niemeyer, der über ein nennenswerthes Vermögen disponiren konnte, aber auch ein Apotheker und ein Geometer wurden dadurch der Colonie zugeführt.

Die Entlassung der Schleswig-Holsteinischen Officiere blieb überhaupt nicht ohne Einfluß auf die Colonie. Ein großer Theil derselben hielt sich in Hamburg auf. Betrübt über die Gegenwart, theils rathlos wegen der Zukunft, kam vielfach die Auswanderungsfrage für sie in Anregung. Für Viele war die Zukunft vorläufig abgeschnitten; denn leichter giebt sich eine Stellung auf, als sie zu erreichen ist. Oeffentliche Aufforderungen, diesen Officieren einen angemessenen Wirkungskreis bei Privaten zu verschaffen, hatten einen ungemein geringen Erfolg. Die Aussicht auf Anstellung in der brasilianischen Armee ließ noch diesen oder jenen hoffen; die meisten übrigen zogen es vor, statt müßig zu gehen, oder durch die unglückseligen Zeitverhältnisse und politischen Wirren zu Revolutionären gestempelt und halb geächtet im alten Vaterlande, dem sie glaubten treu gedient zu haben, zu laviren und zu betteln, sich lieber auf ihre eigene Kraft und Willensthätigkeit zu stützen, und jenseits des Oceans sich für den in Holstein erhaltenen Zehrpfennig eine, wenn auch mühevolle, so doch sorglose Stellung zu verschaffen. Viele gingen nach Nord-Amerika und anderen Staaten, doch entschlossen sich Andere auch, nach Dona Francisca zu gehen, unter ihnen der Hauptmann von Frankenberg-Ludwigsdorf.

Die Zahl der Angesiedelten in der Colonie war bereits so groß, daß die Anstellung eines wirklichen Directors derselben durchaus nothwendig war. Man stand bereits in Unterhandlungen mit einem, von allen Seiten als durchaus für das Amt qualificirt bezeichneten' Herrn Reye in Rio; doch hatte derselbe bereits eine andere Stellung bei der brasilianischen Regierung übernommen, und lehnte den Antrag ab. Die Nachricht traf gerade zu dem Zeitpunkt in Hamburg ein, als Herr von

Frankenberg seinen Entschluß zur Uebersiedelung nach Dona Francisca bestimmt ausgesprochen hatte. Die Folge davon war, daß man, in Verlegenheit über die Beschaffung eines Directors, Herrn von F. das Directorat antrug, das von demselben auch acceptirt wurde.

Die Colonie war insofern wieder einen Schritt weiter gekommen, als sie nunmehr einen Director hatte, der schleunigst seine Reise antreten und über London per Dampfboot nach Rio reisen mußte, zu welchem Zweck ihm 1000 Thaler bewilligt wurden.

Die „Emma Louise" war bereits expedirt, und man mußte aus den bereits bezeichneten Gründen wiederum schon neue Meldungen zu einer, vorläufig auf Ausgang Juli festgesetzten Expedition annehmen. Viele der Eingeschriebenen, besonders die Schleswig-Holsteinischen Officiere drängten zu möglichst schneller Abreise und so wurde die Fahrt schon auf den 15. Juli festgestellt und zu derselben die altonaer Brigg „Gloriosa" gemiethet.

Die Absendung der Gloriosa mit ihren bemittelten Passagieren, welche der Menge unbemittelter Personen der Colonie die Aussicht auf Arbeit und Verdienst eröffnete, wurde als ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß für die Colonie angesehen, und man unterließ deshalb auch nicht, beim Abgange derselben die öffentliche Aufmerksamkeit durch eingesandte Zeitungsartikel auf dieselbe zu lenken.

Es ist in der That nicht zu leugnen, daß bisher kaum wohl ein Auswanderungsschiff expedirt worden ist, das bei einer so geringen Anzahl von Passagieren, so viel Capital und Intelligenz aufzuweisen hatte. Das Gesammt-Capital dürfte auf 80 bis 100,000 Mark in Anschlag zu bringen sein, doch würde sich unter besonders günstigen Verhältnissen diese Summe verdoppelt und verdreifacht haben, da einzelne Passagiere vorläufig nur eine gewisse Summe zur Verwendung in der Colonie bestimmt hatten, die nur einen kleinern Theil ihres Vermögens ausmachte. — Der größte Theil der Passagiere machte Anspruch auf Bildung und gewöhnliche Tagearbeiter waren, außer einigen, von Herrn Poschaan engagirten, gar nicht vorhanden. Unter den 8 Officieren am Bord, befanden sich 2, welche die Universität besucht hatten, 2, die mit höherer Geodäsie und niederer Feldmeßkunst vertraut waren, so wie ein Seefahrer. Es befanden sich außerdem unter den Passagieren 1 Mediziner, der als Schleswig-

Holsteinischer Oberarzt seine Kenntnisse im chirurgischen Fach in den Feldzügen besonders vermehrt hatte, 1 Dr. jur., 2 Candidaten der Theologie, 1 Schullehrer, 7 Oekonomen, 5 Kaufleute, 2 Naturalien-sammler, 1 Tischler, 2 Zimmerleute, 1 Lithograph, 1 Kunstgärtner, 1 Gemüsegärtner, 1 Seiler, 2 Schlachter ꝛc.

Capital und Intelligenz sind zwei mächtige Hebel der Colonisation, aber sie waren hier zum Theil Eigenthum von Personen, die nicht geeignet waren, unter allen Verhältnissen die Ansiedelung durchzuführen; die einen aus diesen, die andern aus jenen Gründen. Es ist in der Einleitung darauf hingewiesen, wie viel zu beachten und zu bedenken sei, ehe man sich sagen darf: „ich bin zum Colonisten befähigt." Wollten wir die Reisegesellschaft nach diesem Maßstabe durchgehen, so würde diese Schrift allerdings noch ein ganz interessantes Capitel erhalten, da ihrer Viele waren, von denen schon Capt. Toosbye auf dem Schiffe oft sagte: „Na, die sollen sich noch gehörig wundern, wenn sie erst in der Colonie sein werden;" doch es hat unterdeß ein Jeder selbst fühlen gelernt, ob er sich oder die Colonie-Verhältnisse oder beides überschätzt und falsch beurtheilt hat.

Für sich hat Jedermann selbst einzustehen, die Verhältnisse der Colonie aber konnten nur nach den veröffentlichten Berichten und den sonstigen Nachrichten, welche u. A. der Secretair im Bureau des Vereins, Hühn, ertheilte, beurtheilt werden. Was es mit den Berichten auf sich hatte, haben wir bereits erwähnt. Wenn aber auch die, von dem Herrn Hühn über Colonie-Verhältnisse gegebene Auskunft günstiger ausfiel, als sie die Gloriosa-Passagiere in der Wirklichkeit fanden, so ist nicht zu vergessen, daß bis zu jener Zeit noch keine ungünstigen Nachrichten eingetroffen waren und es geschah wohl mit Unrecht, wenn die Mehrzahl dieser Passagiere annahmen, es habe Seitens des Secretairs des Vereins eine absichtliche Verheimlichung, aus übel angebrachter Pflichtmäßigkeit in Anbetracht seiner Stellung, stattgefunden. Zwischen dem Abgange der letzten Nachrichten von der Colonie, vor Abgang der Gloriosa, und bis zu der Ankunft der Letzteren in Brasilien, lag ein Zeitraum von nahe fünf Monaten, der außer Berechnung blieb und leicht zu Mißverständnissen über Manches führen konnte, deren Gründen denn nicht immer weiter nachgeforscht zu werden pflegt. So konnten die

vorhandenen Berichte, unter Zutritt von Mißverständnissen nur dazu dienen, Klagen zu begründen, die laut genug ausgestoßen wurden.

So bedeutungsvoll für die Colonie die Expedition der Gloriosa war, durch den materiellen und intellectuellen Gehalt, welchen sie derselben zuführte, und durch die dadurch genährte Hoffnung auf ein günstiges und schnelles Gedeihen der Colonisations-Unternehmung, so wurde diese um ein paar Jahre verfrühte Absendung derselben, jedenfalls zu einem sehr gewagten und gefährlichen Unternehmen. Bei allen Auswanderungen, wohin es auch sei, setzen die hülflosen armen Tagearbeiter oder Andere, welche in Europa in Noth und Entbehrung lebten, ihre Hoffnungen auf den Ort, welchen sie zu ihrer neuen Heimath wählten und gehen demselben ruhig entgegen. Sie können dies auch um so eher, weil ihre Hoffnungen wenigstens einigermaßen gerechtfertigt werden müssen, denn ihre Ansprüche sind leichter zu befriedigen. Doch selbst wenn sie sich unbefriedigt und getäuscht sähen, so muß ihre Klage meist im Urwalde verhallen. Wenn auch Einzelne Zeit, Lust und Fähigkeit haben, die Feder anzusetzen und gegen die in Europa etwa zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten ihr Herz auszuschütten, so bleibt die Klage in dem kleinen Kreise derselben, ohne den geringsten Einfluß zu erlangen. Sie selbst aber sind zu Sclaven ihrer neuen Verhältnisse geworden; denn nie können sie sich derselben wieder entreißen. Europa zu verlassen, haben sie Hülfe und Unterstützung gefunden, — nach Europa zurückzukehren, öffnet sich für sie keine Börse, leistet ihnen Niemand Vorschub, und dennoch gehören bedeutend mehr Mittel zur Rückkehr als zur Auswanderung. Bei Auswanderungen, wie z. B. nach Nordamerika, Australien ꝛc. kümmert sich Niemand einmal darum, ob gelobt oder geklagt wird; denn die Sorge der Spediteure, denen sie sich anvertraut haben, ist mit der Landung pflichtmäßig zu Ende, während sie in dieser und anderen Colonien erst recht beginnt.

Anders ist es mit Personen aus den gebildeteren Klassen. Die Zahl ihrer Bekannten ist ausgedehnter und jeder Freund, jede Freundin macht, gleich den zurückgebliebenen Verwandten, Anspruch auf Mittheilungen, weil sie wissen, daß ihnen ohne Schwierigkeit genügt werden kann. Es schreibt dann Mann und Frau und Kind und die Verbreitung der Klagelieder ist eine endlose, die Wirkung derselben

aber eine noch nachhaltigere, wenn sich die Mittheilungen etwa bis in öffentliche Blätter, und das oft ohne Wissen und Willen des Correspondenten, verlieren sollten. — Wenn aber Ertragen und Klagen, seien sie begründet oder nicht, bei bemittelten Colonisten ihren Culminationspunkt erreichen, so erfolgt die Rückkehr und Jedermann sieh in den Zurückgekehrten ein lebendes Beispiel, auf welches stets hingewiesen wird, wenn zu beweisen ist, daß die von jenen verlassenen Verhältnisse unerträglich sind und Niemand glücklich zu machen vermögen, so wie andererseits die Zurückgekehrten selbst in nicht geringe Versuchung gerathen, die wahren Gründe ihrer Rückkehr aus den Augen zu verlieren und nach Scheingründen zu haschen, denen durch desto grellere Farben oft eine erhöhte Glaubwürdigkeit gegeben werden soll. Es war deshalb mindestens sehr unvorsichtig gehandelt von allen Denen, welche dazu beigetragen haben, den Entschluß der meisten Gloriosa-Passagiere zu befördern oder zur Entscheidung zu bringen, und der Dienst, welchen sie dadurch der Colonie zu erweisen glaubten — für jetzt noch — ein sehr bedenklicher.

Wir wollen das Schicksal dieser Gloriosa-Passagiere weiter verfolgen und ihnen auf der Reise über den Ocean das Geleite geben. Wenn auch manche Reisenotizen des Verfassers nur in entfernter Verbindung mit dem eigentlichen Zweck dieser Schrift stehen, so werden sie doch die Freunde desselben interessiren, und können dazu dienen, denen, welche sich vielleicht anschicken, gleichfalls das Weltmeer zum ersten Male zu überschreiten, einen Begriff davon zu geben, wie viel Interessantes und wie recht viel Uninteressantes man mit derselben in den Kauf nimmt.

IIII.

Seefahrt der Gloriosa. Ankunft derselben in Brasilien. Besichtigung der Stadt Saõ Francisco. Landung und Empfang der Passagiere in der Colonie.

Wer jemals am Bord eines Auswanderungsschiffes gewesen ist, wird zugeben müssen, daß man sich eines sehr wehmüthigen Gefühles beim Anblick so vieler, bunt zusammen gewürfelter Menschen nicht erwehren kann. Was ist in den verschiedenen Physionomien nicht zu lesen? — Dem Einen haben Kummer und Elend das Antlitz gefurcht und die im Herzen dämmernde Hoffnung sucht schüchtern wieder ein Plätzchen auf der faltigen Stirn zu gewinnen; gedankenvoll und den Wirrwar um sich nicht achtend, steht der Mann da, den die Verhältnisse zwingen, seiner Familie und lieben Freunden, der theuren Heimath — vielleicht auf ewig, lebewohl zu sagen; hier scherzen und lachen abenteuerliche Gesichter, dort weint im Winkel eine Mutter der sie umgebenden Kinder und sendet bekümmerte Blicke nach ihrem Ehemann, der denselben auszuweichen sucht; in den Masten schallt der melancholische Ruf der Matrosen und übertönt das Geschrei der Kinder auf und unterm Deck. — Doch ich will dies, für den Menschen wie für den Vaterlandsfreund gleich traurige Bild, das nach dem Griffel Hogarths verlangt, nicht weiter ausführen, da es ja nur als Gegensatz zu dem dienen soll, welches meine Leser zunächst interessirt.

Die Gruppen der Gloriosa machten einen andern Eindruck: Junge Ehe- und Liebespaare scherzten und tändelten; liebliche wohlgekleidete Kinder sprangen umher; junge Männer von anständigem Aeußern, mit dem auf Schlachtfeldern erworbenen Erinnerungszeichen geschmückt, ließen beim traulichen Gespräch ihre Cigarren dampfen. Es schien, als gälte es einer Vergnügungstour. Heiterkeit und Frohsinn herrschte überall und einen komischen Eindruck machte die Unterhaltung der unfreiwilligen Passagiere: das Krähen der Hähne, Bellen der Hunde und Brüllen des Rindviehs. Man glaubte auf einer Lustfahrt einer Meierei nahe zu sein.

Eine Vergnügungstour, am schönen Elbufer entlang, war denn auch wirklich die Reise bis Cuxhaven, wo nochmals der Anker fiel, wie der Vorhang am Schlusse des Vorspiels eines Drama's, das mit dem nächsten Morgen seinen Anfang nehmen sollte.

Die lustigen Unterhaltungen des vorher gegangenen Tages hatten aufgehört; die Gesichtszüge vieler Passagiere wurden lang und das bleiche Aussehen verrieth, daß sie nicht lange mehr dem Tanze der aufgeregten Wellen zusehen würden, ohne dem Neptun zu opfern.

Hoch schlugen die Wellen am Vordertheil des Schiffs empor und so manche bereitete unverhofft dem, auf dem Deck zusammen gekauert Sitzenden ein Sturzbad, zur Ergötzlichkeit derer, welche mit starker Natur begabt, der unbequemen schaukelnden Bewegung zu trotzen vermochten. Die überschlagenden Wellen entwickelten theilweis eine solche Kraft, daß u. A. ein vor der Kajüte auf der Matratze, halb liegend sitzendes Ehepaar, mit derselben auf 5 Schritte von der Kajüte auf das Deck niedergeworfen wurde. Der freundliche Capitain Toosbye war überall, ohne Ansehen der Person, bereit beizustehen, zu trösten und zu ermuntern, wenn er auch mitunter selbst das Lachen nicht unterdrücken konnte; denn die Seekrankheit hat einmal ihre tragikomische Seite; tragisch für die Leidenden, komisch für den Sichwohlbefindenden, weil die Leiden sich oft in komischer Form kund geben und niemals Besorgniß einflößen.

Wie wird da nun mit Mitteln experimentirt, welche dem Einen hier, dem Andern da gerathen worden sind und die alle Nichts ausrichten. Wer nur mit Aufmerksamkeit diesen Experimenten auf wiederholten Seereisen folgt, wird endlich zur Ueberzeugung gelangen, daß das einzige Präservativmittel gegen die Seekrankheit darin besteht, daß **man sich in horizontaler Lage an die Bewegungen des Schiffes zu gewöhnen sucht und daher diese in den ersten Tagen und später auch bei bewegter See nie länger verläßt, als es das volle Wohlbefinden gestattet.**

Trotz des nicht sehr günstigen Wetters erholten sich die Meisten sehr schnell und Heiterkeit und Frohsinn stellten sich wieder ein, besonders, nachdem die Nordsee durchlaufen, der Canal durchkreuzt und der Biscayische Meerbusen durchschifft war.

So waren die ersten Leiden, wenigstens für die Meisten, vorüber, ein anderes und größeres stellte sich jedoch für Alle ein — die Fäulniß des Wassers.

Es ist bekannt, daß das, in hölzernen Tonnen verschiffte Trinkwasser fast immer in den ersten Wochen einen chemischen Prozeß durchmacht, während welchem es sich etwas trübt und dabei Schwefelwasserstoffgas entwickelt. Hier aber fing das Trinkwasser an, einen Gestank zu entwickeln, der mehr als ekelhaft war. Trotzdem es anscheinend oft klar war, nahm es, erhitzt, sofort eine dintenartige Färbung an, sobald vegetabilische Substanzen, als Thee, besonders Linsen ꝛc. damit in Berührung gebracht wurden.

Mehre Passagiere, besonders einige jüngere Damen, welche sich auf der ganzen Reise nicht mehr von der Seekrankheit erholen konnten, befanden sich fortwährend unwohl und der Arzt schrieb dies Unwohlsein besonders dem schlechten Trinkwasser und den damit bereiteten Nahrungsmitteln zu, so daß sich die Passagiere veranlaßt sahen, den Capitain zu ersuchen, bei Madeira, dem wir uns näherten, anzulegen, um frisches Wasser einzunehmen. Cap. Toosbye lehnte dies ab wegen der damit verbundenen großen Kosten und weil voraussichtlich das gute Wasser in den stinkenden Fässern in kurzer Zeit ebenfalls verdorben sein würde, so wie auch, weil er hoffte durch Vertheilung des guten Wassers der Schiffsmannschaft, jedem Passagier ein hinreichendes Quantum Trinkwasser zukommen lassen zu können. Doch zum Kochen mußte das faule Wasser nach wie vor verwendet werden und mancher Thee, ja sogar manche Hühnersuppe der 1sten Kajüte blieb des Gestankes wegen unberührt. — Nach meinen spätern Erfahrungen, welche ich auf der zum Theil mit eisernen Wassergefässern versehenen „Emma Louise" der Hrn. C. M. Schröder machte, läßt sich annehmen, daß durch eine größere Fürsorge, des Capitains dem Uebel hätte vorgebeugt werden können, denn die Passagiere aller später anlangenden Schiffe führten über diesen Punkt nicht die geringste Klage, weil die Wassertonnen einer gründlichen Reinigung vorher unterzogen wurden. Allerdings ist aber auch hierbei nicht zu übersehen, daß die von der Gloriosa laut gewordenen Klagen, die besondere Aufmerksamkeit von Expedienten und Capitains auf diesen Gegenstand gelenkt hatten.

Doch es ist schon ein großer Uebelstand, wenn das Wohl der Auswanderer von einem so hohen Grade von Vorsicht abhängig ist, und es wäre deshalb wünschenswerth, wenn den neuen Dampfkochöfen, auf welche schon mehrfach in öffentlichen Blättern hingewiesen wurde, eine größere Aufmerksamkeit geschenkt würde. Sollten denn diese, mit den Kochöfen verbundenen Apparate zur Destillation des Meerwassers der englischen und französischen Passagierschiffe so theuer sein, daß sich nicht durch mehrjährigen Gebrauch derselben, der größte Theil der Mehrkosten decken würde, da die Kosten für das in Tonnen verschiffte Trinkwasser doch auch nicht gering sind, und eine bedeutende Quantität Kohlen ohnedies zum Kochen mitgeführt werden müssen? Finden denn nur Franzosen und Engländer ihre Rechnung dabei, oder hat die Humanität engere Grenzen für die deutschen Brüder? — Dies sind Fragen, welche sich dem vor Ekel schaudernden Passagier aufdrängen. Doch es ist nicht allein der Vortheil derartiger Kochaparate, daß den Passagieren gutes Trinkwasser gesichert ist, sondern noch ein zweiter, nicht minder wesentlicher entspringt aus dem Vorhandensein der Dampfapparate auf den Schiffen.

Gute Nahrung und **frische Luft**, das sind die beiden Hauptbedingnisse, auf welchen das Wohlbefinden der Passagiere beruht. Beide Grundlagen werden von allen wohlmeinenden Schiffsexpedienten erstrebt, und es werden oftmals nicht unbedeutende Kosten darauf verwandt eine Ventilation in den Schiffsräumen herzustellen, die den Zwischendecks-Passagieren eine gesunde Luft zuführen soll, wie wir dies auch von der Gloriosa rühmen können. Doch was vermag die künstliche Ventilation, wenn sie nicht mit der allgemeinen Reinlichkeit Hand in Hand geht. Wenn die Winkel der Räume mit schmutziger Wäsche gefüllt sind, die von dort aus schlechte Dünste verbreitet, wenn der Wechsel der Wäsche bei armen Passagieren aus Oekonomie seltner stattfindet, weil auf keinem Schiffe eine ordentliche Waschanstalt vorhanden ist: so kann eine Ventilation wohl das Uebel mindern, aber nicht ganz heben. Durch gedachten Apparat würde aber vollständig die Gelegenheit gegeben sein, eine gute und regelmäßige Wäscherei zu bewerkstelligen, da das producirte Wasser chemisch rein ist und die Anwendung gewöhnlicher Waschseife zulässig macht. Mag man immerhin wähnen, daß es nicht nothwendig sei, die gewöhnliche

Seife auf Schiffen zu verwenden, seitdem man die berühmte Meerseife erfunden hat, so wird doch der Versuch lehren, daß es mit Letzterer nicht so gar viel auf sich hat und man mit Anwendung dieser nicht viel weiter kommt, als wenn man sich des bloßen heißen Meerwassers ohne Seife bedient. Wer aber auch gesehen hat, wie solche Wäsche ausfällt, wird zugeben, daß eine ordentliche Waschanstalt auf jedem Schiff von allen Passagieren mit Freuden begrüßt werden würde, und braucht es wohl kaum erwähnt zu werden, daß der Ordnung und Vereinfachung wegen, nur einzelne bestimmte Wäscherinnen angestellt werden könnten, da dies auch schon die Sparsamkeit gebietet; denn für Schiffe auf denen die Passagierzahl nach Hunderten zählt, wird die Wassererzeugung doch immer nur eine spärliche sein.

Ueber die Verpflegung wurde auch viel geklagt, aber im Allgemeinen wohl mit Unrecht. Schiffskost ist keine Hauskost, sollte Jedermann bedenken. Das reichlich gelieferte Fleisch hatte keinen andern Fehler, als daß es außerordentlich salzig war. Die Hülsenfrüchte waren ausgezeichnet und die Kartoffeln gut, aber wegen der Jahreszeit sehr kärglich zugemessen. Die Zubereitung des Pudding schien allerdings nach dem Kleister-Recept eines Buchbinders vorgenommen zu sein, aber es waren auch keine Versprechungen gemacht, die mehr erwarten ließen. — Die Klagen hatten ihren Grund mehr darin, daß die Passagiere 2ter Kajüte, zum Theil an ein gutes Leben gewöhnt, es vergessen hatten, daß ihnen nur die Kost der Zwischendecks-Passagiere gereicht werden würde und daß manches neidische Auge den Anblick eines einladend dampfenden Gerichts, das nach der 1sten Kajüte getragen wurde, nicht ertragen konnte, obgleich Einladungen zum Genuß der vermeintlichen Delicatessen jeden Donnerstag und Sonntag, durch den Capitain an Passagiere der 2ten Kajüte der Reihe nach ergingen.

Ueberhaupt stellte sich auf dieser Fahrt recht deutlich die Unzweckmäßigkeit der Einrichtung vielfacher Schiffsplätze heraus. Die Unterschiede der Preise müssen in richtigem Verhältniß stehen zu dem, was auf den verschiedenen Plätzen geboten wird und geboten werden kann, und die Unterschiede der Plätze selbst möglichst stark hervortreten, aber niemals mit einander verschmolzen sein, wie es hier mit der 2ten Kajüte und dem Zwischendeck der Fall war. Aber Alles will

erst gelernt sein und so ist nicht zu vergessen, daß die Expedienten sich noch wenig, der Capitain noch gar nicht mit der Beförderung von Auswanderern befaßt und daher noch nicht hinreichende Erfahrung gesammelt hatten. Von den Passagieren des nachfolgenden „Neptun" und der „Emma Louise" hörte man nur Lobeserhebungen, aber keine begründeten Klagen, was auch wohl darin mit seinen Grund hat, daß man zuletzt aus eben angeführten Gründen keine 1ste Kajüte mehr ansetzte, sondern nur Kajütenplätze und Zwischendecksplätze, wie dies auch auf den französischen Paketschiffen der Fall ist. In solcher Weise ist den Klagen wenigstens eine engere Grenze gesetzt, aber ganz verstummen werden sie wohl nie. Unbehaglichkeit, besonders bei ungünstigem Wetter, und Langeweile sind die Veranlassung, daß selbst vernünftig urtheilende Passagiere tadeln, was sie bei anderer körperlicher Disposition, bei besserer Laune, vielleicht gelobt haben würden, wozu so recht eigentlich die Beschwerungen über den schlechten Schiffswein auf der Gloria zu rechnen sind, der später manchem Beschwerdeführer vortrefflich mundete. Auf den französischen Packetschiffen zwischen Havre und Rio ist die Verpflegung bei verhältnißmäßig sehr geringem Passagepreise (gewöhnlich 600 Frs.) eine so vortreffliche, daß man kaum daran erinnert wird, daß man sich auf einem Schiffe, und nicht in einem europäischen Hôtel befinde. Auf den englischen Dampfschiffen grenzt die Verpflegung an Uebermuth und Verschwendung und dennoch wird überall gemäkelt und geklagt. Von wem aber am meisten? — von denen, die es nie in ihrem Leben besser gehabt, als in dem Augenblick, wo sie Klage führen. Deshalb ist auf so manchen Vorwurf, der den Schiffsexpedienten gemacht wird, nicht gerade großes Gewicht zu legen; zu prüfen aber sind sie alle, denn es ist heilige Pflicht der Humanität, durch die besten und gesundesten Nahrungsmittel und Getränke zur Aufrechthaltung des größten Schatzes der Auswanderer, der Gesundheit, zu sorgen. Wer sich aber zu den wirklichen Menschenfreunden rechnet, und sich mit der Beförderung für Auswanderern nicht blos wie mit dem von Schlachtvieh befaßt, wird auch hier nicht die Grenze so streng ziehen und etwas mehr für seine Brüder thun als die strengste Pflicht es vorschreibt. Fällt der erzielte Gewinn dann ein Wenig geringer aus, so werde ihm der aufrichtige Dank der Wohlgesinnten

und deren Segenswünsche, ein kleiner aber befriedigender Ersatz dafür sein.

Trotz Mängel und Leiden brach sich der gute Humor stets wieder Bahn. Es wurde viel gesungen, gespielt, aber auch die Zeit mit nützlicher Lectüre und Arbeit hingebracht und der selbst heitere Capitain war immer bereit, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln, den Wünschen der Passagiere entgegen zu kommen oder ihnen förderlich zu sein.

Die angenehmsten Stunden waren immer die der Spätnachmittage, besonders wenn die reizenden Mondscheinabende ihnen folgten. Da entrirte sich oft im Vordergrunde zur Lust der Matrosen ein Schiffsball, und die Geige des Schulmeisters mit den, den Triangel vertretenden Glockenschlägen übertönten das Geräusch der anschäumenden Wellen, während im Hintergrunde die Guitarre und das Accordion zum Gesange erklangen. In der Kajüte war unterdessen wohl eine Whistpartie arrangirt, wenn nicht eine dampfende Bowle, welche die Freundlichkeit des Capitains darbot, die ganze Gesellschaft mehr um diese concentrirte. Frohe Gesänge ertönten alsdann, wenngleich auch deren manche, Saiten anschlugen, welche das Echo waren, der für Viele von uns so hoffnungsvollen, und jetzt so traurig dem Ausgange zugeführten Vergangenheit.

Ein tägliches Schauspiel, was uns der Abend brachte, war der Untergang der Sonne. Man muß das bezaubernd schöne, stets wechselnde Farbenspiel selbst beobachtet haben, um sich einen Begriff machen zu können von der Herrlichkeit, mit welcher die, in dunkler Gluth majestätisch prangende Sonne, ihren Untergang feiert, bis der niedergelassene dunkelblaue Vorhang mit seinen silbernen Sternbildern das Ende des Schauspiels verkündet, welches das Gemüth zur stillen Erhebung zum Schöpfer stimmt.

Ein fast schwermüthiges Gefühl beschleicht Einem, wenn man den Begleiter aus frühester Kindheit, das Sternbild des großen Bären mit dem nördlichen Polarstern, täglich tiefer sinken sieht. — Das Abschiednehmen ist eine betrübende Handlung. — Der letzte Freund der alten Heimath mahnt an den Abschiedsgruß, er will scheiden; doch, er ist ein treuer Freund und weicht nicht eher, als bis er uns seinem Himmelsbruder überliefert hat. So taucht vor seinem Uuter-

gange im Norden, schon das festlich schimmernde Kreuz des Süden, mit seinen Gefährten Castor und Pollux auf. — Lebe wohl, geliebte Heimath! — Sei mir gegrüßt, du neue, mit deinem nicht gelüfteten dunklen Schleier!

So schwand die Zeit und nur die Tage der Windstille wollten oft langweilig werden; doch gewährten diese wieder dadurch Zerstreuung, daß auf Schildkröten und Haifische Jagd gemacht wurde, oder es wurden Medusen gefischt, die durch ihr graziöses Spiel, das sie noch in einem Eimer mit Wasser fortsetzten, ergötzten. Die in der Zeichnung dargestellten Quallen waren die interessantesten. Das sogenannte Meerpferd (nautilus) zeichnet sich durch seine prächtige Färbung in violetter Schattirung aus. Langsam erhebt es sich höher und höher bis es sich überstürzt und dies Spiel von Neuem beginnt. Die gleich einer rothen Gardiene unten hängenden Saugfäden werden bald 12 bis 18 Zoll tief herunter gelassen, bald wieder vom Thiere an sich herangezogen. Die andere abgebildete Qualle zeichnet sich durch die verschiedenartigen Formen aus, welche sie im Wasser abwechselnd annimmt.

Mehre Schiffe, die sich auf der Reise nach Europa befanden und vom Capitain angesprochen wurden, oder denen durch Auf- und Niederziehen der Flagge eine glückliche Reise gewünscht worden war, hatten schon hinreichendes Interesse gewährt. Als aber ein brasilianisches Fischerboot, mit seiner bunten Besatzung die Nähe des Cap Frio verkündete, war das Interesse höher gespannt. Man wollte die neuen Landsleute sobald als möglich kennen lernen. Alle Fernröhre waren auf sie gerichtet und als sie sich senkten, hörte man Bemerkungen — für welche sich die rothbejackten Fischer nicht bedankt haben würden.

Fast täglich waren von nun an mehr oder weniger die großartigen Formen des brasilianischen Küstengebirges sichtbar. Schon ließen diese die Mündung des Francisco Stromes ahnen, aber der Versuch sie zu erreichen scheiterte von Tag zu Tag und eine ganze Woche hindurch sahen wir Abends in unmittelbarer Nähe das vorläufige Ziel unserer Wünsche und des Morgens wieder rings umher die offene See. Endlich entschloß sich der Capitain den Anker Abends fallen zu lassen, statt wieder in See zu stechen; aber gleichzeitig stieg schwarzes Unwetter im Süden auf. Das Tanzen des Schiffes und das Schlagen der Wellen gegen die Wände nahm immer mehr zu,

bis endlich ein gewaltiger Stoß, die starke Ankerkette sprengte. Meheren Passagieren sank der Muth, denn der Sturm konnte das Schiff gegen die Küste schleudern, aber wer das ruhige Commando des Capitains hörte und wahrnehmen wollte, wie im Nu die Segel geordnet waren, dem blieb wohl Besorgniß fern.

Am andern Tage gelang es jedoch in den Francisco Strom einzulaufen und als wiederum der Anker im Hafen von Francisco fiel, war die ganze Schiffsgesellschaft in der freudigsten Stimmung. Da war des Freuens und Bewunderns kein Ende, denn jeder Mensch, jeder Baum, jeder Stein gab die Veranlassung dazu. So guten Eindruck die prächtigen Ufer des Flusses gemacht hatten, so war der noch günstiger, welchen die Stadt machte, denn Niemand hatte sich Viel von ihr versprochen und war deshalb überrascht, als zwischen den schön geformten uud grünbelaubten Bergen, dieselbe mit ihren regelmäßig gebauten, theils zweistöckigen Häusern und der hübschen Kirche mit Thurm, zum Vorschein kam. Niemand konnte die Landung erwarten, jedoch waren bald mehrere Böte in Bereitschaft und brachten die ungeduldigen Passagiere an das Land.

Es war für Francisco ein Festtag und nicht umsonst hatten die Passagiere sich so schön gemacht wie möglich, denn auch die Bewohner der Stadt hatten ihre Sonntagskleider angelegt und die geputzten Damen harrten, nach Landessitte, hinter ihren Gittern, die sie jedoch öffneten um unseren vorübergehenden Damen schöne Blumen und Bouquets zum Willkommen zu reichen. Die geöffnete und feierlich erleuchtete Kirche wurde von Allen besucht, wobei man den Damen jedoch höflich bedeutete, vor dem Eintritt in dieselbe die Hüte abzunehmen.

Es verflossen den Passagieren schöne Stunden in der Stadt, die allerdings, ganz in der Nähe betrachtet, nicht den Eindruck machte, wie aus der Ferne. Indessen fand auch eine Art Ueberraschung Statt, als man unerwartet in den etwas wild aussehenden Gärten, nicht allein Orangen, Bananen, Melonenbäume, Kaffee u. dgl., sondern auch europäische Gemüse, Früchte und Blumen bemerkte. Hier und da ergingen freundliche Einladungen an die gruppenweis in der Stadt promenirenden Passagiere, von denen welche dem schwarzen Guittarrenspieler vor seinem Schusterladen zuhörten,

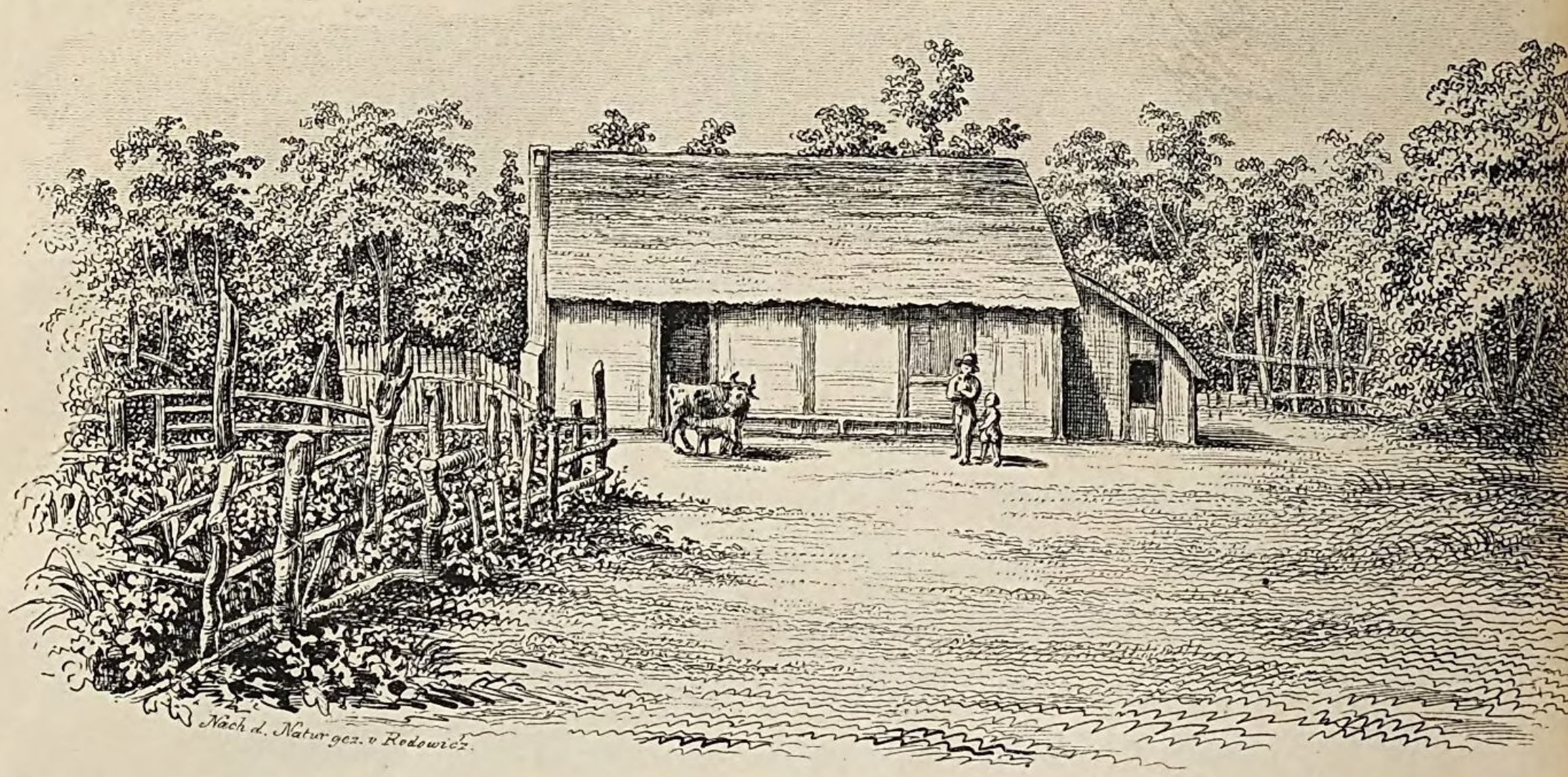
andere sich die Vendas (Kramläden) mit ihrem bunten Inhalte besahen oder den Negerinnen Back- und Naschwerk abkauften, während andere sich über die Naturaliensammlung des französischen Arztes des Städtchens freuten und über die Masse schön glänzender Kolibri's staunten. Endlich kehrte Alles befriedigt, mit Blumen und kleinen Geschenken beladen, zum Schiffe zurück, wo, außer dem Commandanten der Nationalgarde, einigen Beamten ꝛc. auch mehre Damen aus der Colonie erschienen, welche der herrschenden heitern Stimmung einen kleinen Rückschlag gaben; denn es spiegelte sich keine große Glückseeligkeit und Zufriedenheit auf ihren Gesichtszügen ab. So fröhlich Vormittags Alles gewesen, so einsylbig war Alles bei Tische, denn die Herren flüsterten sich eine eben nicht erfreuliche Nachricht zu, die irgend ein muthwilliger Spaßvogel erfunden hatte: es sollten bei der Colonie sich häufig Wilde gezeigt haben. Mancher der Passagiere hat vielleicht, in Folge dieser Mittheilung, eine unruhige Nacht gehabt, später aber dafür desto ruhiger geschlafen.

Am andern Tage verließ das Schiff den Hafen, und fuhr bei den malerisch schönen Inseln **Ilha redonda** (runde Insel) und **Ilha comprida** (lange Insel) vorüber, wo die Passagiere die fürchterlichen Granitblöcke, welche diese Inseln schön umkränzten, bewunderten und sich über die zahllose Menge Wasservögel freuten, welche die Luft durchkreuzten oder in großen Schaaren, gesellig neben einander, sich auf den leuchtenden Steinen sonnten. Bei der **Ilha do mel** (Honigsinsel) ging die Gloriosa zum letzten Male vor Anker.

Am nächsten Morgen begann die Ausschiffung der Passagiere nach der Colonie. Bald war der See (**Lagoa saguassi**) überschritten, in welchen die nach der Colonie führende Wasserstraße, der Caxoeira-Bach mündet. Die Fahrt auf letzterem war zunächst eine sehr interessante, denn sie führte den Blicken der Passagiere zum ersten Male die imposante wilde Pracht eines brasilianischen Urwaldes in der Nähe vor. Man kann nur sagen, es ist ein majestätisches Ganzes, dem die stolze über dasselbe hervorragende Palme die Krone giebt. Zwischen den schönsten Schattirungen vom dunkelsten bis zum frischesten Maigrün, blicken die ehrwürdigen Stämme der mannigfachsten Bäume hervor, welche die Tragsäulen des großen Laubgewölbes abgeben, unter dem die verschiedenartigsten Schling- und Schmarotzerpflanzen ihre Wucher-

arme ausbreiten, und die buntgefiederten Waldbewohner einladen, Platz zu nehmen, um mit den in grellen Farben prangenden Blüthen und Blumen der Orchideen, Heliconien u. a. zu rivalisiren, die zwischen den gelbgrünen wilden Ananasbüscheln und Sträuchern hervorleuchten. Unterhalb bilden lang= und breitblättrige Rohr= und Sumpfpflanzen ein Dickicht, das den Eintritt in dies ehrwürdige unentweihte Heiligthum verwährt, und nur der bewaffneten Hand des kühnen Eindringlings weicht. Betrachtet man einzelne Gruppirungen, so muß man sich eingestehen, daß die geschickteste Hand eines Kunstgärtners nicht schönere Zusammenstellungen zu erfinden in Stande sei, und unwillkührlich hebt das Herz des staunenden Beschauers sich zum Preise des Schöpfers so majestätischer Pracht.

Bald wurde man die Mündung des Bucarein in den Caxoeira gewahr, und hier ist es, wo das Colonieland beginnt. Doch der eigentliche Landungsplatz, bei der Stadt Joinville, die unterdeß den Namen Schrödersort bekommen hatte, war noch eine Stunde entfernt und während das Boot den Schlangenwindungen das sich immer mehr verengenden Baches folgte, war unterdeß die Ebbe eingetreten und das Boot saß auf dem Grunde fest. Es befremdete dies nicht mehr, denn es war den Passagieren schon bis zum Ueberdruß erzählt worden, daß die Fahrt von und nach der Colonie und Stadt nicht so kurz sei, wie man in Hamburg glaubte. Diesmal kamen nun kleine Canoes (leichte Kähne aus Baumstämmen) dem Boote entgegen, die die Passagiere einzeln über die seichten Stellen und das Steingerölle zu befördern vermochten, während ein Theil der Passagiere mit großer Mühe die Colonie zu Fuß auf einem schlechten Fußwege zu erreichen suchte. Diese waren mißgestimmt über die beschwerliche Passage, jene über den großen Unterschied des Bildes des Landungsplatzes in der Wirklichkeit und dem in der illustrirten Zeitung. Während man sich mit Mühe durch die Schlicke hindurch und am Ufer empor zu arbeiten suchte, gedachte man unwillkührlich der Schwierigkeit, hier die Kisten und Kasten zu landen. Mit beklommener Neugierde spähte der Blick nach der schönen Landungsbrücke und den hübschen Häusern mit zierlich eingefaßten Gärten; aber so weit er auch umherschweifte, er stieß nur auf abgehauene Baumstubben, zwischen denen Unkraut wucherte. Nur im Hintergrunde blickten einige



Aubé.



Rodowicz.

Blätterdächer der, in brasilianischer Weise gebauten Häuser empor und ein leidlicher Weg führte hin zu denselben.

Ein frugales Mahl wurde den Passagieren gastfreundschaftlich vom Bevollmächtigten des Prinzen und Herrn E. Sch. geboten, und dann zur Anweisung der Empfangslocale geschritten. Jede Familie erhielt eine kleine Stube mit Lehmdiele und ohne Fenster, da die halb zu öffnende Thür zum Hereinlassen der Lichtstrahlen gleichzeitig diente. Als sich hierüber einiges Befremden kund gab, antwortete Herr S.: **„Herren und Damen haben wir nicht erwartet, wir können hier nur Arbeiter gebrauchen."** Man mußte Herrn S. erst kennen lernen, um durch die Art und Weise einer solchen Aeußerung nicht beleidigt zu werden und mußte wissen, daß Herrn S. selbst eine höchst unangenehme Ueberraschung mit der Nachricht zu Theil geworden war: „Es ist ein ganzes Schiff voll Herren und Damen angekommen;" während er am liebsten gar keinen neuen Zuwachs, oder doch wenigstens nur aus dem Arbeiterstande in Empfang genommen hätte.

Aber man versetze sich auch in die Lage solcher Passagiere, die mit großen Opfern eine beschwerliche Seereise zurückgelegt und Tausende angelegt hatten für Gegenstände, die ihnen in der Colonie nützen sollten, und man wird es begreiflich finden, daß sich Vieler eine gerechte Niedergeschlagenheit bemächtigte. „Zurückkehren" oder „Bleiben" war zunächst die Frage, welche in Anregung kam. Aber für Viele war nur das Letztere, des Kostenpunktes wegen, möglich, und zuletzt war ein Umkehren, ohne gemachten Ansiedelungsversuch, doch eine Feigheit.

Ein Anfang mußte gemacht werden, denn die Ladung wurde gelöscht und es hatte ein Jeder zu thun, daß seine Kisten und Kasten, die oft in der Nacht in der Colonie anlangten, herausgeschafft und untergebracht wurden. Die Direction hatte Behufs schnelleren Löschens ein kleines Fahrzeug in Francisco gemiethet, das wohl bis zum Colonielande, aber nicht bis Schrödersort fahren konnte und so wurden dort mehre Ladungen, in einem Schuppen untergebracht. Wie dabei aber auch Seitens der Betheiligten keine Vorsicht unterlassen werden durfte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Familie H. z. B. eines schönen Morgens einen herrlichen Fischfang machte, d. h. an

ihren eigenen Möbeln, welche die Fluth auf dem Caroeira vorwärts trieb.

Die widerwärtige Periode des Löschens ging indeß auch vorüber; doch es war bedauerlich, daß die auf dem Schiff gut conservirten Sachen, nun theilweis durch den Regen und die Nässe Schaden litten, da Anstalten zur Unterbringung derselben, gleich nach der Landung gänzlich mangelten. Ein Jeder sorgte nach Möglichkeit. Einige verbarricadirten sich in ihren Hütten bis über Kopf und Kragen mit den Kisten, Andere bauten sich Schuppen und Hr. P. mit seinen unendlichen Vorräthen an Lebensmitteln, Maschinen und Effecten, errichtete ein großes Magazin in der Nähe des Landungsplatzes.

Herr Schröder unterstützte Alles nach Kräften und war zu bedauern, den Ausbrüchen der Unzufriedenheit unverschuldet ausgesetzt zu sein. Besonders war dies der Fall, als die begehrte Landanweisung nicht sobald vor sich gehen konnte, da weder ausreichende Picaden noch Messungen vorhanden waren und eine Deputation der mehrsten Passagiere, in sehr dringenden Vorstellungen, ihre Ansprüche geltend zu machen suchte.

Endlich war auch diese Schwierigkeit überwunden, da viele Colonisten bereits angefangene Culturen den frühern Ansiedlern abkauften und andere sich mit weniger Land begnügten, als sie ursprünglich begehrt hatten.

So eröffnete sich bald der Mehrzahl ein Feld für ihre Thätigkeit, die jedoch bei Manchen eine schnelle Unterbrechung fand. Es folgte eine traurige Periode, die glücklicherweise nicht wiedergekehrt ist und jemals wiederkehren wird. Welchen nachtheiligen Einfluß sie aber auf die Beurtheilung der Colonie in Europa ausgeübt hat, steht außer Frage, denn Niemand denkt daran, daß an allen andern Orten und vielleicht an den am lautesten gepriesenen, Aehnliches vorgekommen und sich oft wiederholt hat, ohne aber überhaupt, oder in dem Maße, in die Oeffentlichkeit zu dringen. Tausende sind in Nordamerika, in den Goldgruben Kaliforniens und andern Orten von Ruhr, Fieber und andern Krankheiten dahin gerafft, sind im tiefsten Elende umgekommen, oder haben in der Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gemacht, ohne daß in Europa jemals großes Aufheben davon gemacht wurde. Anders war es hier.

Der Gesundheitszustand der meisten Passagiere der „Gloriosa" war zur Zeit der Landung anscheinend ganz befriedigend, dennoch war der Magen und Unterleib jedenfalls angegriffen und kränklich, weil gerade in der letzten Zeit das Reisewetter dem Wohlbefinden nicht günstig gewesen war und das schlechte Wasser einen üblen Einfluß auf die Verdauungs-Organe ausgeübt hatte. Der Wechsel der Luft und Temperatur, der Aufenthalt in den neuen, noch sehr feuchten Empfangshäusern, vielleicht auch die eingetretene Mißstimmung des Gemüthes, machten den Körper zu Krankheiten disponirt, und wenn eine magere und sorgsame Diät dem Ausbruche derselben vielleicht einen Damm gesetzt hätte, so trug bei Vielen der übel angebrachte Genuß des frischen Schweinefleisches nicht wenig dazu bei, den größten Theil der angekommenen Passagiere an Ruhr und Bauchtyphus auf das Krankenbett zu werfen. Wohl glaubte man in Europa die Schuld der Krankheit auf den unmäßigen Genuß von Früchten schieben zu können, aber im October fällt in der Colonie diese Ursache von selbst fort, da außer den ungefährlichen und nur spärlich zur Colonie gelangenden Bananen, Apfelsinen und andere Früchte gar nicht, oder doch nur als Rarität vorkommen, deren Genuß sich also selbst verbot. Die Aerzte waren nach Kräften bemüht dem Leiden Einhalt zu geben, aber die dabei so nothwendigen Erfahrungen standen ihnen noch nicht zur Seite und krönten deshalb vielleicht seltener ihre Bemühungen mit günstigerem Erfolge. Aber auch auf manches Andere mußten sie verzichten, was als wesentliches Bedürfniß zu einer glücklichen Kur gehört, besonders die Krankenpflege und für Unverheirathete ein Krankenhaus, das zwar erbaut, aber wegen Mangel an Räumlichkeiten mit als Wohnhaus verwendet worden. So genasen nur Wenige und langsam, aber die Todtenglocke ertönte stets von neuem. Eltern begruben ihre Kinder und folgten ihnen in wenigen Tagen in die Gruft nach und Niemand gab den Gestorbenen das Geleite zum Grabe, ohne dabei an das eigene, vielleicht schon nahe Verscharren im Urwalde zu denken. Der Aufenthalt im Empfangshause selbst wurde widerwärtig und gefährlich, weil sämmtliche Zimmer oberhalb in freier Verbindung standen und die Ausdünstung der Kranken und zuweilen der Leichen, für deren Aufnahme kein besonderes Local vorhanden war, sich im ganzen Gebäude verbreitete.

Nimmt man nun die Mißstimmung der über Vieles enttäuschten neuen Colonisten und betrachtet den Jammer, der sich um sie her ausbreitete, so kann man sich leicht denken, daß die Briefe, welche in dieser Zeit geschrieben und von demselben Schiff noch wieder der alten Heimath zugeführt wurden, nicht die rosigste Färbung haben konnten. Es liegen aber auch Beweise vor, daß das Schwarze von Einzelnen noch viel schwärzer dargestellt wurde und die Verwandten und Bekannten der verlassenen Heimath in Angst und Schrecken setzte, so wie aber auch allen Denen, welche der Colonisationsunternehmung nicht wohl wollten, die Mittel an die Hand gab, gegen dasselbe zu eifern.

Doch auch diese Calamität ging ihrem Ende entgegen; freilich nur um einer andern Platz zu machen, da ein nervenses Fieber sich einstellte und einige Zeit Stand hielt. Wenigstens wurde es als ein solches behandelt, obgleich der, seit mehr als 10 Jahren in Francisco wohnende und practicirende französische Arzt, es als ein weniger gefährliches Acklimatisationsleiden nur bezeichnete und daher anders behandelt wissen wollte.

Doch Vielen blieben die großen Leiden fern und sie hatten nur mit dem allgemeinen kleinen Ungemach zu kämpfen, das die Sandflöhe bereiteten. Es war ein sehr unerquicklicher Anblick vor allen Häusern Kinder und Erwachsene, besonders Schweizer, zu sehen, mit wohl hundert kleine Wunden an den Füßen, wie sie bemüht waren, die sich immer wieder erzeugenden neuen Eiersäcke heraus zu kratzen.

Wir werden diese Angelegenheit noch specieller in dem, den Gesundheitszustand der Colonie behandelnden VII. Kapitel berühren.

IV.

Ankunft des „Neptun" und der „Emma Louise." Uebersicht der bis dahin Eingewanderten.

Beinahe drei Monate nach der Landung der „Gloriosa" langte der „Neptun," nach einer glücklichen Reise von 52 Tagen im Hafen von Saõ Francisco mit 78 Colonisten an.

Die Hoffnungen dieser Passagiere waren wo möglich noch höher gespannt, als die der vorangegangenen Colonisten; denn was diese nur vom Hörensagen kannten, wurde jenen zur Gewißheit durch den an und für sich ganz harmlosen Brief des Lieut. Niemeyer, welchen sie schwarz auf weiß in den Händen hatten, da er von der Direction durch den Druck vervielfältigt worden war. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als mehre der ältern Colonisten auf dem Schiff erschienen und sich ein Gewerbe daraus machten, die Colonie bis zum Aeußersten herunter zu setzen.

Wer mit den Phantasiebildern von der Colonie landete, welche er sich in Hamburg eingeprägt hatte, mußte schon beim tristen Anblick von Schrödersort *), mit seinem Landungsplatz und seinen Baumstubben, mit seinem Gemisch von Cultur und Wildniß wohl etwas den Muth sinken lassen, doch konnten sich Hoffnung und Zweifel nur mischen, so lange die eigene Ueberzeugung, oder ein competentes Urtheil, nicht die eine oder den andern verdrängte. Wenn aber Colonisten mit geläufiger Zunge sich als Richter aufwarfen, ihr eigenes vermeintliches Unglück mit schwarzen Farben schilderten, so bezweifelte der Neuangekommene keinen Augenblick die Competenz derselben und es war deshalb nicht zu verwundern, daß auch die, welche sich beeilten Nachrichten von der Colonie durch eigene Anschauung einzuholen, mit befangenem Auge flüchtig musterten und bei ihrer Rückkehr nach nach dem Schiff nur bestätigten, was ihnen bereits mitgetheilt wor-

*) Vom Director Frankenberg jetzt wieder Joinville genannt.

den war. Die Erbitterung gegen den Verfasser jenes Berichtes stieg deshalb zu solcher Höhe, daß man beschloß, ihn öffentlich in der Colonie zu beschimpfen. Man übersah im Eifer, daß der Brief nichts weniger als Lobhudeleien enthielt und vergaß, daß die einzige günstige Ansicht über den Boden, wie sie in demselben ausgesprochen, bis dahin weder recht bewiesen, noch bestritten werden konnte. Wer endlich wollte es dem Verfasser übelnehmen, daß er, bei seinem, mit Gott und der Welt zufriedenem Character, seine Hoffnungen erfüllt sah und dies aussprach? — Glücklicherweise kam das Vorhaben nicht zur Ausführung, und die Folge der übertriebenen Herabsetzung der Colonie wurde insofern eine günstige, als die Neuangekommenen bald einsahen, daß sie zwar keine richtige Vorstellung von der Colonie mitgebracht hatten, aber dennoch von dieser weniger aufzugeben hatten, als von den Uebertreibungen der Schattenseiten. So kam es denn, daß der ganz gesunkene Muth der neuen Colonisten sich schneller aufrichtete als der ihrer Vorgänger; denn wie Herr Schröder behauptet, seien gerade von ihnen später, die wenigsten Klagen laut geworden. Ein Theil der Colonisten suchte und fand schnell Arbeit auf Tagelohn, andere auf längere Zeit Dienst bei Herr Poschan. Bemittelte kauften bereits cultivirte, mit Häusern versehene Grundstücke, Einzelne auch neue Landstrecken.

Getäuscht in ihren Erwartungen sahen sich einige bemittelte Schweizer, welche mit der Absicht der Anlage einer Sägemühle nach der Colonie gekommen waren und die in Hamburg weder davon in Kenntniß gesetzt waren, daß kurz vor ihnen bereits Jemand in gleicher Absicht nach der Colonie gegangen, noch daß überhaupt keine treibende Wasserkraft in derselben vorhanden sei. Sie legten deshalb ihr Capital im Handel an und hofften demselben durch ein gleichzeitiges Etablissement einer Venda in der Stadt Francisco größere Ausdehnung zu geben; doch erlitt durch den Tod des einen und dem Austritt des andern um eine Schenkwirthschaft zu etabliren, das Unternehmen eine Störung. Die Entstehung einer ordentlichen Bäckerei, so wie einer Essigbrauerei der Neuangekommenen, hätte der Colonie schon zu größerem Nutzen gereichen können, wenn die Betreffenden nicht genöthigt gewesen wären, aus Mangel an eigenen Geldmitteln, auf aussaugende Contracts-Bedingungen einzugehen, wobei jedoch der

paralysirenden Wirksamkeit der Direction, zu Gunsten der Bedrängten, anerkennend gedacht werden muß.

So war die Colonie in stetem Fortschreiten und erhielt im Januar noch einen kleinen Zuwachs durch einen von Rio einwandernden deutschen Tischler, welcher sein dort erworbenes Capital in Ländereien hier anlegen wollte. Er kaufte das Grundstück eines der ersten Einwanderer, welcher 20 Morgen davon, zum Stadt- oder Fleckenslande gehörig, von Günther als Geschenk erhalten hatte und siedelte sich mit seiner Familie von 5 Personen auf demselben an. Ein anderer alter Herr des Militairstandes aus Rio, ohne Vermögen, der sich ebenfalls in der Colonie niederlassen wollte, gab seinen Entschluß auf Veranlassung der Direction auf.

Am 20. Mai endlich, trafen mit der „Emma Louise" 122 Passagiere, nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in der Colonie ein.

Man brachte Herrn C. Schröder die Nachricht, daß abermals Unzufriedene sich bemühen wollten, die Ankommenden vor der Niederlassung in der Colonie zu warnen, worauf Herr S., mit Rückblick auf die früheren Vorgänge antwortete: er würde denselben gerne das Fahrgeld bezahlen, wenn sie sich die Mühe geben wollten der Colonie diesen Dienst zu erweisen. Uebrigens waren nunmehr schon so fürchterliche Darstellungen der Colonie-Verhältnisse nach Europa gelangt und auch in Hamburg bekannt geworden, daß sich Niemand mehr übertriebene Hoffnungen machen konnte, wohl aber glauben durfte, daß das Unerhörte, nur durch eine kohlschwarze Brille sichtbar sei.

Das Einwanderungs-Journal der Direction giebt folgende Nachweisung über den Zuwachs, resp. Abgang der Colonistenzahl, welche sich im Januar 1852 bereits auf 394 ausgedehnt hatte. Darunter waren 86 Verheirathete, 9 Wittwer, 7 Wittwen und 292 Unverheirathete. Ferner 245 männlichen und 149 weiblichen Geschlechts, 97 Kinder unter 12 Jahren, 250 von 12 bis 40 Jahren und 46 über 40 Jahre. Es hatten 7 Ehen und 1 Geburt Statt gefunden. 10 waren katholischer Religion, die übrigen Protestanten.

Es wurden nach Dona Francisca expedirt	Eingeschifft für die Colonie	Gestorben		Ertrunken	Fortgegangen	Fortgeschickt	Summa des Abgangs	Es bleiben in der Colonie
		auf dem Schiff	in der Colonie					
I. mit dem „Colon" am 9. März 1851 und	192	7	19	1	30	2, 1 nach Rio ins Hospital	55	157
II. von Rio im März (incl. 61 Norweger, die von 74 in der Colonie blieben) .								
III. mit der „Emma Louise" am 12. Juli 1851 . . .	117	2	18	2	. . . .	. . . .	22	95
IV. von Rio am 27. August 1851	6	. . . .	. . . .	. . . .	1	. . . .	1	5
V. mit der „Gloriosa" am 27 September 1851 . .	75	. . . .	12	. . . .	21	. . . .	33	42
VI. mit dem „Neptun" am 16. December 1851. . .	79	1	5	. . . .	1	. . . .	7	72
VII. von Rio am 5. Januar 1852	7	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	7
VIII. mit der „Emma Louise" am 20. Mai	122	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	122
	598	10	54	3	53	3	118	„500"

Nachdem noch bis ult. 1852: IX. pr. „Florentin" 233, X. pr. „Andromache" 58, XI. pr. „Swea" 107 Personen, zusammen „398"

Unter sämmtlichen Eingewanderten befanden sich bis zum 1. Juli 1852: 1 Prediger, 4 Lehrer, 3 Candidaten, 1 Dr. jur., 1 Architect, 3 Aerzte, 4 Apotheker, 16 Officiere (die jedoch zum Theil erst im Schlesw.-Holst. Kriege in die Militair-Carrière getreten waren), 3 Förster und mehre frühere Beamte, 6 Zimmerleute, 2 Maurer, 3 Ziegelarbeiter, 1 Steinhauer, 14 Tischler, 1 Drechsler, 1 Glaser, 3 Maschinen- und Mühlenbauer, 2 Mechaniker, 2 Schmiede, 1 Dratharbeiter, 1 Kupferschmied, 2 Goldarbeiter, 4 Fleischer, 1 Bäcker, 3 Gärtner, 1 Bierbrauer, 3 Färber, 1 Maler, 3 Cigarrenarbeiter, 1 Essigfabrikant, 10 Schneider, 5 Schuhmacher, 2 Gerber, 7 Tuchfabrikanten, 2 Weber, 1 Seiler, 1 Stellmacher, 1 Klempner, 2 Töpfer, 2 Böttcher, 139 Landleute, 4 Seeleute, 20 Tagarbeiter.

Wenn man einen Blick auf diese Uebersicht wirft, drängt sich unwillkührlich der Gedanke auf: „**was kann nicht mit solcher Menge kunstfertiger und rüstiger Hände geschaffen werden, wenn eine jede ihren Wirkungskreis erhält?**“ Wer soll ihnen aber denselben anweisen? Die Direction kann allerdings darin eine segensreiche Wirksamkeit entwickeln, aber sie wird sich nicht auf viel mehr als auf Winke, Rathschläge und Unterstützungen einlassen können, wenn sie nicht den Vorwurf der Bevormundung auf sich ziehen will, oder sich selbst an die Spitze der nothwendigen Unternehmungen stellt.

So bleibt es jedem Einzelnen selbst überlassen, sich einen Wirkungskreis nach seiner Befähigung zu verschaffen. Manchem gelingt dies, wenngleich er dabei Gefahr läuft seine vereinzelte Kraftanstrengung zu ermüden. Andere glauben ihre frühere Beschäftigung ganz aufgeben zu müssen und verlieren zuletzt selbst, über das Hacken und Baumfällen, die Befähigung zu derselben. Einer Colonie aber, die einst in Flor gerathen soll, darf keine Kraft verloren gehen, sondern sie muß zur Anwendung gebracht und verwerthet werden; um so höher, je erhabener sie über die rohe Naturkraft steht, die ja ohnehin bei früheren Städtebewohnern und Stubenhockern sich erst im Urwalde entwickeln muß, um sich erfolgreich geltend machen zu können. So wenig es aber zulässig ist, daß kostbare Kräfte ganz untergehen, eben so wenig ist es rathsam dieselben vereinzelt anzustrengen, sondern es muß nach einer Zusammenwirkung gestrebt werden; denn nur von solcher sind ersprießliche Früchte zu erwarten.

Den kleinen Leuten, welche bisher in gedrückten Lebensverhältnissen ihr tägliches Brod erringen mußten, ist nicht zuzumuthen, daß ihre nächsten Bestrebungen, durch, für ihre Verhältnisse gewagte Unternehmungen, über Erzielung ihres Lebensbedarfes hinausgehen. Wenn auch ein Jeder den Wunsch im Herzen hat, wo möglich ein reicher Mann zu werden, so ist doch ihr Muth in ihrer frühern dürftigen Lage, die sich in der Colonie nicht einmal so schnell ändert, geknickt, der Unternehmungsgeist nie geweckt worden, und das Gefühl der Armuth hat sie dermaßen beschlichen, daß sie es sich selbst kaum verzeihen würden, ihre Bestrebungen viel weiter, als bis zur Erlangung des sorglosen täglichen Brodes auszudehnen.

Deshalb muß es die Aufgabe der Bemittelteren und Intelligenteren sein, die ärmern Colonisten an sich heran und mit fortzuziehen, zur Erreichung größerer Resultate. Freilich darf dies nicht in der Absicht geschehen die Kräfte der ärmern Mit-Colonisten nur zur eigenen Bereicherung auszubeuten. Sobald diese Absicht sich durchblicken ließe, würde das ohnehin geringe gegenseitige Vertrauen in einer jungen Colonie vollends vernichtet werden; vielmehr muß die Lösung dieser Aufgabe auf das Wohl und Aufblühen des Ganzen berechnet sein und was für dieses dadurch gewonnen wird, kommt wiederum dem Einzelnen zu Gute. Wenngleich nun dies Ziel hauptsächlich von der Direction der Colonie erstrebt werden müßte, so würde es doch, wie bereits gesagt, aus mancherlei Gründen **von ihr allein** nicht erreicht werden können und sie bedarf daher der Mitwirkung solcher Colonisten, deren Capital und Intelligenz sie auf ausgedehntere Thätigkeit anweist.

Um meine ausgesprochene Ansicht noch etwas deutlicher zu machen, muß ich noch mehr auf das Detail eingehen. Betrachten wir z. B. die Thätigkeit der Colonisten, welche ausschließlich den Landbau betreiben wollen. Vereinzelt pflanzt der eine etwas Zuckerrohr, Baumwolle, Reis ꝛc., der andere ebenfalls von dem einen mehr, vom andern weniger als sein Nachbar, je nachdem er Aussaat, Stecklinge ꝛc. erlangen kann. Jeder dieser Colonisten bemüht sich auf eigene Hand, diese zu erlangen; jeder einzelne trägt den erforderlichen Zeitverlust, die nöthigen Kosten zur Herbeischaffung derselben und bezahlt verhältnißmäßig hohe Preise, weil diese sich durch vielfältige

Nachfrage steigern. Zeitverlüste und Kosten übersteigen so bei zehn Colonisten mehr als das Zehnfache von dem, was erforderlich gewesen wäre, wenn sie sich vorher gemeinschaftlich abgesprochen und einen aus ihrer Mitte mit dem Geschäft für alle zehn beauftragt hätten. Dieselben Zeitverlüste und Kosten wiederholen und vermehren sich noch bei der Erndte, wobei außerdem einer den Concurrenten des andern macht, dadurch selbst die Producten-Preise herunter drückt; während einer, und zwar der Gewandteste von allen zehn Colonisten, das Geschäft mit dem zehnten Theil der Kosten, dem zwanzigsten der Zeit und zu günstigeren Preisen beenden würde. Außerdem sind manche Producte, im kleinen Maßstabe erzeugt, wie z. B. Zuckerrohr, fast nutzlos und nicht verkäuflich, während eine größere Quantität, deren Verarbeitung der Mühe lohnt, leichter einen Käufer findet. Verbinden sich ferner zehn und mehr Colonisten, z. B. zum Bau von Mandiocca, so wird es ihnen, selbst bei geringen Geldmitteln, vielleicht schon möglich, eine Raspelmühle zu beschaffen, um das Mehl für den eigenen Bedarf und den Verkauf zu gewinnen, während sie ihr kleines eigenes Quantum entweder selbst kaum nützen können oder zu einem Spottpreis verkaufen müssen.

Bauhandwerker würden ihren eigenen Vortheil vergrößern, aber auch den Colonisten das Bauen erleichtern, wenn sie einen aus ihrer Mitte wählten zum Abschließen der Accorde, Beschaffung der Materialien ꝛc. Ziegelarbeiter könnten durch Zusammenhalten leicht eine Ziegelbrennerei in den Gang bringen, während sie einzeln vielleicht unbeschäftigt bleiben, zum Nachtheile für die Colonie und für sie selbst.

Schmiede, Stellmacher und Maschinenbauer können durch Zusammenwirken gewiß ohne große Mühe: Reisstampfen, Mandiocca-Raspeln oder andere Engenhos zusammenstellen und damit gute Geschäfte machen, während der Einzelne für seine Geschicklichkeit keine oder nur beschränkte Anwendung findet.

Von den 10 Schneidern der Colonie haben gewiß nur wenige Beschäftigung als solche, denn der Consum in der Colonie ist nicht groß, weil viel Leinenkleidung getragen wird, das von der öconomischen Hausfrau oftmals selbst genäht wird. Begeben sie sich aber zusammen, verschaffen sich ein Stück Zeug und verfertigen, die so viel in

Brasilien verbrauchten, aber von Europa eingeführten Kleidungsstücke, so würden sich gewiß Verbindungen mit den Kaufleuten größerer Städte anknüpfen lassen, die zufriedenstellende Preise zahlen könnten, ohne dabei selbst schlechtere Geschäfte zu machen.

Solche Andeutungen — und mehr soll es nicht sein — lassen sich für Schuhmacher und Gerber, Tischler und Drechsler und für alle anderen Handwerker machen, doch genügen jene wohl schon, um auf die Aussicht hinzuweisen, welche sich zur Erzielung günstiger Resultate eröffnet, wenn sich die zersplitterten und dadurch mehr oder weniger nutzlos werdenden Kräfte zu gemeinsamem Schaffen vereinigen.

Um wieviel günstiger noch müssen sich diese Resultate gestalten, wenn die wünschenswerthe Vereinigung, bei den vermögenden Colonisten einen Anhalt findet, die ihrerseits wieder davon Vortheil haben, wenn ihre, zur Verarbeitung der eigenen Producte der Landwirthschaft angeschafften, für Unbemittelte zu kostspieligen Maschinen, eine ausgedehntere Nutzanwendung finden; oder die sich an der Spitze von Bauunternehmungen stellen, weil ihre Mittel es erlauben größere, zu günstigen Zeiten gekaufte Vorräthe von Baumaterialien zu deponiren, oder deren Handel an Ausdehnung gewinnen muß, durch gleichzeitige Verwerthung der Erzeugnisse der Industrie ärmerer Colonisten.

In solcher Weise würden die schätzbaren Kräfte, welche der Colonie von Europa zugeführt werden, erhalten und weiter entwickelt, was um so nothwendiger ist, wenn man die Absicht hat, die Gründung von Städten und Ortschaften mit der einer Colonie zu verbinden. Ein Gedanke, der ohne den gleichzeitigen an Entwickelung und Förderung von Handel und Industrie, werthlos ist.

Deshalb kann die Colonie-Direction sich von der ernstlichen Mitwirkung in diesem Sinne nie ganz lossagen, um so weniger, als ihr die Mittel zur Unterstützung derselben in genügendem Maße zu Gebote stehen, worauf wir noch im X. Kapitel zurückkommen werden.

Wohl weiß ich, welche Schwierigkeiten solche Associationen in dem Egoismus, in der Trägheit und Mißgunst und den andern menschlichen Untugenden der Einzelnen finden und die Erfahrungen, welche bisher in der Colonie gemacht wurden, haben schon zur Genüge gezeigt, wie wenig haltbar die einfachsten Gemeinschaften oft sind. Aber man darf auch nicht vergessen, daß, wenn von 10 Associationen

auch nur eine glücklich durchgeführt wird, es sich schon der Mühe lohnt diesen Weg auch ferner zu verfolgen, auf dem nicht allein das materielle Wohl der Colonisten rasche Fortschritte machen, sondern auch zugleich das geistige gefördert werden wird, weil eben Egoismus, Unverträglichkeit und Untreue, durch Verbindungen zu gleichem Streben, in den Hintergrund gedrängt, Thätigkeit und Intelligenz geweckt und gegenseitige Achtung und Zuneigung befestigt werden.

Doch wir müssen zunächst das Terrain selbst, auf welchem sich die Thätigkeit der Colonisten entwickeln soll, etwas näher kennen lernen.

V.

Ausdehnung der Colonie bei Ankunft der „Gloriosa." Bauart der Brasilianer und der Colonisten. Beschreibung einzelner Ansiedelungen.

Nachdem man den ersten unangenehmen Eindruck überwunden und sich etwas in der Colonie umgesehen hatte, konnte man nicht umhin sich einzugestehen, daß doch in der kurzen Zeit des Bestehens derselben, außerordentlich viel geschehen sei. Schrödersort sah zwar weder einer Stadt, noch einem Flecken oder Dorf ähnlich. Aber was kommt auf den Namen dabei an. Fanden doch die Gloriosa-Passagiere ihre Gasthäuser in den beiden langen Empfangshäusern; ihre Hoflieferanten und das Staatsmagazin in dem Kirchengebäude mit der Venda; ihr Rathhaus mit der Director-, Doctor- und Beamtenwohnung in einem von Günther erbauten und durch C. Schröder vergrößerten Gebäude; ihr Gesandtschaftshôtel im Hause des Bevollmächtigten des Prinzen. Außerdem war ein kleines Häuschen ziemlich vollendet, das zum Krankenhause bestimmt war, leider aber, trotz dem gefühlten Bedürfniß eines solchen, zu einer Beamtenwohnung für den Inspector eingerichtet wurde. Ferner war ein größeres Haus noch nicht ganz vollendet, das alsdann von Herrn von Frankenberg bezogen wurde. Etwas entfernter, aber doch jedenfalls noch auf dem Stadtlande, befanden sich die etwas dürftigen Häuser der Apotheker Stellfeldt und Bödicker und des Colonisten Schneider. Der Gastwirth Durski

(früher Lehrer in Posen) war mit dem Aufräumen eines Platzes zur Erbauung eines Wirthshauses beschäftigt.

So weit ging die Ausdehnung von Schrödersort. Die 3 verschiedenen, von diesem Ort ausgehenden Picaden, waren jede bis etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weit fortgeführt und an derselben waren verschiedene hüttenartige Häuser aufgeführt. Ebenso auch in der etwas weiter entfernten Guiguer Straße. Wirkliche Häuser waren mehre im Bau, aber zur Zeit noch nicht vollendet, als z. B. das Niemeyersche und das zweistöckige der Norweger. Die Ziegelei mit ihrem Wohnhäuschen, den Arbeitsschuppen und Anstalten, machte noch unstreitig den günstigsten Eindruck, weil man eine, wenngleich zur Zeit schlummernde, so doch bereits Statt gehabte Thätigkeit an Allem wahrnehmen konnte.

In den letzten 6 Monaten waren nun außerordentliche Fortschritte gemacht. Die vielen, sich im Sommer 1852 schon auf 168 belaufenden, mehr oder minder gut ausgeführten Colonisten- und Amts-Häuser, deren im Januar erst 86 gezählt wurden, würden gewiß den günstigsten Eindruck auf den Neuangekommenen und den Besucher ausüben, wenn sie dichter bei einander lägen, während sie gegenwärtig durch Reserveland von einander getrennt, vereinzelt im Walde umher liegen und den Colonisten dadurch zum Einsiedler machen, was in keiner Beziehung von Vortheil ist.

Ich glaube es wird nicht ohne Interesse sein die Bauart der Brasilianer und in der Colonie etwas näher kennen zu lernen, weshalb ich eine kurze Beschreibung derselben folgen lassen will.

Bauart der Brasilianer.

Um ein gewöhnliches Landhaus zu bauen, werden 4 Pfähle (s. Zeichnung A) in die Erde gegraben, die unten die volle Baumstärke von etwa 18 Zoll behalten und oben ein wenig ausgeschnitten sind, um den Querbalken darauf lagern zu können. Eben solche Pfosten werden dort eingegraben, wo die Thüren angebracht werden sollen und einer in der Mitte der Giebelwände als Dachstuhl. Unten werden die Pfosten einige Zoll über der Bodenfläche eingekerbt und die Schwellenbalken von der Seite eingeschoben. Oben in den Ausschnitt werden die Querbalken gelegt, oftmals bloße Palmenstämme und so ist denn bald der Wandrahmen des Hauses fertig. Dann

wird zum Bau des Daches geschritten, indem Stangen als Dachsparren auf die obern Querbalken der Wände und den, auf den Giebelpfosten ruhenden Palmidenstamm **angebunden** werden. Ueberhaupt wird zum Bau eines solchen Hauses kein Nagel verwendet, mit Ausnahme der zur Befestigung der Thür- und Fensterbeschlägen nothwendigen, sondern überall nur, zur Verbindung und Befestigung, die zähe Schlingpflanze, **cipó, (sippo)** (s. Zeichnung B) benutzt, die oft zu mehren Hundert, gleich Waschleinen, von der Krone eines Baumes zur Erde gehen und dort wurzeln. Nachdem die Dachsparren aufgebunden sind, werden die **esteiros** aufgelegt, welche vor Beginn des Hausbaues schon angefertigt werden. Diese **esteiros** (Blätterlatten) werden in folgender Weise angefertigt: Aus den graden Stämmen der schlanken Palme spaltet man dünne Latten (rippas), die in horizontaler Lage an den Enden befestigt werden, um die Dachblätter über dieselben zu binden. Obgleich man sowohl Palmblätter als **sapé**, (ein schilfartiges 3 Fuß langes Gras) zur Dachdeckung verwenden kann, so eignen sich doch besonders nur die Blätter der **uricanna**, einer Art Rohrpflanze dazu. Man nimmt 3 Rohrzweige mit ihren langen etwa $3\frac{1}{2}$ Zoll breiten Blättern an den dünnen Stielen zusammen, legt diese über die Latte und befestigt sie mit dünnen bindfadenartigen Schlingpflanzen. Eine Hand breit davon wieder 3 andere und so fort bis die ganze Latte mit Blättern versehen ist (s. Zeichnung C). Die fertigen Dachlatten werden dann glatt über einander gepackt und bleiben so mehre Wochen liegen, wodurch sich die Blätter dicht über einander lagern. Werden die **esteiros** nicht abgelagert aufgelegt, oder sind sie nicht bei Neumond, sondern zur unrechten Zeit geschnitten, so verzehren die Insecten oft in wenigen Wochen die Blätter, von denen nur die Rippen zurück bleiben. Solche **esteiros** werden nun, in Abständen von etwa 10 Zoll, von unten auf über die Dachsparren gebunden und der First (die obere Kante des Daches) mit Palmenzweigen bedeckt und Stangen darüber befestigt. So ist schnell ein schönes leichtes Dach fertig, das dem heftigsten Regen widersteht, wenn nicht etwa Sturmwind die Blätter hebt. Ein solches Dach hält etwa 5 Jahre aus, wenn es richtig angefertigt ist und besonders wenn es durch fortwährenden Rauch innen geschwärzt wird, wie bei den Küchen ꝛc. Da man für solche, 10 Fuß lange **esteiros** im Accord

etwa 5 Schillinge bezahlt, so ist ein solches Blätterdach nicht gerade kostspielig; aber für die Colonie wird dennoch auf Anfertigung anderer Dächer Bedacht genommen werden müssen, weil einerseits eine so große Menge nur spärlich wachsender Dachblätter, wie fortwährend erforderlich, nicht aufzufinden ist und andererseits die Colonisten auch nicht die brasilianische Gewohnheit angenommen haben des Nachts Feuer in den Häusern zu unterhalten und deshalb die Dauer der Blätterdächer bedeutend vermindert wird. *)

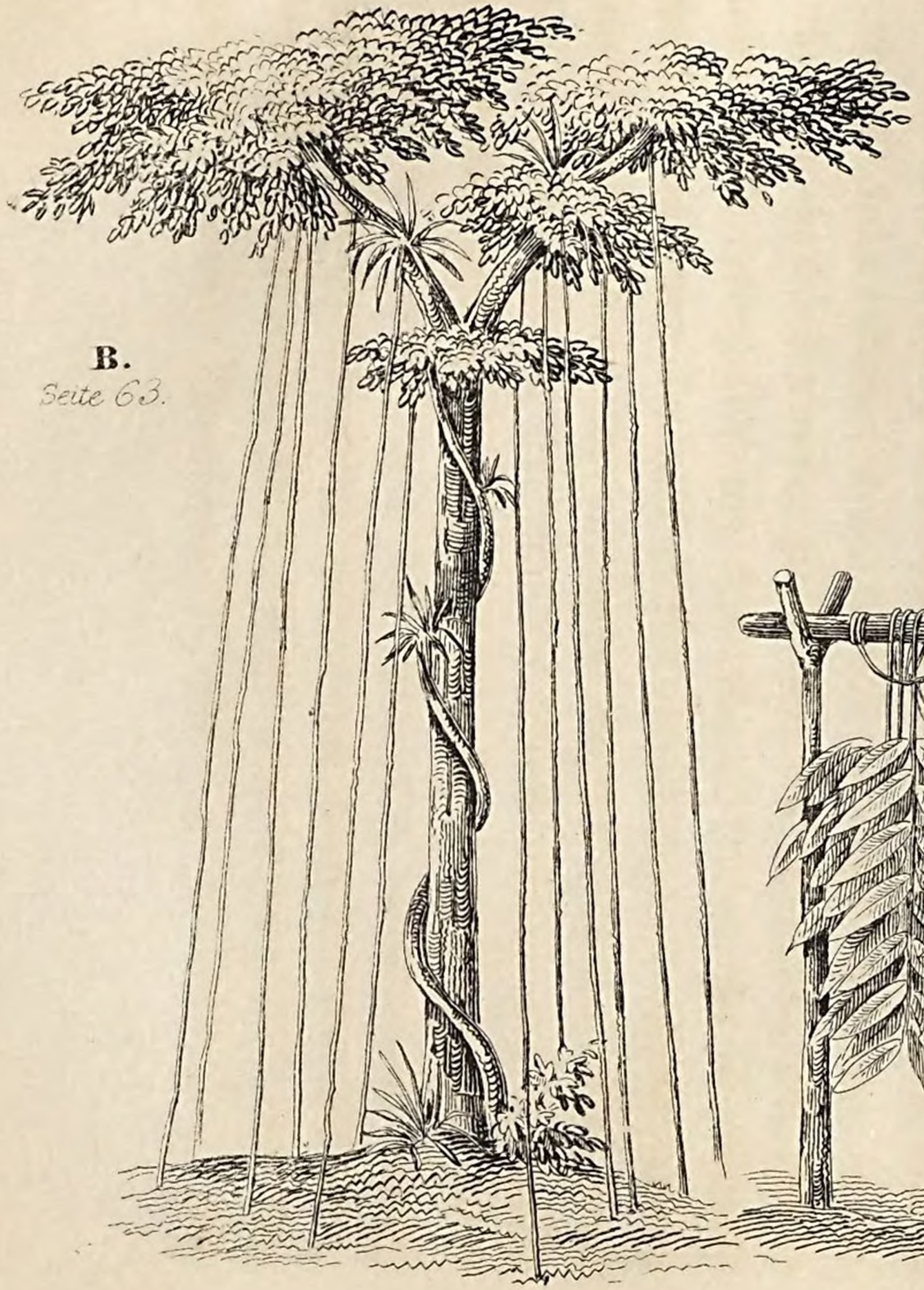
Nachdem das Dach gelegt ist, werden die Fensterzargen zwischen 2 langen Hölzern dort befestigt, wo man sie hin haben will und alsdann geht es an die Wandarbeit. Wieder werden die zu dünnen Latten gespaltenen Palmen genommen und so über einander gebunden und mit den Enden in den Balken befestigt, daß die Wand dadurch vergittert wird. Die rippas sind dabei etwa 6 Zoll von einander entfernt. Ist diese Vergitterung fertig, so werden die Wände innen und außen mit Lehm beworfen und wenn dieser getrocknet, ein leichter Kalkputz über gearbeitet. So erhält man Wände von 4 bis 5 Zoll Dicke, welche dem Anscheine nach den massiven nichts nachgeben. Will man aber einen großen Nagel einschlagen, so findet sich oft eine unangenehme Elastizität. Auch schlägt man den Nagel entweder ohne Halt in den bloßen Lehm, oder er geht gar nicht in die Wand hinein, wenn er eine Latte berührt; denn das gute Palmenholz ist außen hart wie Eisen, wenngleich das Mark innen weich ist. Endlich werden die Thüren und Fensterluken fertig gemacht, der Lehmboden, wie bei uns zu den Scheunen, fest gestampft und das Haus ist vollendet. Soll es mehre Zimmer enthalten, so werden die Scheerwände ebenso ausgeführt, die aber nicht bis zum Dach gehen, so, daß man von einem Zimmer in das andere klettern und eine ungehinderte Conversation in allen Zimmern zugleich führen kann. Ein größeres Haus ist gewöhnlich in 4 Theile getheilt, worauf wohl die portugiesische Bezeichnung eines Zimmers mit quarto beruht.

Das Landhaus eines Pflanzers oder größern Landbesitzers sieht

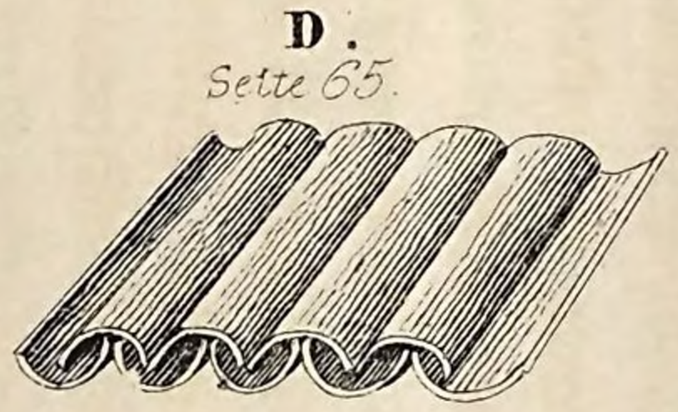
---

*) Ich hatte mich deshalb bereits an den Colonie-Vorstand von Petropolis gewandt, um Arbeiter zu erlangen, die mit der Anfertigung von Schindeldächern, wie sie dort eingeführt sind, vertraut wären.

Der Verf.

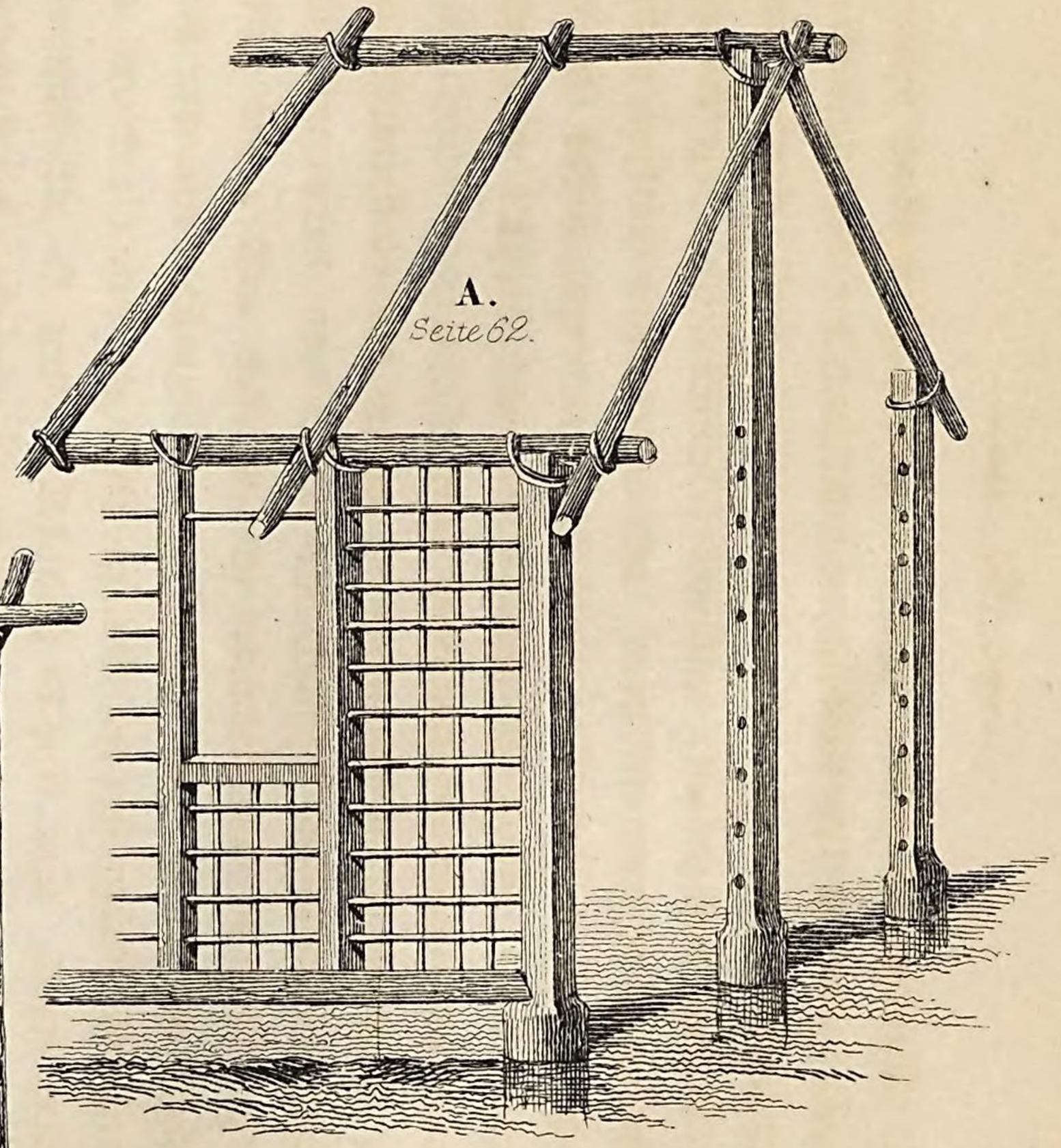


B.
Seite 63.



D.
Seite 65.

C.
Seite 63.



A.
Seite 62.

num schon etwas stattlicher aus. Man glaubt von fern ein europäi=sches Gebäude zu erblicken, wenn die weißen Wände und das rothe Ziegeldach in die Ferne leuchten. Im Wesentlichen ist es jedoch die=selbe Bauart, dieselben Wände; nur ein Ziegeldach von langen Hohl=ziegeln, (s. Zeichnung D) welche zur Hälfte mit der hohlen, zur Hälfte mit der runden Seite nach oben, die Fugen der unten liegenden Schicht decken. Die Dächer sind flach, aber durch die doppelt liegenden Dachziegel sehr stark belastet.

Stadthäuser endlich haben Brandmauern von Granit, denn viereckige von Lehm oder Thon gebrannte Ziegelsteine werden fast gar nicht fabricirt. Die Scheerwände werden jedoch nur in der oben beschriebenen Weise angefertigt. In Stadthäusern findet man nur gedielte Stuben und auch meist eine Bretterdecke; besonders wenn das Haus mehrstöckig ist, wo die Diele der Ober=Etage zugleich die Decke zur untern bildet. Glasfenster hat man nur in den besseren und ele=ganteren Häusern und die Thüren sind wie bei unsern Bauernhäusern in 2 Hälften getheilt, so daß die obere Hälfte geöffnet werden kann, während die andere zu bleibt. Geschieht dies, so werden die, aus dünnen Leisten gearbeiteten Gitter vorgeklappt, welche die Stelle der Jalousien vertreten. Schornsteine haben die Häuser nicht, weil die Küchen im Hause das Ungeziefer, besonders die Baratten, anziehen und deshalb immer in einiger Entfernung vom Hause etablirt werden müssen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die meisten Häuser der Hauptstädte, so wie andere ausgezeichnete Gebäude reicher Personen in den Provinzen, mehr oder weniger in europäischer Weise ausgeführt und auf die in Europa gewohnten Bequemlichkeiten berechnet sind. Es sollte hier jedoch von den Luxus=Bauten nicht die Rede sein, sondern nur von der alltäglichen wohlfeileren Bauart, welche den Colonisten zum Vorbilde dienen mußte, so weit sie auf die vor=handenen Hülfsmittel und Bedürfnisse sich stützte.

Im Ganzen hat man sich nun in der Colonie der brasilia=nischen Bauart angeschlossen und sind namentlich die zuerst angelegten Wohnungen ganz in dieser Art ausgeführt worden, wobei freilich schon manches Lehrgeld gezahlt worden ist und noch vielfach wird gezahlt werden müssen. So war z. B. das von Brasilianern gebaute

Aubé'sche Hausdach in kurzer Zeit in dem Maße zerstört, daß sich Herr Aubé mit dem derzeit bei ihm wohnenden Herrn E. Schröder, bei einem starken Regenguß unter den Tisch retten mußte, um Schutz zu finden und bald darauf ein zweites Dach legen zu lassen sich genöthigt sah. Bei Herrn Poschaan sah ich ein Schuppendach, das von den Insecten so durchsichtig wie Flor gefressen war. Bei hochliegenden Häusern ist überhaupt das Dach dem Winde täglich dergestalt ausgesetzt, daß die Blätter nach und nach von den dürren Stielen abgebrochen werden, wodurch der Anlaß zu unaufhörlichen Reparaturen gegeben wird. Es ist deshalb und mit Bezug auf die schon oben gemachten Bemerkungen über Blätterdächer sehr wünschenswerth, daß sich recht bald Schindelarbeiter in der Colonie einfinden, um durch ihre, gewiß recht einträgliche Arbeit, die Blätterdächer gänzlich zu verdrängen und sie durch Schindeldächer zu ersetzen. Zwar sind Versuche mit der Fabrikation von Dachziegeln gemacht worden, doch wurden sie nicht fortgesetzt. Sie waren als mißlungen zu betrachten, weil das Material mit Unkenntniß gewählt war, jedoch wurden später ganz leidliche Dachpfannen von besserem Material hergestellt. Immer aber werden die Schindeldächer bei der leichten Bauart den Vorzug behalten, weil der Transport von gebrannten Dachpfannen die Baukosten ganz enorm, besonders für tiefer im Walde liegende Etablissements erhöhen würde. Vorläufig würde vielleicht ein Theeren (Steinkohlentheer) der fertigen Dachlatten vor dem Auflegen, die Schindeldächer in Etwas ersetzen, weil die getheerten Blätter dicht an einander kleben und dadurch gegen Insecten und das Abbrechen durch den Wind geschützt sein würden.

Durch die vermehrte Anwendung der Dachblätter, die in keinem Verhältniß zum Nachwuchs des Materials stehen, sind die Preise bereits von 5 Patacken für das Dutzend 10 füßige esteiros, das zur Bedeckung von etwa 120 □-Fuß Dachfläche ausreicht, auf 8 bis 9 Patacken (ca. $2\frac{1}{4}$ ℔ Pr. Ct.) gestiegen und wenn nicht größere mit der Uricanna bewachsene Flächen aufgefunden werden, so wird der Bedarf gar nicht mehr zu beschaffen sein.

Das Beschlagen der Bäume zu Balken, wird meistens von den, darin sehr bewanderten Brasilianern im Accord übernommen, wobei die „Palme" (das Spannenmaaß) auf circa 1 Vintem zu stehen

kommt. — In brasilianischen Städten ist die Holzart, welche nur zu Bauten genommen werden darf, vorgeschrieben, weil unter den vielen, selbst anscheinend harten, brasilianischen Hölzern nur wenige von wirklicher Dauer sind. Dies pao de ley (Gesetzholz) ist das Zimmtholz (canella), besonders canella preta (unserm Nußbaumholz sehr ähnlich) was in nicht unbedeutender Zahl auch in den Wäldern der Colonie vorkommt. Den Brasilianern ist dies Holz sehr bekannt, aber der Umstand, daß sie sich erst Wege schlagen müssen, um zu den Bäumen zu gelangen, so wie, daß sie die beschlagenen Balken auf ihren Schultern nach der Baustelle tragen müssen, macht sie nicht sehr lüstern nach dem Aufsuchen der Canella-Bäume, so daß auch jeder andere, das Maß irgend haltende Baum von ihnen zu Balken zugerichtet wird und daher die Gebäude, zu welchen ein größeres Quantum Holz nothwendig war, wahre Musterkarten der brasilianischen Holzarten in der Colonie abgeben. Ob die Häuser einige Jahre länger stehen oder nicht, darum kümmert sich eben so wenig der nur die Vintems nachrechnende Brasilianer, als der bauende Colonist, der vorläufig keinen andern Wunsch hat, als sein Haus vollendet, und sich dem engen und fatalen Aufenthalte in den Empfangshäusern entrückt zu sehen. *) Ob es übrigens für die immer grünen Bäume Brasiliens gleichgültig ist, in welcher Jahreszeit sie geschlagen werden, ist mir unbekannt geblieben; doch läßt sich annehmen, daß auch in diesem Himmelsstrich die Säfte der Bäume zur Blüthezeit reichhaltiger sind, als im Herbst und Winter, und daher diese Jahreszeiten sich mehr zur Bearbeitung dauerhaften Bauholzes eignen, während die im Frühjahr und Sommer geschlagenen Balken gewiß mehr dem Verzehren durch Wurm, Schwamm ꝛc. ausgesetzt sind.

Die Ausfüllung der Wände wird ebenfalls von Brasilianern gern in Accord genommen, wenn die Thonerde auf dem Bauplatz selbst gegraben werden kann, denn auf ein Herbeiholen mittelst Schiebkarren (wenn solche vorhanden sind) lassen sie sich nicht ein. Das Bewerfen eines Hauses von gewöhnlicher mittlerer Größe, mit bereits angefertigtem Gitterwerke, dürfte unter jenen Umständen mit 10 bis 15 Mil.

*) Obgleich es auch nicht an Beispielen fehlt, daß Viele diesen Aufenthalt so angenehm fanden, daß erst executorische Maßregeln gegen sie zur Anwendung gebracht werden mußten, um sie zum endlichen Verlassen derselben zu bewegen.

Reis zu beschaffen sein. Es bleibt dann aber noch der Kalkputz zu machen, der immer ziemlich kostspielig ist, da der Muschelkalk (Steinkalk hat man gar nicht) von Francisco geholt werden muß, wodurch die Alqueira (etwa $\frac{2}{3}$ berl. Scheffel) auf circa 9 bis 10 Vint. (5 Sgr.) in Schrödersort zu stehen kommt. Auch standen bisher nur wenige, mit dieser Arbeit vertraute Colonisten oder Brasilianer zu Gebote. Deshalb haben manche der Colonisten, um zu sparen oder schneller mit dem Bau fertig zu werden, die Wände nur mit gespaltenen Palmen gefüllt und sich gegen den Luftzug durch Binsenmatten geschützt. Ein solches Bauwerk kann natürlich nur das Prädicat einer Hütte in Anspruch nehmen und muß als ein Provisorium angesehen werden, welches für die Dauer und besonders während der Wintermonate nicht befriedigen kann.

In Schrödersort sind die Häuser ganz in brasilianischer Weise gebaut. Das Vorzüglichste der Art ist das, bisher vom Director Frankenberg bewohnte, welches mit den Glasfenstern, der Küche und Veranda circa 540 Mil. gekostet hat. Das neue Directionshäuschen, so wie das Wohnhaus des Dr. Krebs ist in ähnlicher Weise, jedoch mit europäischer Balkenverbindung gebaut worden. Beide sind mit Giebeldächern versehen; das erstere jedoch mit Dachpfannen gedeckt. Das Straubesche Häuschen ist in Fachwerk mit Ziegelsteinen aufgeführt und wurde deshalb ein ziemlich theures Gebäude, ohne an Dauerhaftigkeit gewonnen zu haben, da die Zimmerarbeit an demselben ziemlich schlecht ist. Es liegt an der tiefsten Stelle des Grundstücks und war nach einem heftigen Gewitterregen der Ueberschwemmung des Fußbodens ausgesetzt, so daß der Eigenthümer Gelegenheit hatte, einen Fischfang in seinem Wohnzimmer abzuhalten. In Folge dessen wurde das Haus ohne große Mühe 9 Zoll in die Höhe gebracht, wodurch es gegen ähnliches Mißgeschick geschützt sein wird, da überdies das Grundstück durch zweckmäßige Gräben entwässert ist.

Das Haus des Verfassers, etwa 15 Fuß höher liegend, als die übrigen Häuser des Orts, wurde von norwegischen Zimmerleuten erbaut und ein kleiner Wald von Palmen, zur Füllung der Wände, dazu verwendet. Innen sind dieselben mit Thon, der mit trockenen und zerhackten Palmenblättern gut durch einander gearbeitet wurde, beworfen, und dann dünn mit Kalk überzogen. (Das Arbeitslohn

wurde für die Quadrat=Elle mit 6 Vint. berechnet.) Die Fugen außen wurden mit Kalk verputzt und die ganzen Wände übergetheert. Wenngleich diese Wandfüllung recht gut aussieht, so ist doch schon ihrer Kostspieligkeit wegen zu fernerer Anwendung derselben nicht zu rathen. Ueberdies erfordert sie eine sorgsamere Arbeit, als für gewöhnlich in der Colonie erlangt werden kann.

Die Krone von Schrödersort ist das von Junghans aufgeführte Haus, das schon als Ruine zur Welt kam und mittelst Flaschenzüge zu einer erträglich senkrechten Stellung gezwungen werden mußte. Es ging bereits in die zweite Hand über und der neue Besitzer, Herr Heeren, hat es bereits durch ein besseres ersetzen müssen, das neben dem alten aufgeführt worden ist, um dieses noch als Schuppen zu benutzen. Einige neue Häuser von solidem Bau entstanden zur Zeit am Wege nach der Ziegelei.

Die Ziegelei ist ein recht nett gelegenes Etablissement dicht bei Schrödersort. An der Spitze desselben stand der nunmehr verstorbene und betrauerte Lyng. Schon früher war das Grundstück, zu dem jetzt etwa 70 Morgen Landes gehören, der Wohnsitz einer brasilianischen Familie, welche aber vor 17 Jahren von den Indianern überfallen und ermordet worden ist. Nachdem war der Platz nicht wieder bewohnt und die bereits urbar gewesenen Flächen sind unterdeß theils mit neuen Bäumen, theils mit dem unausrottbaren Pfarrkraut bewachsen, so daß es den Besitzern anzurathen gewesen wäre, statt die rastlose Arbeit auf Ausrottung der Pflanzen zu verwenden, sich mit der Fabrikation von Pottasche zu befassen, da das Pfarrkraut das beste Material dazu liefert.

Die Wahl des Platzes zu einer Ziegelei, wäre eine sehr glückliche zu nennen, wenn der dort vorkommende Thon sich besonders gut zu Ziegelsteinen eignete, was sich, nach den ersten Versuchen, wenigstens nicht zeigte. Weit besser möchte das feine Material, wenn es durch Schlemmen vom reichen Quarzsandgehalt befreit würde, zu guter Töpferarbeit dienen. Die Lage der Ziegelei ist reizend und der, von den Besitzern auf halbe Kosten der Direction dorthin angelegte schöne Weg, ladet bei gutem Wetter sehr zu einem Spaziergange nach derselben ein, so daß anzunehmen ist, es werde die Ziegelei gelegentlich in einen Vergnügungsort verwandelt werden, obgleich es

im Interesse der Colonie wünschenswerth wäre, wenn ein bemittelter Colonist den industriellen Versuch einer Ziegelei weiter auszudehnen unternähme. In neuerer Zeit hat Herr Poschaan diese Ziegelei für 1100 M.Rs. an sich gekauft und im Januar dieses Jahres bereits einen Versuch gemacht, das Land zu bepflügen, der sehr günstig ausgefallen ist. Der Wald nach dem Bach zu ist jetzt gänzlich gefällt und an demselben ein neues Haus zur Aufnahme von Colonisten gebaut. Auch von dem benachbarten weiter östlich am Bach liegenden Stadtlande ist ein großer Theil des Waldes gefällt worden, so daß die Colonie dadurch ein immer freieres Ansehen erhält und auf den Neuankommenden einen günstigeren Eindruck machen muß, als dies zu Anfang der Fall war.

Von einer andern norwegischen Gesellschaft, 9 an der Zahl, wurde ein hübsches Stück Land gekauft und mit einem zweistöckigen, gut gezimmerten Hause versehen. Herr v. Frankenberg erstand für 800 Mil. Reis das 72 Morgen große Grundstück, von dem beinahe 8 bis 10 Morgen bereits urbar gemacht waren, und vergrößerte dasselbe bis auf 150 Morgen. Ein Nebenarm des Caxoeira, (rio de morro alto) der es berührt, erhöht den Werth desselben, sobald durch Aufräumen des Baches die Communication mit der Wasserstraße der Colonie hergestellt sein wird. Wünschenswerther wäre es allerdings, wenn dieser Wasserarm Triebkraft hätte, der ihm jedoch ganz abgeht, wenn man sie nicht künstlich durch Eindeichung herstellig zu machen sucht. Auf dem Grundstück findet sich, nach dem Urtheil eines Sachverständigen, (des Töpfermeisters Liepert aus Glückstadt), ein sehr brauchbarer Töpferthon, der bereits in neuster Zeit zur Verfertigung feiner Thonwaaren angewendet wurde, unter denen sich besonders eine schöne Vase auszeichnete.

Dem genannten Grundstück gegenüber liegt ein kleines, aber sehr freundliches und solides Häuschen des Norweger Kjelstrup.

Es würde langweilen, wollte ich alle Etablissements aufzählen, die sich mehr oder minder gleichen, sowohl in Hinsicht auf Culturen als Wohnungen. Man könnte sie in die 2 Klassen theilen: Colonien mit dem Wohnhaus auf dem Hügel, oder mit demselben im Grunde, je nach dem Gutdünken des Besitzers. Erstere möchten

meiner Meinung nach den Vorzug verdienen, insofern später sich keine stärkeren Winde erheben, als es im vergangenen Jahr der Fall war. *)

Ich berühre nur noch das Etablissement von Poschaan, als das ausgedehnteste der Colonie. Die ersten unbedeutenden Gebäude sind jetzt durch ein solides großes Wohnhaus vermehrt worden und rund herum berechtigt kräftig schießendes Zuckerrohr, schön stehende schwarze Bohnen und Kartoffeln zu Hoffnungen auf eine gute Erndte, die nicht allein Herrn P., sondern der ganzen Colonie zum Nutzen gereichen wird und deshalb sehr gewünscht werden muß; denn nach einer solchen müssen endlich die vielen Klagelieder verstummen, weil durch sie der Beweis geführt wird, daß Klima und Boden derselben keine Hindernisse in den Weg legt. Es wäre in der That auch eine Merkwürdigkeit, wenn im fruchtbaren Basilien gerade im Colonielande eine solche Abnormität Statt finden sollte.

Wir werden den Besprechungen dieser Verhältnisse noch ein besonderes Capitel widmen, da zur richtigen Beurtheilung derselben noch einiges Andere vorausgeschickt werden muß. Nur sei noch hinzugefügt, daß zur Verarbeitung des Zuckerrohrs Herr Poschaan eine schöne eiserne Zuckerpresse in der Maschinen-Bauanstalt von Moltrecht u. Rühe in Hamburg hat anfertigen lassen, die mit dem ersten Schiffe nach der Colonie geht, so daß mit der Erndte auch zugleich die Mittel zur Verarbeitung derselben vorhanden sein werden; wenngleich sich auch früher schon eine kleine, von Herrn Aubé angekaufte Zuckerpresse nach brasilianischer Construction, in der Colonie befand.

---

*) Wohl läßt sich annehmen, daß die in Südwest liegende Gebirgskette, stets eine Schutzmauer für die Colonie abgeben wird, gegen die in Süd-Brasilien oft so verheerend wüthenden Pampeiros (Südwest-Stürme.)

VI.

Ueber die Lage der Colonie. Deren Verbindung mit Saõ Francisco, Curitiba und den Küstenplätzen.

Ueber die Lage des ersten Ansiedelungspunktes in der Colonie haben wir bereits früher gesprochen; wir müssen aber die Situation des ganzen Colonielandes selbst etwas näher in's Auge fassen, um die Angaben des Berichtes der interimistischen Vereins-Direction etwas genauer beurtheilen zu können. Es ist in demselben gesagt: „die Lage wäre zwischen dem 26sten und 27sten Grade südlicher Breite, wo die Temperatur im Sommer noch gerade hoch genug ist zur Zeitigung fast aller tropischen Gewächse, ohne wie das bei gleicher Sommerwärme der Tropen der Fall ist, auch in den übrigen Theilen des Jahres an lästiger Hitze zu leiden." Dieses „fast aller" hat hier eine eigene Bedeutung. Nächst dem Zuckerrohr ist der Kaffee das Haupt-Tropenprodukt in Bezug auf Ertrag, und auf den Bau desselben wird von Ansiedlern fast immer gerechnet. Es wird sich auch Niemand verrechnen, der nur den Bedarf für das Haus, vielleicht auch eine nur unbedeutend kleine Erndte für den Verkauf erzielen will. Wer aber glaubt einen wirklich größern Handelsartikel daraus zu machen, der würde sich über den Ertrag wahrscheinlich etwas täuschen, denn die Temperatur ist nicht hoch genug den Kaffee schnell und gleichmäßig zur Reife zu bringen. Dadurch wird denn die Erndte so weit hin ausgedehnt, daß die Kosten des Sammelns leicht über den Absatzpreis des Kaffees hinausgehen können; besonders wenn man nicht Frauen und Kinder zu dem Geschäft verwenden kann. Dasselbe Resultat würde vielleicht auch der Bau des Ricinusstrauches u. a. m. haben.

Es ist ferner gesagt, „die nahe Nachbarschaft des Meeres, welches seine Fluthen bis in die Flüsse der Colonie hineintreibt, gestattet nicht allein den Absatz solcher Producte, welche im Innern werthlos sind, sondern ist auch der Transportkosten wegen von großem

Einfluß auf den Netto=Ertrag der Pflanzungen und wenn irgendwo die Hoffnungen erfüllt werden, welche in handelspolitischer Beziehung von der Auswanderung gesagt werden, so dürfte dermaleinst das an dieser Stelle sein, wo dem prachtvollen Hafen von Saõ Francisco schon vor vielen Jahren eine große Zukunft geweissagt ist.“ Dieser wichtige Satz erhielt noch durch die Mittheilungen eine Ergänzung, welche uns in Hamburg bei unseren Erkundigungen über die Colonie gemacht wurden, indem es hieß: daß man in 2, höchstens 3 Stunden von der Stadt nach der Colonie gelangt und daß das letzte Schiff bis unmittelbar vor die Colonie den Fluß hinaufgefahren sei.

Es ist richtig, daß man mit einem recht guten Fahrzuge, recht gutem Segelwinde und mit der Fluth die Reise in 3 Stunden machen kann. Ohne Segelwind behält die günstigste Fahrt immer noch die Dauer von 4 Stunden. Man erreicht diese Schnelligkeit jedoch nur, wenn man, besonders von der Colonie aus, das Steigen und Fallen des Wassers fast auf die Minute beobachtet und benutzt. Darin liegt es denn auch, daß man nur in den seltensten Fällen an einem Tage die Reise hin und zurück machen kann; da überhaupt auch für die Ruderer die Anstrengung ziemlich groß ist. Man ist also vorläufig meist genöthigt, in Saõ Francisco zu übernachten, bleibt zwei Tage vom Hause fort und zahlt, in der Voraussetzung, daß man ein Fahrzeug von der Direction oder anderweitig unentgeltlich geliehen bekommen hat, den zwei Ruderern pr. Mann und Tag 1 Mil. Reis; dazu die Gasthausrechnung, so erhält man eine Gesammtrechnung, die von ärmeren Colonisten ohne Nachtheil nicht zu oft wird bestritten werden können. Wird sich nun auch der Kostenpunkt etwas günstiger stellen, wenn sich die Frequenz zwischen der Colonie und der Stadt mehrt, so wird doch der Zeitverlust immer der zweitägige bleiben, so lange die Frequenz der Wasserstraße nicht in dem Maße zugenommen hat, daß eine fortwährende, sich kreuzende Hin= und Herfahrt zwischen der Colonie und Stadt stattfindet, was vielleicht nicht mehr zu lange dauern dürfte, da eine einfache Hin= und Retourfahrt jetzt schon ziemlich regelmäßig täglich zur Ausführung kommt. Ist diese Periode erst eingetreten, so wird man gerade Zeit genug haben, um in einem Tage von der Colonie nach der Stadt zu fahren, dort einige Geschäfte schnell abzumachen und dann

noch wieder zur Colonie zu gelangen, ohne daß man nöthig hat, Gasthäuser zu frequentiren. Aber wir wollen auch nicht leugnen, daß es nicht gerade Allen darum zu thun ist, bloße Geschäfte dort abzuwickeln, sondern es hat so Mancher die Tour unternommen, sich zu amüsiren und auf einige Tage den Urwald zu vergessen; statt also Geld zu verdienen, Geld zu verkneipen, und deshalb war es vielfach für die Colonie eben kein Nachtheil, daß der Besuch der Stadt etwas erschwert war; wenn auch bei der beginnenden Colonie das Bedürfniß des Stadtbesuches größer war, als bei der heutigen.

Es ist ferner richtig, daß das Meer seine Fluth bis zur Colonie hinauftreibt, denn eben dadurch wird es nur möglich, den Hauptfluß der Colonie, den Caxoeira, bis zu derselben hinauf, über Steingerölle hinweg, mit Kähnen zu befahren. Kleine Schiffe, wie die Küstenfahrzeuge (Samacca's) werden hoffentlich später bis zum Anfange des Colonielandes, bis wohin sich die Stadt Joinville ausdehnen wird, gelangen können. Aber für größere Fahrzeuge ist dies schon wegen zu großer Seichtheit des Sees Lago asaguassi, auf etwa halbem Wege zwischen Stadt und Colonie gelegen, nicht möglich. Bis zu diesem, oder eben hinein, können denn auch die hamburger Schiffe nur fahren, von denen aus die Güter auf großen Böten bei hoher Fluth bis zur Colonie befördert werden.

Der Caxoeira ist selbst so bescheiden, den Namen eines Flusses (rio) für sich nicht in Anspruch zu nehmen; denn caxoeira heißt so viel wie „kleiner cascadenartiger Waldstrom", und deutet daher schon die Schwierigkeit, ihn zu passiren, an. Diese Schwierigkeit ist nunmehr durch Sprengung und Wegräumung der hinderlichen Steine gehoben, und langte im Januar der erste Küstenfahrer unmittelbar vor der Stadt, am gewöhnlichen Landungsplatze, an. — Daß der sogenannte Matthiasfluß nicht viel mehr als ein Rinnstein ist, wurde früher schon im Briefe des Lieutenant Niemeyer gesagt. Doch hat auch er schon dadurch an Bedeutung gewonnen, daß er eine gute Strecke hinauf in einen Canal verwandelt worden ist, der es den Böten möglich macht, der Stadt etwas näher zu kommen, und wird er immer eine angenehme Zugabe für diese bleiben, da er ihr wenigstens Trink- und Waschwasser liefert. Endlich der Piray-Pyrangha ist noch ziemlich unbekannt, denn die Bemühungen, zu ihm und namentlich zu

dem meilenweit sichtbaren Wasserfall desselben zu gelangen, sind bis jetzt noch, wegen obwaltender Ungangbarkeit des anliegenden Terrains, fruchtlos gewesen, und haben nur zur Anschauung einiger seichten, mit vielem Steingerölle versehenen Stellen desselben geführt; was er der ausgedehnteren späteren Colonie sein wird, muß daher noch abgewartet werden.

Es hat also mit den Flüssen der Colonie in ihrer jetzigen Ausdehnung nicht so gar viel auf sich und es ist noch ein großer Uebelstand, daß der einzige zu befahrende Bach nicht mitten in der Colonie liegt, sondern dieselbe nur begrenzt. Wir werden auf diesen Gegenstand nochmals im VII. Kapitel, bei Besprechung des Transportwesens, zurückkommen müssen.

Daß ein Hafenort der Colonie so nahe liegt, ist jedenfalls ein großer Vortheil, auf den wohl so manche andere Colonie verzichten muß. Zwar glaube ich nicht, daß die, dem Hafen geweissagte, große Zukunft so nahe liegt, daß wir die Entwickelung derselben erleben werden, aber immerhin wird sich doch der Handel Saõ Francisco's heben, wie sich jetzt schon ein sehr wesentlicher Einfluß der Colonie auf denselben an den Tag legt. Zu dem bisherigen Bedarf der Insel und nächsten Umgebung ist noch der nicht unbedeutende der Colonie gekommen, der, wenn auch nicht immer unmittelbar, so doch wenigstens mittelbar von Saõ Francisco bezogen wird. Die Colonie war bisher nur consumtiv und doch ist der Hafen schon belebter, als vor einem Jahre. Mit der noch erhöhten Consumtion und der beginnenden Production der Colonie wird das Alles noch zunehmen. Früher kannte man in Saõ Francisco kaum Silber- und Papiergeld und es fanden wahre Frachtsendungen von Kupfergeld nach Rio Statt, da Wechselzahlungen, die gegenwärtig die Kaufleute sehr bequem finden, gar nicht acceptirt wurden und durch Herrn E. Schröder erst, nicht ohne Schwierigkeit, eingeführt wurden. Ehe aber der Handel der Colonie und mit ihm der Hafen Franciscos Bedeutung gewinnen wird, muß sich Vieles noch anders gestalten. Bis jetzt wird in Saõ Francisco nur ein Zwischenhandel getrieben mit den Häfen von Rio, Ste Catharina ꝛc., ohne eine eigentliche Verbindung mit dem Innern der Provinz. Ein größerer Handel nach andern amerikanischen oder ausländischen Häfen kann für jetzt schon deshalb nicht ohne große Schwierigkeit

betrieben werden, weil nur in der Hauptstadt der Provinz, in Desterro auf der Insel Sta Catharina, sich ein Zollamt befindet und der Handel demnach einen Umweg über diesen Ort, der Zollverhältnisse wegen, sich gefallen lassen müßte, wodurch jedenfalls bedeutende Unkosten entstehen würden. Gegenwärtig bringen die Küstenfahrzeuge, von denen durchschnittlich 6 bis 10 im Hafen anzutreffen sind, kleine Ladungen von Carne secca (getrocknetes Fleisch), Zucker, Wein, Waizenmehl, Aqua ardente (Branntwein), Esteiros (Schilfmatten), Stein-, Eisen- und Manufactur-Waaren und führen neben einer kleinen Quantität von Brettern, Dachlatten (rippas), Bohnen, hauptsächlich Faringha de Mandiocca (Wurzelmehl) aus. Mit diesem letztgenannten Artikel werden eigentlich nur nennenswerthe Handels-Geschäfte gemacht, während alles Uebrige bloße Hökerei ist, um die Kramläden (Vendas) von Saõ Francisco zum Bedarf für Insel und Colonie zu versehen.

Welchen Werth in dieser Hinsicht die Colonie für Saõ Francisco hat, wird von den Krämern dieser Stadt wohl eingesehen. Man macht sehr gern Geschäfte mit der Colonie, aber auch fängt eine gewisse Eifersucht schon an rege zu werden, seitdem Colonisten Versuche machten in Saõ Francisco ein Depôt zu etabliren, das den dortigen Krämern allerdings die Vortheile des Zwischenhandels entziehen oder verkümmern könnte.

Außer der Wasser-Comunication zwischen Saõ Francisco und der Hauptstadt der Provinz: Desterro, findet noch eine Landverbindung mittelst der einzigen, von Saõ Francisco ausgehenden Landstraße Statt. Man erreicht auf derselben die Insel Sta. Catharina bei gutem Wetter zu Pferde in 5 Tagen, während man in 1 bis 3 Tagen die Reise mit einem Segelschiff zu machen pflegt. Außerdem hat diese Straße die Schwierigkeit mehrerer Flußübergänge, die weder durch Fähren noch Brücken gehoben ist, so daß ein Waarentransport auf derselben fast gar nicht stattfindet; dagegen hatte dieselbe für Stadt und Colonie bisher Wichtigkeit wegen des Briefverkehrs mit Rio, der über Desterro geht, wenn nicht gerade Schiffe direct nach Rio segeln. Jetzt hört auch diese Bedeutung auf, indem vom 1. März ab directe Dampfschiffverbindung zwischen Rio und Saõ Francisco stattfinden soll.

Ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn von der Colonie aus gute Straßen nach dem Innern sich ausbreiteten, auf welchem die Producte derselben der Colonie zugeführt, dort aufgestapelt und von derselben ausgeführt würden.

Deshalb ist auch ernstlich daran gedacht worden, eine Straße nach Curitiba von der Colonie aus anzulegen und haben die Vorarbeiten zu derselben, Seitens des Bevollmächtigten des Prinzen, bereits begonnen und sind auch von der Provinzial=Regierung wichtige Zusagen zur Erleichterung dieses Geschäftes gemacht worden. Der Weg wird am linken Ufer des Caxoeira angelegt, und über den Cubaton grande und Cubaton pequeno und Pirabura nach Tresbarros führen von wo aus bereits eine Straße nach Curitiba führt.

Ob aber die Colonie dadurch die genannte Wichtigkeit erreichen wird, ist, selbst bei Herstellung einer wirklich guten Straße, noch zweifelhaft, da eine Verbindung zwischen Curitiba und dem Hafen von Paranagua bereits vorhanden ist und es nicht so leicht durchzuführen ist, unter schwierigern Verhältnissen mit diesem Hafenorte, der sich eines ausgedehnten Handels erfreut, zu concurriren. Wenn aber auch nicht die äußersten Hoffnungen der Colonie durch gute Verbindungsstraßen mit dem Innern realisirt werden können, so wird ihr doch ein wesentlicher Gewinn aus derselben erwachsen, namentlich durch die sehr erleichterte Herbeischaffung von Schlachtvieh, und es ist darum sehr erfreulich, wenigstens den Anfang dazu, durch die Bemühungen des Bevollmächtigten S. K. Hoheit gemacht zu sehen. Die Straße wird bis Tres=Barros etwa die Länge von 15,000 Braças haben.

Das hier über den Handel Bemerkte bezieht sich nun namentlich auf Producte der Landwirthschaft. Der Handel mit Erzeugnissen der Industrie scheint noch mit andern bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft zu sein, besonders durch die Zollverhältnisse. Positive Nachrichten sind schwer über dieselben zu erlangen, weil die Zollgesetze überhaupt, in den Händen der Beamten wie gummi elasticum sind. Zwar sagt Herr Dr. Blumenau in seinem „Südbrasilien:“ „Wo, so kann ich nun aber auch kühnlich fragen, wo auf der ganzen Erde findet der fleißige, kenntnißreiche Einwanderer eine so große, durch gleich hohe Zölle — durchschnittlich 25 — 30 pCt. vom Werthe — geschützten **inneren** Markt eine so geringe, fast ganz wegfallende

innere Concurrenz, einen so unermeßlichen Productenreichthum, eine so große Menge höchst mangelhaft ausgebeuteter Erwerbsquellen, als in Brasilien?" Herr Dr. Blumenau hat sich jedenfalls genauere Kenntnisse von diesen Verhälltnissen verschafft, als es mir en passant möglich war dieselben zu erlangen, dennoch halte ich mich für verpflichtet das mitzutheilen, was ich darüber erfahren.

Mit der Höhe des Zolls hat es seine Richtigkeit. Es werden sogar, soviel ich weiß, nicht bloß 25—30, sondern 50—60 pCt. Zoll gezahlt; aber, wie mir mitgetheilt wurde, müssen in Brasilien Ansässige denselben Zoll entrichten, wenn sie ihre Waaren aus den Provinzen nach Rio senden wollen. Selbst wenn ein Schein beigebracht wird, daß in einer anderen Provinz der übliche Zoll bereits bezahlt ist, so muß dennoch $\frac{1}{2}$—1 pCt. vom Werthe entrichtet werden.*)

VII.

Temperatur und Witterungsverhältnisse. Gesundheitszustand. Allgemeine Plagen.

Von den Temperatur-Verhältnissen der Colonie kann man wirklich sagen, daß sie immer ausgezeichnet waren. Im Frühjahr 1851, d. h. im September, October und November, schwebte die Temperatur meist zwischen 15 und 18 Grad, an Regentagen zeigte das Thermometer regelmäßig 15° R., wodurch diese zu den behaglichsten wurden, wenn man sonst nur gut untergebracht war. Die frühen Morgenstunden waren zu Anfang oft bedeutend kühler, so wie im November auch schon heißere Tage vorkamen, die aber nie drückend waren, weil gegen Mittag hin regelmäßig die Seebriese eintrat. Obgleich im Schatten das Thermometer oft 20 bis 24 Grad zeigte, konnte man doch frei aufathmen und fühlte sich ganz behag-

*) Da die Darstellung dieses Zollverhältnisses so unwahrscheinlich klingt, daß ich selbst glaube, sie beruhe auf Irrthum, so muß ich doch bemerken, daß sie mir **gerade so** durch einen routinirten Zollbeamten, in Gegenwart des Kaufmanns Herrn Christlieb zu Rio gemacht worden ist.

Der Verf.

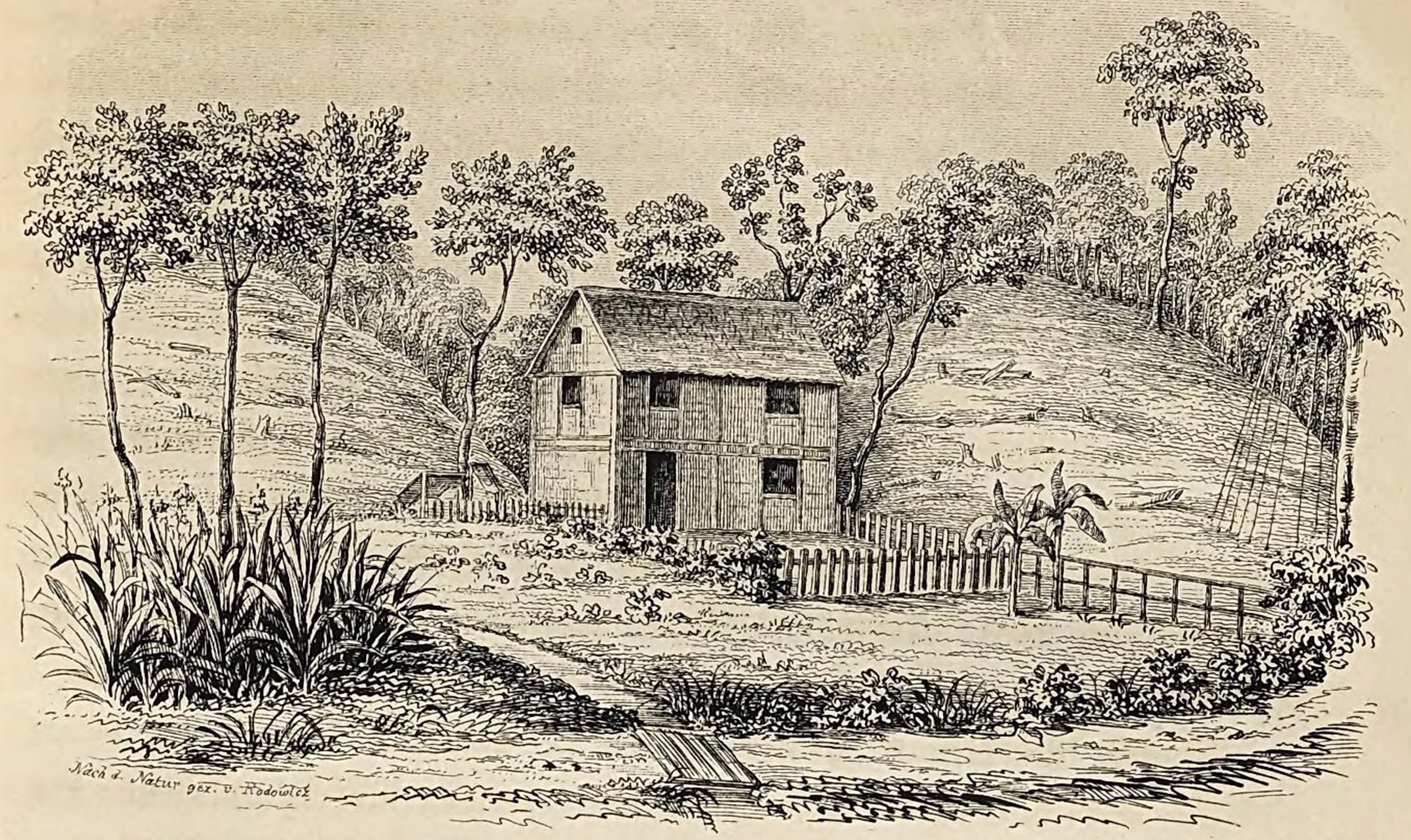
lich. Der Sommer: December, Januar und Februar, brachte allerdings heißere Tage; das Thermometer ging selbst bei Nacht nie unter 19 bis 20 Grad herunter und stieg bei Tage im Schatten bis zu 26 Grad. Zwar wollen Andere sogar 28 Grad abgelesen haben, aber ich glaube wohl, daß das beobachtete Thermometer sich nicht außer Einwirkung reflectirter Wärmestrahlen befunden hat. Bei Regenwetter zeigte das Thermometer 18 Grad. — In den Herbstmonaten, März, April, Mai, nahm die Temperatur nur unbedeutend ab; während sie in den Wintermonaten oft so weit herunter gehen soll, daß man bei Tagesanbruch einen leichten Reif bemerken kann. Schon im Mai wollte Herr Schröder 4° eben vor Anbruch des Tages abgelesen haben. Ich selbst sah etwa um 9 Uhr Morgens desselben Tages nach dem Thermometer, das bis dahin erst auf 10° gestiegen war. Ueberhaupt sind es vorzüglich die nächtlichen Temperatur-Unterschiede und die bei Regenwetter, welche die Jahreszeiten wesentlich unterscheiden, wohingegen die Tages-Temperatur eine ziemlich gleichmäßige ist. Ein plötzlicher, der Gesundheit nachtheiliger Wechsel fand nie Statt und man kann wohl behaupten, man lebe in einem fortwährenden Frühling. Namentlich ist die Temperatur Abends und bis nach Mitternacht stets eine so liebliche, daß man bedauern muß, wenn vorläufig manche anderen Verhältnisse Einem des Genusses derselben berauben, besonders gilt das von den himmlischen Mondscheinnächten, wo sich kein Lüftchen regt und eine Ruhe, ein Frieden über die Natur ausgegossen zu sein scheint, der nur durch das leise Zirpen des Heimchens und dem muntern Gequake der Laubfrösche unterbrochen ist, aber der freilich auch im crassesten Widerspruch steht zu den fürchterlichen Aufregungen der Natut bei Gewitterstürmen.

Die Regenzeit fällt in den Zeitraum vom October bis zum März und ist häufigen Variationen unterworfen. Im October und November hatten wir wöchentlich wenigstens 4 bis 5 Tage wo unaufhörlich ein meist gelinder Landregen fiel. Später behielten wir immer noch einige Regentage, an den andern traten dagegen häufig starke Gewitterschauer ein, die im Januar und Februar fast regelmäßig täglich zu gewisser Stunde, etwa 3 oder 4 Uhr Nachmittags stattfanden. Auch dies nahm in den folgenden Monaten ab und brachte der Winter die schönsten und ungetrübtesten Tage.

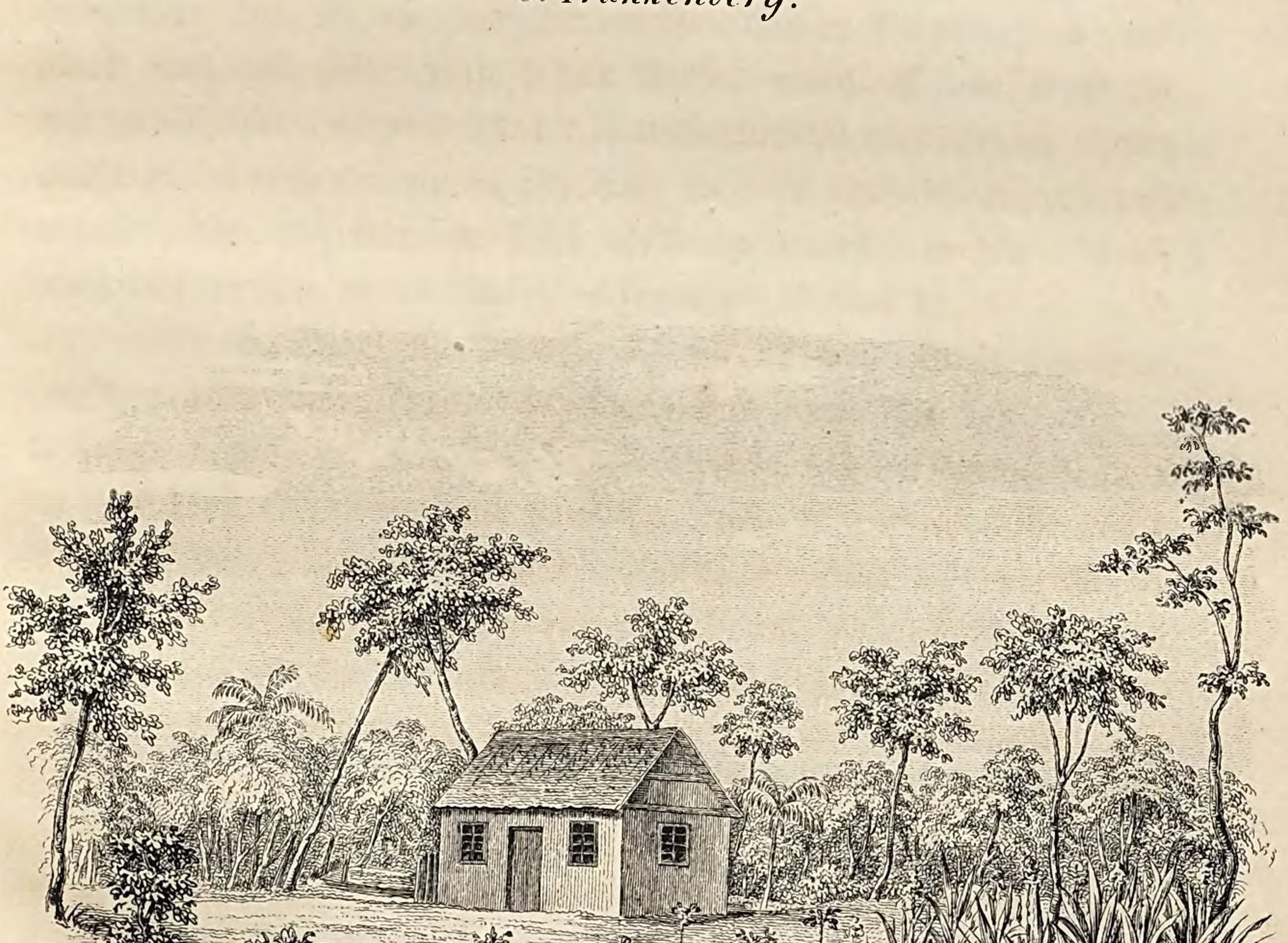
Es liegt nahe, daß so vieler und so anhaltender Regen, in Verbindung mit den Ausdünstungen des frischen Landes überhaupt, der Luft einen enormen Feuchtigkeitsgehalt geben muß und ich bedaure kein Hygrometer mit mir geführt zu haben; nicht allein um den Feuchtigkeitsgehalt der Luft in der Colonie zu messen, sondern auch um den Unterschied zu finden mit der Luft zu Saõ Francisco, so wie die Feuchtigkeitsunterschiede der trocknen mit den Regentagen, die sich ganz auffallend bemerkbar machen. Viele Gegenstände waren bisher in der Colonie wegen des großen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft gar nicht zu conserviren. Wäsche und andere Gegenstände mußten häufig der Luft an schönen Tagen ausgesetzt werden, wenn sie nicht verspaken sollten. Schuhzeug und Leder verdarb oft noch ehe es gebraucht worden war, denn schon in 2 bis 3 Tagen setzte sich ein dicker Schimmel an. Die Feuchtigkeit in den niedrig gelegenen Häusern von Schröders=Ort erhielt noch dadurch einige Male bedeutende Nahrung, daß heftige Gewitterregen kurz vor Eintritt der großen Fluth fielen. Alsdann strömte das Wasser heftig von den benachbarten Hügeln dem Colonie=Orte zu; das Meer aber trieb im Caxoeira das Wasser ebenfalls nach der Colonie hinauf, wodurch der Wasserstand bis zum Eintritt der Ebbe so hoch wurde, daß der Ort auf kurze Zeit ganz zum See geworden zu sein schien und in den niedrig gelegenen Häuser das Wasser über dem Fußboden stand.

Es ist auffallend, wie groß in den ersten beiden Jahren der Witterungsunterschied zwischen der Colonie und der doch so nahe gelegenen Insel Saõ Francisco war, wo man sich keineswegs über die große Feuchtigkeit zu beklagen hatte. Man ist allgemein der Meinung, daß ein Vorschreiten der Cultur eine Aenderung hervorbringen wird, und will diese Erscheinung bereits anderen Orts beobachtet haben. So schreibt man die sehr merkliche Abnahme des Regens und der Gewitter in Rio während der letzten Jahre, der gesteigerten Lichtung des Urwaldes der Umgegend zu, weshalb ein Verbot erschienen sein soll, as das Einstellen weiterer Lichtungen in der Nähe von Rio verordnet.

Zu wünschen ist eine Aenderung des Witterungsverhältnisses in der Colonie jedenfalls, und die Zukunft wird lehren, ob man sich mit Recht großen Hoffnungen in der Beziehung hingeben durfte.



v. Frankenberg.



Kjelstrup.

Keinenfalls lassen sich die Temperatur= und Witterungs=Verhältnisse nach einem Jahr oder mehren beurtheilen, sondern es gehört dazu mindestens eine 5= bis 10=jährige Beobachtung. Voraussichtlich wird aber die Seebriese immer eine Menge Feuchtigkeit dem Lande zutreiben und sie gegen das Gebirge hin comprimiren; anderseitig aber wird das von der Landbriese herbeigetriebene Gewölk den Kamm des Gebirges und die Dunstsäule des frischen Landes streifen, und sich der Feuchtigkeit entledigen. Es kommt daher darauf an, in welchem dieser Umstände die Hauptursache des vielen Regens zu suchen ist, ob im Zufluß der Feuchtigkeit durch die Seebriese, oder in der Nähe des Gebirges und den Contact des Gewölks mit der Dunstsäule der Colonie. Nur im letzten Fall wird nach Verhältniß des Vorschreitens der Cultur eine Aenderung des Witterungverhältnisses eintreten, wenn nicht noch andere Ursachen obwalten.

Welchen Einfluß das Vorhandensein einer so großen Feuchtigkeitsmenge auf den Gesundheitszustand ausübte, ist schwer zu sagen; jedoch muß das, bis jetzt so wenig Befriedigende desselben, wohl jener mit zugeschrieben werden, da die Temperatur=Verhältnisse der Colonie wenig zu wünschen übrig lassen. Auch läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wie viel auf den Acklimatisirungsproceß, den jeder Colonist durchmachen muß, so wie auf Diätfehler zu rechnen ist.

Es ist kaum zu glauben, daß die Witterungsverhältnisse und die klimatische Beschaffenheit der Colonie so wesentlich von der Nachbarschaft verschieden sein sollte, wie sich solches bei einem Vergleich der Angaben Blumenau's in seinem „Südbrasilien" und den in der Colonie gemachten Erfahrungen herausstellt. Zwar sind die Angaben Blumenau's über die Zuträglichkeit des südbrasilianischen Klimas, wohl etwas zu günstig ausgefallen,*) da man nach denselben einen schönen

*) Ich habe in meinem eigenen Interesse, um nicht falsch beurtheilt zu werden, wenn die Angaben meiner Schrift in einem so wesentlichen Punkte wie den in Rede stehenden, von denen meines, gegen meinen Willen in die Oeffentlichkeit gedrungenen Privatbriefes (Hansa No. 59) bedeutend abweichen, meine einmal niedergeschriebene Ansicht von der Sache stehen lassen müssen, obgleich die in diesem Jahre aus der Colonie gemachten Mittheilungen meines Vetters von meinen Erfahrungen wiederum abweichen und daher ein Anderes erheischen. Er schreibt im Januar 1853: „das Wetter läßt Nichts zu wünschen übrig; seit dem Monat November fortwährend heiterer Himmel; nur dann und wann, gewöhnlich gegen Abend nach

heitern Himmel in der Provinz Sta. Catharina anzutreffen gewiß ist und weder gelbes Fieber, noch blutige Ruhr in ganz Südbrasilien suchen wird; doch die Gesundheitsverhältnisse hängen mit denen der Witterung zusammen und wenn diese abnorm sind, werden es auch jene sein. Vor 1850 kannte man in ganz Brasilien kein gelbes Fieber und dennoch herrschte im Jahre 1851, wie 1852 seit Monaten in Rio de Janeiro das gelbe Fieber und es starben selbst in São Francisco, trotz bereits eintretender kühler Witterung, außer einigen Negern und Brasilianern, zwei nach der Stadt gezogene Colonisten an demselben und die Ruhr lichtete in der Colonie unsere Reihen. Leider sprach Dr. Krebs die Meinung aus, daß sie alljährlich im Frühjahr wiederkehren und dann ebenfalls in den folgenden Monaten einem nervösen, oder dem wirklichen Nervenfieber Platz machen wird; doch beruht diese Meinung wohl auf der Voraussetzung, daß die Witterungsverhältnisse sich nicht günstiger als bisher herausstellen würden. Das Vorhandensein rheumatischer und katharralischer Leiden wird in jenem Buche zwar zugegeben, aber Niemand wird darin etwas Auffälliges und Abschreckendes finden, weil nicht gesagt ist, daß diese Leiden hier zuweilen so heftig auftreten, daß sie den Tod nach sich ziehen können und wenn auch solche Fälle zu den Seltenheiten gehören, so dürfte doch nicht zu übersehen sein, daß Zahnschmerzen, Ohrenreißen und Migräne bisweilen ganze Familien Eingeborner wochen- und monatelang auf das Fürchterlichste plagen.

---

gethaner Feldarbeit ein Gewitter und Regen in der Nacht, so daß keineswegs die Arbeit darunter leidet. Es stellt sich immer mehr heraus, daß das vorige Jahr ein Ausnahmejahr gewesen ist. Wenigstens wissen sich die Brasilianer eines solchen Regenjahres nicht zu erinnern. Die Hitze soll dagegen in diesem Jahre größer sein als im verwichenen. Die höchste Temperatur, die ich beobachtet habe, betrug 31° Reaumur. Doch ist die Hitze keineswegs drückend, da wir von 10 Uhr an schon den erfrischenden Seewind genießen. Der Gesundheitszustand ist befriedigend. Von den Neuangekommenen haben die Passagiere des „Florentin" dem Klima den meisten Tribut zahlen müssen. Daß es jetzt bei der großen Hitze auch mehre Fieberkranke giebt, ist natürlich. Was mich betrifft, so bin ich, Gott sei's gedankt! bis jetzt gesund und kräftig, ja kräftiger als je zuvor gewesen. Von Erkältungshusten, woran ich namentlich in Europa laborirte, habe ich bis jetzt noch nicht den leisesten Anflug gehabt. Ich glaube, daß das fortwährende Schwitzen derartiges Unwohlsein nicht aufkommen läßt. — Die Pflanzungen, namentlich Reis und Mais gedeihen vortrefflich.

Ebenso stellten sich die Acklimatisationsbeschwerden etwas ernstlicher in der Colonie heraus, als man nach genanntem Werke hätte vermuthen sollen. Der größte Theil der Colonisten hat sich fürchterlich mit Fußgeschwüren herumplagen müssen, die sie Monate hindurch am Gehen verhinderten, so daß man nicht mehr von Acklimatisirungs-Beschwerden, sondern von wirklichen Krankheiten sprechen muß. Diese Fußkrankheit beginnt in der Regel mit dem Erscheinen kleiner Pickel oder heftig juckender Wasserbläschen an den Beinen, besonders an den erhabenen Theilen der Knöchel, Hacken und Spannen der etwas angeschwollenen Füße. Durch starkes absichtliches Reiben derselben, oder im Schlaf, öffnen sich dieselben und es entstehen pockenartige Wunden, die später hohe, sehr entzündete Ränder erhalten und zu eitern beginnen. Zuweilen gelingt es, sie schnell zuzuheilen, doch frißt es alsdann häufig unter der heilen Haut dermaßen, daß man die verharrschte Wunde von Neuem aufreibt. Vereinigen sich mehre solcher Wunden am Schienbein oder dergl., so entstehen offne Wunden, mit denen man sich jahrelang schleppen kann. Lauwarme Waschungen mit Wasser und Branntwein oder Seifenwasser scheinen noch am zuträglichsten zu sein, während alle Salben, als ungt. basil., ungt. sat., ungt. hydr. etc., wie sie meist von Aerzten verordnet werden, mehr reizen, als die Heilung befördern. Gleich zu Anfang hamburger Pflaster angewandt, hat oftmals die beste Wirkung gehabt. Die kaffeeblattartigen Cipo-Blätter sollen das beste Mittel dagegen sein, wenn man dieselben nicht ummittelbar auf die Wunde legt, sondern etwas feine Leinwand zwischen beide.

Uebrigens gehört diese Krankheit keineswegs bloß zu den Acklimatisationskrankheiten, sondern auch Eingeborne habe ich kennen gelernt, welche sich jahrelang mit derselben herumgeschleppt haben.

Doch wer glücklich ist, kommt auch ohne dergleichen wohl in der Colonie fort, aber immerhin bleiben neben den epidemischen Krankheiten, als Fieber, Ruhr ꝛc. noch eine Menge andrer Körperleiden, welche vielen Colonisten das Leben verkümmern, als: Anschwellungen verschiedener Art, krebsartige Geschwüre ꝛc., obgleich letztere mehr in Brasilien überhaupt, als in der Colonie vorkommen.

Für zartere und nervöse Naturen sind die klimatischen Verhältnisse der Colonie sowohl, als ganz Brasiliens, durchaus nicht zusagend,

was sowohl von Dr. Dyrôle in Saõ Francisco, als Dr. Lallemand in Rio, welche beide Herren über 10 Jahre in Brasilien leben, auf das Bestimmteste bestätigt wird. Herr Dr. Lallemand hat übrigens seine Ansichten über die Beschaffenheit des brasilianischen Klimas und dessen Zuträglichkeit für Deutsche sich in Caspars mediz. Wochenschrift (1838) und allgem. Auswanderungszeitung II. 35. ausführlich ausgesprochen und versichert derselbe, seine Ansichten von damals, durch die längere Erfahrung nunmehr, nicht verändert, sondern nur bestätigt zu sehen. Zwar sind seine Erfahrungen in einer andern Provinz gesammelt, doch scheinen mir dieselben im Allgemeinen auch auf das Klima der Colonie anwendbar. Ebenso hat Herr Dr. Krebs seine, in der Colonie seit 1½ Jahren gesammelten Erfahrungen über die in derselben vorgekommenen Krankheiten in der Deutschen Auswanderungszeitung No. 19, 20 und 22 weitläuftig niedergeschrieben. Es fehlt also nicht an Gelegenheiten, sich über diese Verhältnisse zu belehren, auch für die, welche dies auf wissenschaftlichen Grundlagen zu thun wünschen. Für den Laien sind derartige Zergliederungen Schrecken erregend, besonders wenn ihm dabei noch die Aussichten auf 10 bis 15 Gran Calomel (pro dosis) eröffnet werden.

Die unermüdlich angestrengte Thätigkeit des letztgenannten Colonie-Arztes muß übrigens anerkennend hervorgehoben und dabei gewünscht werden, daß die von ihm verheißene Errichtung einer Bade-Anstalt, die mit 12 Badezimmern, Dampf-, Douche- und Regenbädern versehen werden soll, recht bald zum Vortheile der Colonie ins Leben treten möge.

Was die so sehr gefürchteten natürlichen Plagen Brasiliens anbelangt, so ist es damit allerdings nicht so schlimm, als Viele es sich vorstellen, aber dennoch muß ich um Etwas über die Angaben des Dr. Blumenau hinausgehen.

Lange Zeit schien es mir lächerlich, von Wilden, Tigern, Schlangen, Krokodillen ꝛc. zu sprechen und zu schreiben, und dennoch habe ich meine Meinung etwas ändern müssen.

Oft tauchte das Gerücht auf, es sei ein Wilder hier oder dort bemerkt worden, aber hinterher war es ein Kind oder eine alte Frau oder ein Wichtigmacher, von dem die interessante Beobachtung in Umlauf gesetzt wurde. Dennoch scheint eine neugierige Patrouille der Indianer einmal bis zur Hasselmannschen Colonie vorgedrungen zu

sein. Herr H. und sein Gehülfe bemerkten in der Ferne auf einem Baume 2 große Geschöpfe, die sie für Affen hielten. Sie eilten nach Hause, die Flinten zu holen, um sie zu erlegen; als sie sich jedoch den vermeintlichen Affen näherten, **rutschten** dieselben, den Stamm des Baumes umfassend, an demselben herunter. Hieraus wird nun der Schluß gezogen, daß es nicht Affen, sondern Wilde waren, weil Affen nie von Bäumen rutschen, sondern sich durch Sprünge fortbegeben. Außerdem ist es die Gewohnheit der Wilden, tagelang, von hohen Bäumen aus, Wohnungen zu beobachten, theils aber auch, um den günstigen Zeitpunkt zu einem beabsichtigten Ueberfall zu benutzen. *)

Sonst aber ist nie etwas bemerkt und nie eine Fußspur auf dem Boden gesehen worden, die ein bestimmtes Merkmal an sich tragen soll, weil die große Zehe beim Spannen des Bogens mit angewandt wird, und dadurch eine eigene Form erhält.

Krokodille und große Schlangen sind nie gesehen worden und die zum Theil sehr schön gezeichneten kleinen Schlangen haben wenigstens noch kein Unglück angerichtet. Einige werden sogar so zahm wie Hausthiere, nehmen in den Blätterdächern der Häuser, in unmittelbarer Nähe der Bewohner derselben, ihren Aufenthalt und begeben sich bei nächtlicher Weile auf die Mäusejagd, so daß die Schlange die Hauskatze zu ersetzen vermag.

Dennoch ist es eine sehr gefährliche Mittheilung des Herrn Blumenau, welche die prachtvoll (hochroth und schwarz gezeichnete)

---

*) Hat einmal eine friedliche Annäherung zwischen Colonisten und Indianern Statt gefunden, so kann man sich leicht mit ihnen in Verkehr setzen; doch gehört es dann nicht zu den Seltenheiten, daß ganze Familien und Horden vorsprechen und sich so lange vor dem Hause lagern, bis Alles, was an Lebensmitteln vorhanden ist, ihnen ausgeliefert ist; welches Begehren durch eine sehr einfache Bewegung der Hand, nach dem geöffneten Munde, angedeutet wird. Ein Widerstreben würde fruchtlos sein und die Indianer zu Feindseligkeiten reizen. Oftmals gelingt es, ganze Stämme nach einiger Zeit dazu zu bewegen, Arbeiten zu erlernen und zu übernehmen. Die Regierung versieht sie dann mit Werkzeug, Schießbedarf 2c. und ernennt ihr Oberhaupt zum Polizei-Chef, der für etwaige Unzulässigkeiten verantwortlich gemacht und mit großen Epaulets versehen wird, die er sich auf den nackten Körper befestigt. Ein solcher gezähmter Stamm befindet sich z. B. in der Gegend von Iguape, 30 Meilen von diesem Küsten-Orte dem Innern zu, wo Franzosen, die mir diese Mittheilung machten, eine Schneidemühle angelegt hatten.

Korallenschlange als ganz ungefährlich bezeichnet. Sie gilt allgemein für giftig, und es sind mir 2 Fälle bekannt geworden, wo der Biß der Korallenschlange alle Symptome einer Vergiftung zu Wege brachte und von denen der eine vom Dr. Krebs in der Colonie behandelt worden ist. Allerdings soll es 3 Arten von Korallenschlangen geben, von denen nur die eine giftig ist, aber auch darauf muß dann, um Unglück zu verhüten, aufmerksam gemacht werden.

Von Tigern war bisher nie eine Spur vorgekommen, bis denn im März etwa, sich doch plötzlich einer die Freiheit nahm, am hellen lichten Tage ein Hündchen vom Hause eines Colonisten fort zu holen. Es wurden mehre Hunde, dann auch ein Schwein geholt und endlich gelang es einem Colonisten, wenigstens ein Junges*) zu erlegen, nach welchem zu urtheilen die fatalen Besuche von dem an und für sich seltenen schwarzen Jaguar (onça preta) in der Colonie gemacht wurden. Später ereignete es sich sogar, daß auf dem Lande des Herrn Poschaan ein Tiger am späten Abend einen Hund bis in's Haus eines Arbeiters hinein verfolgte, denselben dort in der Schlafstube der Familie ergriff, mit demselben über das Bett eines Kindes fortsprang und zum Fenster hinaus wollte, wobei der Hund dem Tiger entfiel und letzterer, durch das Angstgeschrei in Furcht gesetzt, seine Beute im Stich ließ. Auf der Colonie des Herrn Aubé am Caxoeira balgte sich ein Brasilianer mit einem Tiger förmlich herum, kam aber durch den Beistand seines Hundes noch glücklich fort.

---

*) Das Fell desselben befindet sich in den Händen des Verfassers.
Die zufällige Erlegung dieses jungen Tigers gab die Veranlassung zur Anstellung einer **ersten** Tigerjagd, welche noch am Abend desselben Tages abgehalten wurde und der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient:

Der Mond beschien mit seiner silbernen Sichel die Erde und schickte sich an, Zeuge einer fürchterlich blutigen That zu werden, und bei der Ausführung derselben gefälligen Beistand zu leisten. Der Hammerfrosch schlug seine Lärmtrommel in weithin hörbaren Schlägen, und schon setzte sich ein kampflustiger Colonisten- und Jägerzug in Marsch nach dem Pavillon des Dr. Krebs, in dessen Nähe der junge Tiger erlegt worden war. Ein Knabe trug letztern als **corpus delicti** der zu rächenden Freveltaten, sich ängstlich umschauend, als ob er nicht vom Heldenmuth seiner Gebieter beseelt wäre. Der Zug langte beim Pavillon an. Es wurde sofort geladen, d. h. nicht Büchsen oder Gewehre, sondern Batterien; nicht Batterien schweren Geschützes, sondern schweren Getränks, um das schwere Geschäft zu erleichtern. Das arme Tigerkind, am Morgen erschossen, wurde

Sehr schön gezeichnete kleine Tigerkatzen sind in neuerer Zeit auch erlegt worden, doch können diese den Colonisten nicht eben gefährlich werden.

Spuren vom Tapir (Anta) sind mehrfach gesehen worden, ohne daß sich anderweitig ihr Vorhandensein bemerkbar gemacht hätte.

Kleine Raubthiere, wie Beutelratten ꝛc. haben hier und da Hühner gewürgt; Affen haben sans façon Brod aus den Häusern gestohlen; Vampyre den Hals von Rindvieh blutig gesogen, jedoch in so seltenen Fällen, daß es kaum der Erwähnung verdient.

Weit lästiger werden die weit bekannteren Gäste als Mäuse und Ameisen, Baratten, Holzböcke und Motten ꝛc. Die Mäuse sind die gewöhnlichen Feld- und Waldmäuse, die wie bei uns, in grauer und brauner Farbe vorkommen. Beim Abbrennen des Waldes sind sie zwar gezwungen sich weiter hinein in den Wald zurück zu ziehen, doch nur, um desto hungriger nach den unterdeß entstandenen Colonistenwohnungen zurück zu kehren und dort zu vertilgen, was ihnen als Nahrung oder zu ihrer häuslichen Einrichtung nothwendig ist. Deshalb kommen denn nicht bloß Lebensmittel, sondern auch Kleidungsstücke, Cigarren und Wäsche, als Nestmaterial der Mäuse, in Gefahr. Was von ihnen unberührt bleibt, wird von Ameisen und Baratten,

---

Abends noch gehenkt und zwar in der Nähe des Pavillons, in der Hoffnung, daß die Tigermutter ihrem Jungen nachspüren und beim Auffinden desselben Betrachtungen anstellen würde, die unsern Jägern Zeit gäben, ihr Wild zu erlegen. Doch wer nicht kam, war der Tiger, und wer nicht Lust hatte, mit gespanntem Hahn auf den Tiger zu lauern, waren die Jäger. Deshalb wurde denn der Knabe allein auf den Posten gestellt, während die Jäger, um der ganzen Sache den Trumpf aufzusetzen, ein Spiel Karten hervorholten und so lange trumpften und tranken, und tranken und trumpften, bis die edlen Stoffe alle vertilgt waren und Morpheus als Schutzgeist des Tigers in die Thür trat, und bald sprach: „Laßt es genug sein, Jäger, des grausamen **Spiels.**“ Darüber erwachte denn auch der wachhabende Knabe; es erfolgte ein allseitiges Augenreiben und als über Aufheben der Jagd und Nachhausegehen abgestimmt wurde, zeugte eine überwiegende Stimmenmehrheit von der großen Abspannung, die demnächst bis auf den Hahn der Büchsen ausgedehnt wurde: Drum „Hahn in Ruh“ dem Bette zu: „Mit Speck fängt man bei uns Maus, doch Tiger jagt man nicht im Haus.“ Dieser schöne Vers wäre in die Colonistenfibel aufzunehmen, als würdiges Seitenstück zu dem bekannten: „Ein toller Wolf in Polen fraß, den Tischler sammt dem Winkelmaß.“

wenn auch in geringerm Maße attakirt. Baratta, heißt in der portugiesischen Sprache: Käfer, doch haben diese Käfer, trotz ihrer Größe, keine harten Flügeldecken, sondern nur Doppelflügel, von denen sie, aber nur selten und meist bei Gewitter und schlechtem Wetter Gebrauch machen, und dann in der Stube umherschwirren. Sie nisten in allen Fugen und Spalten, aus denen sie selten bei Tage, meist erst bei eintretender Dunkelheit hervorkriechen und sich mit einer unglaublichen Fußschnelligkeit wieder entfernen, wenn sie Gefahr wittern. Papier, gestärkte Leinensachen u. drgl. werden von ihnen besonders heimgesucht und ist das Geräusch, welches sie beim Fressen machen, oft nicht vom Nagen der Mäuse zu unterscheiden. Sie vermehren sich außerordentlich und kommen in verschiedenen Abarten von enormer Größe vor.

Die Ameisen kommen in sehr verschiedenen Sorten vor. Die einen verheeren die jungen Blätter und Pflanzen zum Leidwesen der Colonisten oft in einer Nacht, die andern siedeln sich förmlich in den Wohnungen an, und man kann keinen Kasten, keine Büchse, kein Gefäß öffnen, ohne auf diese Gäste zu stoßen. Die unangenehmste Gattung ist die Wanderameise, die ohne Gnade den Colonisten aus seiner Wohnung treibt, die er den Ameisen auf eine halbe Stunde überlassen muß. Einige Colonisten haben fast in jeder Woche dies Vergnügen gehabt. Sie richten keinen Schaden an, im Gegentheil vertilgen sie noch alle anderen Insecten, die ihnen in den Weg kommen; immer aber bleibt es eine große Unannehmlichkeit sich von so kleinen Thieren überwältigt zu sehen, denn gegen diesen Feind richtet man nur durch passiven Widerstand etwas aus. Versucht man den eindringenden Feindeshaufen mit heißem Wasser zu begrüßen, so zerstreut sich derselbe über das ganze Haus und es dauert um so länger, bis es allen möglich wird sich aus demselben zu entfernen. Holzböcke plagen die Hausthiere häufig und die Motten fressen etwas lustiger noch als bei uns darauf los. Fliegen belästigen uns in Europa im Sommer auf dem Lande zehnmal mehr als hier, und Mücken dort ebenso wie hier die Moskiten, welche sich, so weit meine Kenntniß reicht, kaum von unsern Mücken unterscheiden, wie denn überhaupt „Mücke" in der Uebersetzung „mosquito" heißt. Die tropische Moskite kommt hier nicht vor. Doch sind eine Menge anderer kleiner Insecten, (als Maruhy)

die an einzelnen Abenden und Nächten zur wirklichen Plage werden, indem sich Milliarden von diesen Fliegen im kleinsten nur denkbaren Maßstabe, wie Staub auf die unbedeckten Körpertheile niederlassen und ein Fressen verursachen, was unerträglich ist, aber durchaus keine Folgen hat. Ueberhaupt kommen so eine Masse der verschiedenartigsten Insecten vor, daß man geraume Zeit darauf verwenden müßte, wenn man sich mit allen bekannt machen wollte. Am Tage wird man oft von einer Art Bremse, (Botuca) belästigt, die mit einer unerhörten Consequenz sich festzusetzen suchen und hartnäckig nicht eher weichen, als bis man sie tödtet. Der Stich zeigt eine kleine Blutspur, sonst aber weder Nachweh, noch Anschwellung. Es ist dies übrigens nicht die schöne goldgrüne Bremse von der Blum. spricht, da sich diese nur über Dünger ꝛc. aufhält, sondern eine bräunliche, in Gestalt der andern gleiche Art. Gegen Abend pflegten im Sommer immer ungeheure Schwärme ganz kleiner Käfer in die Stuben einzudringen, klapperten an den Wänden umher gegen die Tapeten und fielen dann herunter, wodurch man $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden lang belästigt wurde.

Doch wie gesagt, so sind dies Alles nur kleine Plagen, die keinen vernünftig denkenden Menschen unzufrieden oder mißmuthig machen werden. Anders ist es aber mit den kleinsten aller hier vorkommenden Thierchen, den sogenannten bicbos do pé, oder Sandflöhen. Schon die gewöhnlichen Flöhe werden hier wie in allen warmen Gegenden besonders denen zur Pein, bei welchen die Stiche derselben Anschwellungen zurück lassen. Wechseln der Wäsche und die äußerste Reinlichkeit im Hause und am Körper gewähren keinen Schutz, wenn man nicht gleichzeitig ganz isolirt von anden Geschöpfen lebt. *) Schlimmer aber ist es mit den Sandflöhen. Zwar giebt Hr. Blum. zu, daß bei Vernachläßigung bedenkliche Wunden und langwierige Geschwüre entstehen können, doch kömmt der Trost gleich hinten nach, indem es heißt: „Reinlichkeit und öfteres Nachsehen ist eine sehr geringe Mühe, daher denn auch nur Schmutzfinken und

*) In der Gegend von Buenos-Ayres pflegt man bei Ueberhandnahme der Flöhe, ein paar Schaafe in das betr. Zimmer zu sperren, deren Wolle die unangenehmen Gäste aufnimmt.

träge Subjecte von den Sandflöhen viel zu erzählen haben.“ Schade nur, daß der Trost nicht so kräftig ist wie diese Sprache, denn in unserer Colonie ist so Mancher von den Sandflöhen übel mitgenommen worden, ohne Ansprüche darauf zu haben in die Cathegorie der Schmutzfinken und Faulenzer geworfen zu werden. Consequente Reinlichkeit kann wohl einigermaßen Unglück verhüten, als den Verlust ganzer Gliedmaßen, aber sie ist kein Präservativmittel, nicht einmal hinreichend, bei schon eingetretener Plage, z. B. dem Verlust der Nägel an den Füßen ꝛc. vorzubeugen, der sehr leicht eintritt, zumal bei allen neuangekommenen Colonisten, da diese nie das Eindringen der Bichos sofort merken. Wer sich jedoch längerer Zeit in Brasilien aufgehalten hat, soll das Eindringen derselben sogleich wahrnehmen und durch schleuniges Herausnehmen alle Folgen dann vermeiden können. — Die Sandflöhe erzeugen sich sehr schnell auf sandigem Boden, an Feuerstellen, Baustellen, wo viele Hobel- und Sägespäne liegen ꝛc. Man bemerkt ihr Vorhandensein selten früher, als bis sie schon ihre Eier in den Füßen oder andern Körpertheilen der Menschen und Hausthiere deponirt haben. Durch das Wachsen derselben wird ein kleiner Knoten und ein unerträgliches Jucken verursacht, in welchem die Eier in einigen Tagen zu voller Reife gelangen und auskriechen. Diesem Zeitpunkt muß zuvorgekommen werden, indem man die Eier mit sammt dem Säckchen, in welchem sie sich befinden, ohne diesen zu zerdrücken, herausnimmt, was dadurch geschieht, daß man den Knoten, der wie eine kleine Erbse in der Haut liegt, oberhalb mit einer Stecknadel, kreuzweis kratzend, öffnet, um das Säckchen mit der Nadel herumfährt und es aushebt. Platzt das Säckchen, so bleiben leicht die Eier zurück, die das Heilen der Wunden verhindern und die auskriechenden Sandflöhe setzen sich sofort in nächster Umgebung fest und legen ihre Eier, wodurch es denn erklärlich ist, daß Vernachlässigungen oder ungeschickte Behandlung so großes Unheil hervorbringen können. Ein Franzose machte vor einigen Jahren den Versuch einen Sandfloh im Fuß nach Europa mitzunehmen und soll in Folge dieses Experimentes sein Leben dabei eingebüßt haben.

VIII.

Beschaffenheit des Landes und der Land-Straßen, Transport-Wesen, Kultur-Zustand der Colonie. Tropische Gewächse. Gemüse. Fruchtbäume. Weideanlagen und Viehzucht. Jagd und Fischerei.*)

Die serra geral, ein Granitgebirge von beträchtlicher Höhe, läuft in ziemlich paralleler Richtung mit der etwa 5 bis 6 Meilen entfernten Meeresküste, gegen welche hin es sich als ein wellenförmiges, durchweg mit Urwald bewachsenes Hügelland verläuft. Ein Theil des letztern bildet das Colonieland. Dieses, so wie das angrenzende, wird in der Richtung von Nordwest nach Südost von Flüssen durchschnitten, die im Gebirge entspringen. Für die Colonie ist zu diesen vorläufig jedoch nur der Pirahy-Pyranga zu zählen, da der Caxoeira ein in der Colonie selbst entspringender Bach ist, und alles Uebrige nur unbedeutende Flüsse oder Wasserläufe sind. Ueber Ersteren ist jedoch, wie schon früher bemerkt worden, noch wenig bekannt. Er ergießt sich übrigens nicht in's Meer, sondern in einen andern größeren Fluß, der bis jetzt nicht zum Bereich der Colonie gehört.

*) Die Wichtigkeit dieses Capitels ist bei Beurtheilung der Colonie-Verhältnisse zu hervortretend, als daß von demselben nicht eine besondere Genauigkeit der Angaben verlangt werden müßte, wenn der Zweck dieser Schrift erreicht werden soll.

Wenn ich mich nun auch befleißigt habe, mit der größten Gewissenhaftigkeit meine Ansichten und Ueberzeugungen niederzuschreiben, es sich aber nicht darum handelt, diese zur Geltung zu bringen, sondern nur das anerkannt Richtige an den Tag zu legen, so durfte ich die, fast zu gleicher Zeit mit mir, sich über die in Frage stehenden Verhältnisse abgefaßten Urtheile anderer zuverlässiger Personen nicht außer Acht lassen.

Ohne daher die verschiedenen Berichte mit einander verschmelzen zu wollen, stelle ich zunächst meine Ansicht auf, weil ich für mich die größte Unpartheilichkeit beanspruche. Ich lasse aber auch dem, aus dem Berichte des Sub-Directors der Colonie, Herrn Pabst, hervorgehende Urtheil, besonders wo dies von dem meinigen abweicht, oder dasselbe wesentlich ergänzt, Raum, weil Letzterer die größere Sachkenntniß und Erfahrung für sich hat.

Der Boden ist im Durchschnitt lehmhaltig von röthlichbrauner Farbe, mehr oder weniger mit Quarzsand gemischt. Letzterer ist durch die Spülungen in den Niederungen, besonders nach dem Caxoeira zu, vorherrschend und bildet dort eine fast fußdicke, zum Theil sehr feste Schicht, über welcher sich jedoch ein ziemlich lockerer Wurzelfilz und Holzerde angehäuft haben. Unmittelbar am Caxoeira, so wie als Bett desselben, findet sich eine Thonschlicke. An vielen Stellen fällt der Gehalt an Quarzsand ganz weg und zeigen sich dort Schichten von feinem weißen oder rothem Thon, den Sachverständige als zu feinen Töpferarbeiten sehr geeignet erklären. An andern Orten liegt auch nackter Granitfelsen zu Tage.

Aus dem Mangel größerer Wassermengen entspringen für die Colonie manche Nachtheile; denn einerseits ist derselbe der unbeschränkten Anlagen von solchen Geschäfts-Betrieben, zu denen viel Wasser nothwendig ist, hinderlich und läßt an solche Betriebe, die Wasserkraft nöthig haben, bis jetzt gar nicht denken, weshalb es nicht allein unmöglich ist, Sägemühlen anzulegen, sondern auch die kleinen Maschinen zur Bearbeitung von Zuckerrohr, Reis, Mandioca ꝛc. können nur durch die kostspieligen Arbeitskräfte von Tagelöhnern oder Ochsen in Thätigkeit gesetzt werden. Ferner kann, nach meinem Dafürhalten, bei anhaltender trockner Jahreszeit, späterhin leicht Wassermangel für einzelne Colonisten eintreten, obgleich gegenwärtig noch das ganze Erdreich des tieferliegenden Terrains mit Wasserläufen und kleinen Flüssen in Menge durchzogen ist, weil bis jetzt noch überall kein rechter Abfluß vorhanden ist und daher Pfützen entstehen, die fortwährend neuen Zufluß erhalten. Durch die ausgedehntere Cultur aber findet das Wasser überall leichter natürlichen Abfluß, oder er wird künstlich geschaffen, wenn dem Umstande nicht Rechnung getragen wird, daß anhaltend trockene Witterung andere Erfordernisse nach sich zieht, als die gegenwärtigen Witterungsverhältnisse. Deshalb scheint es mir sehr leicht möglich, daß in sehr trockenen Jahren sich mancher Colonist von den, für den Hausstand nöthigen Wasservorrath beraubt sehen wird, wenn er auf die Unversiegbarkeit seines Flusses rechnet und einen Brunnen beizeiten zu graben unterläßt. Ueber das Vorhandensein von Quellen hat sich schon Mancher getäuscht und sind sie in der Regel kurze Zeit nach der glücklichen Entdeckung versiegt. Ein

dritter Nachtheil besteht darin, daß das bequeme Communications-Mittel des Wassertransportes auf die Colonie durchschneidenden Gewässern mangelt.

Jede Colonie ist schlecht angelegt, wenn, unter Voraussetzung gewöhnlicher Verhältnisse, der Anfang derselben nicht an einem schiffbaren Gewässer gemacht wird, an welchem die ersten Etablissements zu liegen kommen; denn Straßen die befahren werden können, lassen sich nur mit bedeutenden Geldmitteln und großen Arbeitskräften herstellen, die zu Anfang besser zu verwenden sind und lieber einer späten Zeit vorbehalten bleiben, wo die Ansiedelung sich schon mehr consolidirt und an eigener Kraft zugenommen hat, also auch aus eigener Kraft etwas zu leisten vermag. Außerdem kann sich jeder Colonist weit leichter ein kleines Wasserfahrzeug anschaffen, als ein Lastthier oder einen Wagen. Es wäre deshalb wünschenswerth gewesen, wenn man die ersten Colonisten auf diesen Vortheil aufmerksam gemacht und ihnen das Land am Caxoeira entlang mit schmalen Fronten angewiesen hätte. Günther hatte einmal hinten angefangen, so hätte man mit der Anweisung von dort nach Westen vorgehen sollen und wäre zuletzt dorthin gelangt, wo heut das Project die eigentliche Stadt Joinville placirt. Wahrscheinlich wäre hinter den dicht bei einanderliegenden Colonistenhäusern oder am Caroeira entlang, eine Straße von einem Nachbar zum andern und so von einem Endpunkt der Colonie zum andern entstanden, ohne daß die Direction an den Bau zu denken brauchte. Ihr blieb nachher nur die Verbesserung. Die Instandhaltung seines Antheils besorgte ein jeder Colonist gern aus eigenem Interesse an der Sache, ohne lästigen Zwang. War so die Flußfront vergeben, so würden sich die Parallelstraßen leicht in ähnlicher Weise etablirt haben und die Direction durfte nur durch zweckmäßige Anlage von Verbindungsstraßen mitarbeiten, während sie jetzt mit ungeheuren Kosten und Aufopferung ihres größten Theiles an Arbeitskräften, die große Last allein zutragen hat. Die Colonie ist dadurch zersplittert, während man danach aus vielfachen Gründen streben mußte, **concentrirte** Ansiedelungen herstellig zu machen. Deshalb hätte man auch, für den Fall, daß man das ganze Flußufer als unzweckmäßig zum Anfangspunkte befunden hätte, gesund belegene Punkte aussuchen und dort durch Land-Anweisungen mit schmalen

Fronten, an einer von der Direction zu beschaffenden Straße, kleine Dörfer herstellen sollen. Man wäre mit dem dritten Theil der Kosten dahin gelangt, den Colonisten Straßen von dreifachem Werthe gegen die jetzigen zu bieten, und konnte das Interesse des Vereins durch Zurücklassen von Reserveland, in anderer Weise wahrnehmen.

Dessen ungeachtet muß es dankend anerkannt werden, daß in so kurzer Zeit so Viel geleistet worden ist; denn das Colonieland ist gegenwärtig nach den drei Hauptrichtungen auf beinahe je eine Legoa Entfernung, doch zu Pferde einigermaßen zu passiren — und weiter gehen in der Regel brasilianische Ansprüche nicht; weshalb auch die Provinzial-Behörde sich lobend über dieselbe in öffentlichen Blättern auslassen konnte und ausgelassen hat. Mit Wagen oder zweirädrigen Karren, wird man die Straßen in ihrer jetzigen Anlage jedoch zum Theil nie passiren können, wodurch denn der Waaren-Transport in der Colonie immer ein kostspieliger bleiben wird, wenn auch zu hoffen ist, daß er etwas wohlfeiler werden wird, als in der Gegenwart, wo z. B. Lt. N. bei Francisco Muschelkalk kaufte, die Molje zu 6 Mil. Für den Transport nach der Colonie zahlte er jedoch 4 Mil. und für den in der Colonie noch 6 Mil. Ferner wurde von H. & B. für 13 Mil. Zuckerrohr gekauft, der Transport bis zur Wohnung aber mit 24 Mil. bezahlt; daß unter solchen Verhältnissen, so lange sie dauern, keine Seide in der Colonie zu spinnen ist, liegt auf der Hand und man arbeitet daran, sie zu bessern.

Wie man übrigens im Innern des Landes zurecht kommt, ist etwas räthselhaft. V. Weech schreibt in seinem Werke: „Brasilien's gegenwärtiger Zustand im Jahre 1828, Seite 51:“ „Die Versendung aller Producte des Landes geschieht, zu Wasser oder mittelst Lastthieren zu Lande. Zur ersteren hat man Fahrzeuge zu 50 bis 100 Tonnen und kleine Barken, welche von einer Bai zur andern segeln. Die Transportunkosten sind nicht bedeutend; desto kostspieliger ist die zweite Art, da der Pflanzer oder Gewerbtreibende die Erzeugnisse des Bodens und des Kunstfleißes oft hundert und mehre Meilen weit, auf Maulesel geladen, versenden muß. Es giebt Leute, welche Truppen von 100 bis 150 dieser nützlichen Thiere, nebst den nöthigen Aufsehern und Treibern halten, die man entweder auf eine gewisse Zeit miethet, oder denen man Bestimmtes für die Arobe bezahlt.

Die Forderung des Vermiethers richtet sich nach der Jahreszeit, den schlechten oder guten Wegen, den Bestandtheilen der Ladung und dem Preise des Futters (Milho), womit die Lastthiere während der Dauer der Reise vorzüglich unterhalten werden. Reiche Pflanzer halten so viele als sie nöthig haben auf eigene Rechnung. Wer solche weder besitzt, noch zu miethen vermag, sucht seine Erzeugnisse an Ort und Stelle zu verkaufen, und muß sie häufig, wenn nicht besondere Nachfrage Statt findet, zu jedem Preise hingeben.

Es giebt Pflanzer in der Provinz S. Paulo, welche die Arobe (32 Pfund) Zucker, wenn diese auf ihrer Fazenda abgeholt wird, selten theurer, als 2 Tostaõ oder 10 Vintens (5 Sgr.) verkaufen; die Schwierigkeit des Transportes an irgend einen Absatzort ist aber so groß, daß denselben Käufern, bis sie nach Santos, einem kleinen Hafen, 20—30 Liguas vom Innern des Landes entfernt, gelangen, die Arobe selbst auf 1000 Reis zu stehen kommt; bis nun der ganze Transport nach der Hauptstadt vollführt und dort ausgeschifft wird, vermehren sich die Unkosten noch beträchtlich, und zwar so, daß trotz des beispiellos wohlfeilen Ankaufes der Gewinn des Käufers unbedeutend ist.“

Die Straßen der Colonie sind in ziemlich gerader Richtung geführt und in folgender Weise gebaut: durch den Wald ist, in der Breite von 5 Braçen, Bahn gehauen und in der Mitte derselben der eigentliche Weg von $1\frac{1}{2}$ Braçen Breite hergestellt. Bei Bergterrain sind einfach die Stämme ausgerodet und der Abhang ist geebnet worden. In den Niederungen hat man Baumstämme von der entsprechenden Länge neben einander gelegt und mit Sand oder Lehm bedeckt. Wäre diese Arbeit ordentlich ausgeführt worden, so würden sich die Wege leicht in Stand halten und verbessern lassen. So aber ist sie theils von Brasilianern, die immer die Absicht haben den Arbeitgeber zu betrügen und denen sorgsame Arbeiten unbekannt sind, hergestellt. Da ist ein starker, harter Baumstamm, der ewig liegen kann neben kleine Palmitenstämme gelegt, die in einem Vierteljahr schon verwittern und verfaulen können und zuweilen liegen der Länge nach noch Unterhölzer, die dem Wege den Character einer Brücke geben. Auch ist erst zur Erleichterung der Arbeit unter der Erddecke eine Blattunterlage gemacht, so daß die Decke schnell durchgetreten ist und

es an Löchern auf den Wegen in den Niederungen nirgends fehlt und nie fehlen wird. Wer soll unter den Umständen die Reparaturen alle beschaffen?

Solche ausgedehnte Arbeiten in so kurzer Zeit herzustellen, mußten der Direction allerdings andere Arbeitskräfte zu Gebote stehen, als es der Fall war, besonders leitende und beaufsichtigende und um die Aussicht zu gewinnen, endlich einmal erlöst zu werden von den kostspieligen Wegebauten, müßte nicht das unglückseelige Reserveland zwischen den einzelnen Colonien liegen; denn wehe der Direction, wenn sie ihre Wegestrecken vor dem Reservelande nicht in Ordnung hält; es rührt sich dann gewiß kein Colonist, um sich um die seinige zu kümmern, wenn ihn nicht das Bedürfniß dazu zwingt. Es ist deshalb erfreulich, daß in neuster Zeit das System nicht mehr befolgt wird, nach welchem immer eine große Strecke Reserveland, zwischen den ausgewiesenen Ländereien liegen blieb.

Außerdem wird mancher Colonist kaum im Stande sein, die großen Wegestrecken, die sein Land begrenzen, zu bewältigen, und im Falle des Mißlingens des Colonisations-Unternehmens, (was in den ersten Jahren doch möglicherweise hätte eintreten können,) würden dem Verein die, für so große, durch unbesetztes, also zurück zu lieferndes Land, führenden Wege verausgabten Gelder verloren gewesen sein.

Es wäre also jedenfalls besser gewesen, wenn ein Theil der Gelder, statt in Folge der, nach unserer Ansicht unrichtigen, localen Arrangements der Ansiedelungen auf die colossale Wegearbeit zu verwenden, zu anderweitigen Culturen verbraucht worden wäre, um den Colonisten thatsächlich zu zeigen, welchen Werth der Boden hat, für welche Culturen er sich eigne, welches die richtige Pflanzzeit und die rechte Art und Weise zu pflanzen sei. Ueber diesen Gegenstand befanden die Colonisten sich theilweis noch nach Jahresfrist auf derselben Stufe der Unkenntniß und Rathlosigkeit; denn der bloße Rath genügt allein nicht und erfährt immer von anderer Seite Widerspruch, wenn der Colonist, um recht sicher zu gehen, mehrfache Erkundigungen einzieht und zwar bei Personen, die alle das Recht der größern Erfahrung für sich in Anspruch nehmen. Natürlich kommt der Rathsuchende dadurch wieder auf seinen Standpunkt zurück, d. h. er folgt seiner eigenen gewonnenen Ansicht von der Sache, sich in Hoffnungen wie-



Poschaan.



Meyer.

gend, auf deren Realisirung doch nur dann mit einiger Sicherheit gerechnet werden kann, wenn sie sich auf Beispiele, die dem Colonisten vorlagen, stützen konnte.

Wenn man sieht, welche zahllose Vegetation so viele Jahrhunderte hindurch ihre Nahrung aus dem Boden gesogen, mit welcher Ueppigkeit und Kraft sich die Pflanzen den engen Raum über demselben streitig zu machen suchten und denselben so füllen, daß ein menschliches Wesen nicht einen Schritt thun kann, ohne sich zuvor mit einem Säbel oder dergl. Bahn gehauen zu haben, so sollte man fast an der Fruchtbarkeit desselben zweifeln; besonders an den Orten, wo eine dichte Sandschicht, 1 bis 1½ Fuß unter der Oberfläche desselben, kein Durchdringen der Wurzeln mehr gestattet, so daß diese einen dichten Wurzelfilz über dieser Sandschicht bilden, der nur durch die Hacke, keineswegs aber mit einem Spaten zu bearbeiten ist. — Und dennoch ist die Triebkraft desselben eine außerordentliche und ein jedes gesunde Samenkorn bringt mit außerordentlicher Schnelligkeit und Kraft die junge Pflanze hervor, so daß die üppige Productionskraft des Bodens gewiß von keinem der Colonisten in Zweifel gezogen worden ist.

Leider ist von sämmtlichen Colonisten zu viel experimentirt, von manchen zu wenig gearbeitet worden und statt die Kraft des Bodens zur Cultur von einheimischen Pflanzen auszubeuten, von denen man mit Sicherheit voraussetzen durfte, daß sie gedeihen würden, hat man aus Brasilien Europa machen und grüne Erbsen und Spargel, statt schwarzer Bohnen ꝛc. erndten wollen. Hatte die Erndte nicht den gewünschten Erfolg, so tröstete man sich mit der bereits stereotyp gewordenen Redensart, „es war nicht die richtige Zeit,“*) bis denn endlich

*) Ueber das Einhalten der richtigen Pflanzzeit äußert Herr Pabst in seinem Bericht: „Südost- und Westwind bringen Regen, dieser nützt aber der Vegetation im Winter nichts; denn dies Sinken der Wärme und die vermehrten Differenzen, die sehr geringe Spannung der Electrizität machen, daß die Pflanzen kümmern, und nur die der gemäßigten Zone, z. B. fast alle Gemüsepflanzen erlangen jetzt ihre höchste Ausbildung, so daß sie keinen Unterschied zwischen hier und ihrem Vaterlande lassen. Das Wachsthum der Pflanzen der warmen Zone beschränkt sich also auf die wärmere Zeit und Niemand muß glauben, daß man hier zu jeder Jahreszeit pflanzen und erndten kann. Jede Pflanze hat eine oder zwei Pflanzzeiten im Jahre, und diese müssen wohl berücksichtigt werden; denn einen Monat später gepflanzt, als eigentlich die Zeit ist, bringt oft einen großen Unterschied im Ertrage hervor.“

das ganze Jahr verstrichen war und es außer Zweifel setzte, daß doch wohl einige Saaten zur richtigen Zeit bestellt worden waren. Zum Amüsement im Hausgarten mag man sich nebenbei mit der Erzeugung europäischer Gemüse und Pflanzen nach Herzenslust befassen, sonst aber ist der Colonist darauf angewiesen, seine Zeit auf Erzielung sicherer und einträglicher Erndten zu verwenden. — Nun die Zeit verloren war, und mit derselben der Muth, stand Mancher mit unterschlagenen Armen da und klagte über die Colonie und Brasilien, über Witterung und Ungeziefer, als ob es schon der Colonisten zu Dona Francisca unvermeidliches Loos wäre, des Hungertodes zu sterben oder betteln zu gehen. Ein Theil der Schuld dieses Zustandes fällt demnach den Colonisten selbst zur Last; ein noch größerer der Colonie-Direction, welche nach unserm Dafürhalten nicht eifrig genug bemüht sein konnte, landesübliche Culturen, wenn auch nur in kleinem Maßstabe, herstellig zu machen, vorausgesetzt, daß ihr von der Vereins-Direction die Mittel dazu zur Verfügung standen.

Es wäre im Allgemeinen ein sehr günstiger Umstand, daß sich fast immer viele Brasilianer in der Colonie aufhalten und an verschiedenen Orten arbeiten; doch sind sie selbst so unerfahren und deshalb so verschiedener Ansicht über die Cultur der Pflanzen ihres Landes, daß man oft durch sie am meisten irre geführt wird, weil man ihren Aussagen den größten Glauben schenkt.

Dank sei es jedoch den Brasilianern, welche gern das Lichten und Brennen des Urwaldes in Accord nehmen, sonst hätte es vielleicht auch hierin nicht an Experimenten nach Glöckners Anweisung gefehlt, welche in seiner Brochüre über Venezuela also lautet: „Die Entholzung der Waldreviere ist allerdings mühsam, aber doch nicht so schwierig, als Mancher sie sich vorstellt. Das Verfahren ist dieses: man beginnt mit einigen Morgen, indem man um diese herum im Vierecke eine doppelte Reihe von Bäumen fällt, die Mitte des Vierecks aber ganz unberührt läßt. Dann zündet man diesen Kern an allen vier Ecken kräftig an und überläßt es dem Feuer, in einigen Tagen den District von Bäumen und zugleich von allem Ungeziefer zu reinigen. Dann rodet man zunächst einzelne, besonders große Stämme aus und beginnt gleich hernach mit den ersten Anpflanzungen und Saaten, welche auf dem fruchtbaren, durch die Asche eben gedüngten Boden fast immer

rasch und höchst erfreulich emporschießen. Später geht man mit etwas mehr Sorgfalt an die Urbarmachung der nächsten Morgen Waldes.'' — Wahrlich! wenn sich das Cultiviren von Urwald so leicht machte, könnte mancher Thaler in der Tasche bleiben.

Da nun aber angegeben ist, wie man das Hinwegräumen des Urwaldes **nicht** machen muß, so muß ich zur Befriedigung meiner Leser nunmehr wohl hinzufügen, **wie** es zu bewerkstelligen sei: Zunächst beginnt man mit dem Klären und Niederschlagen des Unterholzes, Unkrautes und der Wucherpflanzen des Waldes, wobei man sich eines Säbels oder der foixa, eines 6 Zoll langen nach vorn etwas gekrümmten starken Messers an einem langen Stiele am besten bedient. Dadurch wird der Raum zwischen den Baumstämmen frei und man schreitet jetzt zum eigentlichen Fällen, indem man streifenweis eine Anzahl Bäume von der gleichen Seite, der Bequemlichkeit wegen etwa 3 Fuß über der Erde, stark über die halbe Dicke derselben und tiefer einhaut. Die letzten Bäume des so bearbeiteten Streifen werden vollständig gefällt, und ihr Fall so dirigirt, daß sie ihren Druck auf die unvollständig gefällten Bäume ausüben, den diese nicht mehr tragen können und so einer den andern umreißend, mit großem Gekrach zusammenstürzen. Man spart hierdurch nicht allein bedeutend an Arbeit, sondern erreicht dadurch die zu einem guten Brande unerläßliche Bedingung, daß die Bäume möglichst in derselben Richtung zu liegen kommen. Hierauf werden die Aeste und Zweige der Bäume abgehauen und bleibt dann die so bearbeitete Rossa einige Wochen liegen, bis die niedergeschlagenen Pflanzen und abgehauenen Aeste dürr geworden sind. Alsdann wird ein schöner Tag benutzt, um die ganze Holzmasse in Brand zu bringen, was bei stark wehendem Winde mit Leichtigkeit durch Anschüren des Feuers an mehreren Stellen der Windseite zu, zu bewerkstelligen ist.

Für diese Arbeit ist in der Regel 5 Mil. für den Morgen im Accord bezahlt worden. Mindestens eben so viel, jedoch oft auch 8 bis 10 $ muß für die darauf folgende Arbeit des Aufräumens bezahlt werden, je nachdem der Brand gut oder schlecht gerathen, oder anderweitige, die Arbeit erschwerende Umstände verhanden sind. Die Arbeit besteht darin, daß man die halb verbrannten kleinern Aeste, so wie die größern, welche man mit der Axt bearbeiten kann, in Haufen zusammen-

trägt und dort verbrennt. Es bilde sich nun aber Niemand ein, daß man alsdann ein Ackerfeld oder ein Gartenbeet hat, sondern es ist nichts weiter erreicht, als Raum zum Pflanzen und Säen mit der Hacke (enxada) zwischen den Baumstubben und liegenden Baumstämmen, in die durch den Brand präparirte und mit Asche gedüngte Erde.

Ehe man also noch ein Samenkorn in die Erde bringen kann, kostet der Morgen Land, außer dem Ankaufspreis von 2½ bis 3¾ Mil. 10 bis 15 $ Arbeitslohn. Die Herstellung von Gartenbeeten aber, ist nicht unter 40 bis 50 Mil. auszuführen, aber auch zur Cultur von Gartenfrüchten nicht erforderlich.

Es ist daher auch richtig, wenn es im Bericht der int. Vereins-Direction heißt: „es kommt auf einige Thaler beim Kaufpreise wenig an, denn bei den großen Kosten der Cultur und der Errichtung von Gebäuden ist ein solcher Unterschied in jedem Falle verschwindend klein.“ — Für den Verein darf dies jedoch nicht allein maßgebend bei der Feststellung der Landpreise sein, weil auch dem Umstande Rechnung getragen werden muß, daß in und bei Ste Catharina eine Menge Land zu 5 bis 10 Vintens pr. Morgen ausgeboten worden und selbst auf der Insel Saõ Francisco, Besitzungen mit Wohnhaus, Pflanzungen und Engenhos für 4 — 500 Mil. zu kaufen sind, wodurch sich schon einige Colonisten — vielleicht dennoch zu ihrem Nachtheile — haben verlocken lassen, die Colonie zu verlassen.

Wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, lassen sich bis jetzt noch keine großen Abhandlungen über das Gedeihen der verschiedenen Culturpflanzen in der Colonie schreiben; denn die Experimente in derselben haben wenig Lehrreiches geliefert, und wir müssen uns einstweilen mit den gegenwärtig sehr günstig lautenden Nachrichten über das Gedeihen und Fortschreiten der Pflanzungen begnügen. Wer sich genauer über das Allgemeine, die Culturen Betreffende belehren will, dem ist das vortreffliche, mehr erwähnte Werk: „Weech Brasiliens gegenwärtiger Zustand“ zu empfehlen, an dessen Beschreibung der Culturpflanzen wir einige die Colonie betreffende Bemerkungen knüpfen wollen.

Zuvor mag aber hier der Bericht des Herrn Pabst über Boden und Cultur Platz finden:



Niemeyer (Augustenhöhe.)



de Drusina.

Nach einer genauen, aber hier weniger wesentlich nothwendigen Beschreibung des Terrains in und um Schrödersort in unmittelbarer Nähe, geht Herr C. Pabst zur allgemeinen Beschreibung des Colonielandes über und berichtet u. A. Folgendes:

„Die Gestaltung und Situation dieses Hügellandes ist für die Cultur nicht besser zu wünschen; es sind hier keine ausgedehnten Hügelzüge, an welchen der südliche Abfall für den Anbau so gut wie verloren ist (denn selbst in den Subtropen verlangen die Culturpflanzen die erwärmenden Sonnenstrahlen, die aber an den südlichen Abhängen, vorzüglich im Winter fast gar nicht, oder doch nur theilweise auf die Oberfläche des Bodens fallen). Es sind, wie schon gesagt, wellenförmige Erhebungen, nicht höher als 3—400 Fuß, die fortwährend kleine Thäler und Vertiefungen zwischen sich lassen, in welchen der Grund zu den zahlreichen kleinen Bächen und Wasserläufen liegt, welche das Land so schön bewässern, daß fast ein Jeder, wenn nicht auf seinem Grundbesitze, so doch in unmittelbarer Nähe das beste Trinkwasser hat. So durchschneiden z. B. den Mittelweg auf eine Erstreckung von 200 braças 8 Bäche und Wasserläufe, die stets fließendes Wasser besitzen; die Mathiasstraße auf 1200 br. deren 6; die Carolinenstraße auf 450 br. deren 2; die Guiguerstraße auf etwa 2000 br. deren 8 und die Nordstraße auf ca. 2800 br. deren 9—10.“

„Das Hügelland wird im Westen unterbrochen durch einen wasserreichen Bach, Ribeiraõ das aguas vermelhas, welcher von N.W. wahrscheinlich vom morros da tromba kommend, nach S. und S.O. durch die lagoa bonita (der schöne See) in den Pirahy-Piranga fließt. Dieser Bach nun läuft durch eine Niederung, welche sich von der Nordgrenze der Colonie an, wo sie ungefähr anfängt, nach S. zu immer mehr verbreitert. Diese ist der vielerwähnte Sumpf, von dem so viel gefabelt wurde. Ich will ihn, so weit ich ihn betreten habe, beschreiben und denke seine Grenzen, besonders im Süden, in Kurzem besser kennen zu lernen, da auch nach dorthin einige Picaden (Waldwege) zur Vermessung und Untersuchung geschlagen werden sollen. Da wo der Mittelweg in ihm mündet, mag er nicht breiter als 3—400 braças sein. Anfangs ist es Lehmboden mit dem diesem entsprechenden Walde. Das Land wird aber, je näher nach dem Bache, immer nässer; der Hochwald wird zu sehr verwachsen von Ge-

büschen, durch welche ein Jäger nur mühsam dringen kann. Der Boden wird immer weicher; die solchen Localitäten eigene Vegetation sondert sich in kleine Gruppen; die Wurzeln und Sträucher treten von der Stammbasis aus in Bogen über den Boden, und bedecken sich mit den zahlreichen Pseudoparasiten, wie Bromeliaceen, Aroideen etc., so daß der Fuß des unvorsichtigen Wanderers leicht, festen Boden wähnend, durchbricht, und in den weichen Boden mehr oder weniger tief einsinkt. Zwischen diesen Strauchgruppen nun sind immer pflanzenleere Stellen, welche bei anhaltendem Regen Pfützen sind. Sie enthalten schwarzgrauen Moder, in welchen man mit Leichtigkeit einen Stock von 10′ Länge und oft noch tiefer einsenken kann.“

„Dieses sumpfige Land nun wird vom Ende des Mittelweges nach N.W. immer schmäler, und ist von einigen kleinen Bächen und Wasserläufen durchschnitten, welche in den Ribeiraõ das aguas vermelhas fließen. Erst in der Nähe der Colonie-Nordgrenze, da wo der Morro das aguas vermelhas liegt, ist der schmalste Theil. Hier am westlichen Fuße des Hügels fließt genannter Bach, und dessen gegenüberliegendes Ufer ist zwar flach, auf etwa 150—290 braças, und bei starker Anschwellung tritt auch wohl der Bach aus seinen Ufern, doch ist dort bei genügender Vorarbeit mit Leichtigkeit eine gute Straße zu machen.“

„Nach Süden zu, wo ich das Land bisher noch nicht zu untersuchen Gelegenheit hatte, soll dieser Sumpf, besonders nach der Ecke zu, welche vom Rio Pirahy-Piranga und der Mündung der Lagoa bonita in denselben gebildet wird, breiter und grundloser sein. Diese Gegend ist aber noch fast gar nicht betreten, und auf die Aussagen darüber nicht sehr viel Gewicht zu legen.“

„Die Ursache der nassen Beschaffenheit dieses Landes liegen also in dem Austreten genannten Baches und dem Zudrange des Wassers von den dasselbe begrenzenden Hügeln, welche in der Ebene und oft durch die, wenn auch nur wenig erhöhte, Ufereinfassung nicht abfließen kann. — Zur Cultur kann noch ein Theil dieser Niederung benutzt werden, z. B. für Reis und Weideland, besonders für Rindvieh, und selbst der weiche Moorboden, wenn er erst mit Gras bewachsen ist, wird genügende Festigkeit erlangen. Einen Weg aber machen zu wollen, z. B. in der Fortsetzung des Mittelwegs, — ohne zuvor

genügende Vorarbeiten gemacht zu haben — halte ich bei unsern jetzigen Hülfsmitteln, besonders wegen Mangel an brauchbaren Arbeitskräften für dergleichen beschwerliche Arbeiten, zu sehr zeit- und geldraubend, und ein Umgehen im Norden für besser als ein Durchgehen in der Höhe des Mittelweges.''

„Das Land jenseits des eben beschriebenen ist bis an den Fuß der Serra fast eben, aber trocken; nur kleine sanfte Erhebungen erblickt man, wenn von einem erhöheten Standpunkte aus durch eine Lücke im Urwalde eine Aussicht erlaubt ist. Erst im Norden und fast außerhalb der Coloniegrenze wird es bergiger durch die Ausläufer des Morros da Tromba. Viele und zum Theil recht wasserreiche Bäche mit Sand- oder Stein- oder Grusgrund, einige mit starkem Gefälle zum Treiben von Mühlen benutzbar, durchschneiden es; so sind die Ribeirão das Batucas, das Serrotas, das Aratacas, da Onça, da Figueira ꝛc., und noch eine Menge anderer, welche bei meiner ersten Untersuchung noch keinen Namen hatten.''

„Der Rio Pirahy-Piranga, der etwa in der Mitte N.S. Ausdehnung der Colonie die Breite von ca. 30 braças hat, ist hier noch zu durchwaten, und läuft über Steine. Die herrlichste Aussicht über die sich noch weithin ziehende Aue und das nur sanft ansteigende Land, bis zum Fuße der mit Wolken belegten Serra, die am besten mit der Jura der Schweiz zu vergleichen, entzückt den Wanderer, welcher hier nach langem Weg im Halbdunkel des riesigen Urwaldes von den Naturschönheiten geblendet ist. Doch will ich nicht blenden mit schönen Fernsichten und grotesken Naturschönheiten, auf die reellern Vorzüge in Beziehung auf die Zukunft unseres Ackerbaues und unserer Industrie mag mein erstes Augenmerk gerichtet sein, und gerade in Bezug hierauf ist die schönste Hoffnung gerade auf diesen Theil der Colonie begründet.''

„Die fast ebene, nur hin und wieder sanft abgedachte Bodenoberfläche, die so über den Rio Pirahy fast bis zur Serra hinreicht, stellt in Aussicht, nach Jahren — wenn es nothwendig wird und die genügenden Vorarbeiten gemacht sind — den Pflug mit Vortheil anzuwenden; es findet sich die schönste Bewässerung, die Bäche mit dem klarsten und wohlschmeckendsten Wasser, einige mit Triebkraft, welche sich nach dem Gebirge zu verstärkt; der herrlichste Urwald, wie

ich ihn nicht häufig an anderen Orten gesehen habe, enthält die besten Nutzhölzer in reicher Zahl, und in Exemplaren vom größten Umfange und schönster Ausbildung. Dieses ist nun immer ein Zeichen der Vortrefflichkeit des Bodens, und in der That, ich habe wenig Localitäten mit so fruchtbarem Boden, als eben dieser ist, gesehen. Er besteht aus einem hellbraunen Letten mit einer, seine Fruchtbarkeit bedingenden Mischung von feinkörnigem Sande in passendem Verhältniß.''

„Ueber unsere südliche Coloniegrenze hinaus habe ich das Land nur erst untersuchen können in der Höhe des Endes der Guigueerstraße nach Süden, etwa eine legoa weit. Es ist wie das Land zwischen dem Ribeirão das aguas vermelhas und Rio Caxoeira. Hügel reihet sich an Hügel, bald sanfter, bald steiler; die Thäler bald naß, bald trocken, und mit der schon früher beschriebenen Bewässerung. Die Aussagen der Eingebornen, wie alle Kennzeichen im Allgemeinen stimmen darin überein, daß das Land durchgehends so beschaffen ist.''

„Habe ich nun so einen Abriß der Bodenoberfläche im Allgemeinen gegeben, so will ich dieser eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Qualitäten des Bodens in den erwähnten Localitäten, dann die Naturprodukte und der darauf zu machenden Culturen hinzufügen. Den Gegenstand erschöpfend kann natürlich diese briefliche Mittheilung, die an sich sehr flüchtig geschieht, nicht sein, ich denke aber in der Folge noch oft darauf zurückzukommen und das Fehlende nachholen zu können.''

„Das Flußthal des Rio Caxoeira besitzt vorzüglich fetten Letten, oft fetten Thon, der weißlich, in der Regel aber grauschwarz, an der Oberfläche durch den Humus dunkelbrauner gefärbt ist; nimmt letzterer zu, so entsteht der schönste Marschboden. Dieses sind die tiefsten und nassen Stellen; die Oberfläche ist weich, und in der Tiefe von 5 — 10 palmos ist Sandseegrund. Hier findet man einen dichten Untersatz mit zahlreichen Stechpalmen (Fucum — Astrocarium vulgare, *Mart.*), welcher Flachs liefert, verwoben mit Schlingpflanzen. Der Groß des Waldes besteht in der Regel aus Palmitos Issara (Enterpe oleracca, *Mart.*), unter die sich Coqueiros und Andaya (Attalea compacta, *Mart.*) mischen. Die übrigen Bäume

sind geringer an Zahl und Umfang. Sehr häufig ist Capororoco in mehreren Arten, dessen Rinde ein gutes Gerbmaterial liefert; dann findet sich häufig Ipé, sehr hartes Holz; Urucurana und Camara, Schiffsbauholz; ferner Canellinho, Figueira, Massarantuba, Miubissuma (?), Mia-gadirão-guassu (?), sind in größerer oder geringerer Zahl anzutreffen. Dieser Boden hat nun an niedrigen, von der Fluth unter Wasser gesetzten Ufern, aber nur da, wo das Wasser salzig ist, also den Fluß abwärts in der Nähe seiner Mündung die eigenthümlichen und charakteristischen Manguegebüsche. Von ihnen geben die Blätter und die jungen Spitzen der Zweige ein vortreffliches Gerbmaterial. — Dieser Boden, mit Ausnahme da, wo Manguegebüsche stehen, eignet sich nur zum Reisbau und darauf folgend zu Weideland, besonders gut für Rindvieh.“

„Der braune Letten, vorzüglich da, wo Neigung ist, so daß Regenwasser nicht stehen bleibt, ernährt schon eine größere Zahl von Nutzhölzern; der Hochwald ist bedeutend, das Unterholz weniger dicht als in der vorerwähnten Localität. Der Boden eignet sich für fast alle Culturen, besonders aber für Zuckerrohr, Mais, Reis, dann auch für Bohnen, Kartoffeln und Baumwolle, weniger für Mandiocca; und ist das schönste Gartenland. Der an der Oberfläche sich befindende Wurzelfilz — „capilheiro” — ist hier nicht so stark, so daß auch die erste Pflanzung nach dem Waldbrande weniger mühsam ist.“

„Zwischen diesen Bodenarten finden sich mehr oder weniger ausgedehnte Lager eines oft recht weißen, bisweilen grobkörnigen Sandes, der sich mehr als eine Anschwemmung vom Lande, als aus der See her darstellt. Der Hochwald hat hier eine geringere Zahl von Nutzhölzern, weniger Palmitos und Unterholz, aber an dessen Stelle Heerden von üppigen Pflanzen aus der Familie der Bromeliaceen, Ananasartige Pflanzen, Gueratta genannt. Dieser Boden hat immer einen enorm starken Wurzelfilz auf seiner Oberfläche, der oft über dieselbe erhoben, und deshalb elastisch ist; man tritt beim Gehen darauf leicht durch. Solche Oertlichkeiten verlangen nach dem Waldbrande immer die größten Mühen, wenn man das Land nicht eine Zeit lang uncultivirt liegen lassen will, um dem Wurzelgewebe Zeit zu geben, zur Verwesung zu kommen. Geschieht das nicht, so muß dieses Gewebe durchbrochen werden, um den Samen oder die

Pflänzlinge in den festen Boden bringen zu können. Hier gedeihet nun am schönsten die Mandiocca, Amendoy (Erdnuß) und Baumwolle; nur schlecht Bohnen und Mais; gut angebracht würde aber Ricinus sein, welcher in derartigen Boden nicht zu kräftig wachsen kann. Tritt man aus dem Flußthale in das hügelige Land, so findet man auch hier wieder den Boden sehr verschieden in der Mischung seiner Bestandtheile. Einige Hügel, besonders sanft ansteigende, haben bei ihren Thontheilen eine starke Sandmischung; solcher Boden ist weniger lange tragfähig. (Auf die Mischungsverhältnisse des Sandes kommt sehr viel an, überhaupt spielt die physikalische Eigenschaft des Bodens in der Cultur eine eben so wichtige Rolle hier als in der gemäßigten Zone, nur ist das Verhalten zu dem Pflanzenwachsthum ein anderes. Während z. B. die Kartoffel in der gemäßigten Zone im sandigen Boden am besten gedeiht, ist derselbe Boden in den Tropen und Subtropen der schlechteste für sie.)"

„An andern Orten ist der Letten fett, bisweilen roth gefärbt, dieser hält sich vermöge seiner Eigenschaft bald sehr hart zu werden, auch nicht so lange fruchtbar. Oben an steht immer ein braungefärbter Lettenboden mit der passenden feinkörnigen Sandmischung."

„Die Grundlage der Erhebungen ist fast durchgängig Granit und Sienit, welche an einzelnen Stellen in losen Blöcken zu Tage treten. Die Vertiefungen und kleinen Thäler enthalten sehr oft Ziegel- und Töpferthon."

„Der, das in Rede stehende Land bedeckende Urwald, ist sich überall ziemlich gleich, weil auch der Boden im Allgemeinen wenig Verschiedenheiten darbietet. Das Unterholz besteht aus verschiedenen Sträuchern, baum- und krautartigen Farren und wenigen niedrigen Kräutern, die dann besonders der Familie der Musaceen, Lemnaceen, Scitamineen und Bromeliaceen angehören. Krautartige Gräser finden sich nicht im Urwalde, wohl aber die Strauchformen, wie die Taguara; diese wird sehr hoch, und die Art mit breiter Blattfläche ist charakteristisch für den guten Boden. Die Palmenfamilie ist sehr stark, doch mehr durch Zahl der Individuen als durch Arten vertreten. Hier ist es besonders die schlanke Vapurunga und Gamiosa, welche zum Dachdecken benutzt werden, und Issara, welche nirgends fehlt, mehr als 60 palmos hoch wird, und dem Ansiedler

zur Nothwendigkeit geworden ist. Aus ihr macht er Latten für Hausbau und Zäune und ein einfaches Colonistenhaus, eine Art Blockhaus, besteht fast nur aus deren Stämmen. Im Hochwalde finden sich fast alle die Nutzhölzer, welche in anderen Gegenden dieser Provinz vorkommen. Bisher sah ich noch nicht Lauro und Tajuba (Gelbholz); wahrscheinlich werden diese sich aber nach der Serra zu einstellen; letzterer ist überhaupt ein seltener Baum. Es erscheinen dort durchgängig mehr Nutzhölzer als in dem Flußthale des Caxoeira, wo viele Arten gänzlich mangeln, so daß den Lokalitäten gewisse Arten eigen sind. Ich will die vorzüglichsten nur erwähnen. Auf hügeligem Lande ist sehr zahlreich Canella preta, dauerhaftes Bauholz, und zu Fußbodenbrettern, dasselbe gilt von Canella sassafras, Guruba Peroba, Canella burra, Canjurana, Caravalho, Grajuva, Guaparim, Jacaranda, Maiato, Oleo preto und Oleo branco, Oleo rachado, Pinnabuna, Bicuhiba, Piquia. Peroba giebt die besten Kohlen und ist ausgezeichnetes Bauholz auch für Wasserbauten. Guaparim hat die Härte des Gelbholzes. Die verschiedenen Arten von Cedro sind nicht selten, Arariba amarella und Arariba rosa, ein ausgezeichnetes Möbelholz. Canella amarella und Canella branca ist häufig. Dieses sind die wichtigsten, außer ihnen giebt es noch eine große Menge, die zu verschiedenen Zwecken benutzt werden."

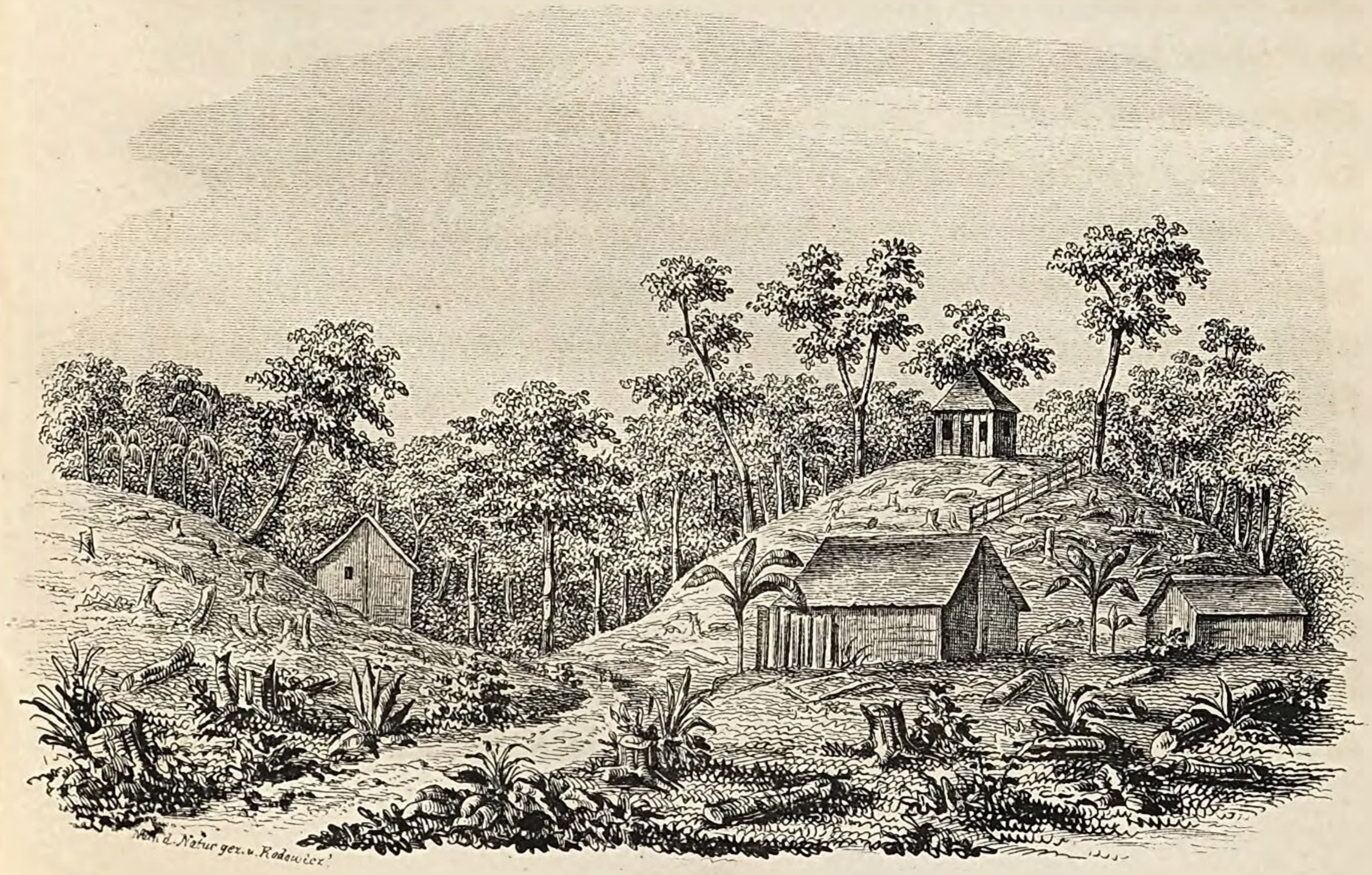
„Wenn ich durch früher Geschriebenes, indem ich den großen Reichthum der Colonie an Pflanzen darlegte, auf die Nothwendigkeit der Veredlung der Pflanzen, der Einführung neuer Arten und Erzeugung von dem Klima mehr zusagender Bastards und der Verbesserung der ganzen Landwirthschaft hingewiesen habe, so will ich doch nicht sagen, daß dieses unbedingt nothwendig sei und sogleich in Angriff genommen werden müsse, wohl gar die Auswanderer schon in Europa darauf denken und sich mit Materialien zu diesem Zwecke versehen sollen; davon bin ich weit entfernt, im Gegentheil werde ich Jeden von der Verbesserungssucht abrathen; dieselbe ist ohnedem bei den Ankömmlingen schon zu groß. Diese Colonie in ihrem jugendlichen Alter, auf der vor 2 Jahren noch tiefe Stille und das Dunkel des Urwaldes herrschte, wo Jedermann noch mit seinen ersten Einrichtungen zu thun hat, kann noch nicht die Elemente und Hülfsmittel haben, einen Landbau zu verbessern, durch den schon Tausende von

Fremden in Südbrasilien in Wohlstand und Zufriedenheit gekommen sind. Man höre nur verständige Landmänner älterer Colonien, wie auch sie anfänglich verbessern wollten, ohne vorher den Gegenstand genau gekannt und geprüft zu haben, durch Schaden aber klug gemacht wurden und bald zu der landesüblichen Methode übergingen, von der sie nun leider jetzt, wo Viele verbessern könnten, nicht mehr abzubringen sind. Dieselbe Methode müssen auch wir befolgen, wollen wir vorwärts kommen, und dieselbe wird jeder Ansiedler im Urwalde noch nach tausend Jahren befolgen müssen. Erst 6—10 Jahre nach der ersten Arbeit daselbst, und wenn er geordnete und wohlüberlegte Vorarbeiten gemacht hat, kann er nun anfangen mit der Bearbeitung des Bodens durch Pflug und Egge und mit einer rationellen Bewirthschaftung."

„Der Landbau ist die Hauptsache für die Colonie, und die oben ausgesprochene Ansicht ist von so großer Bedeutung, daß ich hier mehr davon sprechen zu müssen glaube; ich will daher eine Beschreibung der landesüblichen Methode beim Landbau geben. Zur Bewirthschaftung eines Grundstückes, von dem man bei Ansprüchen, die ein Landmann aufs Leben haben kann, sein Auskommen findet, gehören wenigstens 200 Morgen. Wenn der Ansiedler im April oder Mai ankommt, so ist dieses in jeder Beziehung die günstigste Zeit. Besitzt das auserwählte Grundstück hohes und tiefes Land, um so besser. Jetzt läßt er sich 10 Morgen Wald schlagen; dieses kostet gegenwärtig in Accord 40 Milreis. Wer diese Arbeit kennt und mitarbeiten will, nimmt sich einige gute Holzfäller in Tagelohn zu 700—800 Reis pr. Tag (100 Reis = $2\frac{1}{2}$ Sgr.) und kommt so immer billig dazu. Bei einem Neulinge ist dieses aber nicht zu erwarten, und daher der genannte Accord immer vorzuziehen. — Der Waldschlag muß 2—3 Monate zum Trocknen liegen, ehe Feuer hinein gelegt und gebrannt werden kann. Während dieser Zeit wird ein Platz von Stöcken und Stämmen gereinigt und die einfache Wohnung aufgerichtet; die Unkosten derselben werden sich nach den Ansprüchen des Besitzers auf Bequemlichkeit richten. Man kann eine Art von Blockhaus errichten, welches Schutz gegen Wind und Wetter bietet und, wenn der Bewohner alle Arbeiten selbst macht, nur einige Milreis kostet; dann würde das Dach mit Palmenblättern gedeckt, die Ständer in den Boden gegraben, die



Ehlers. *Schweizer.* *Bahnholzer.*



Schulz. *Hoffmann, Krebs (Pavillon)*

Wände aus aufrecht gestellten, gespaltenen Palmenstämmen mit Ranken befestigt und zum Ueberfluß außen zum Schutz gegen den durchstreichenden Wind mit Palmenblättern behängt; oder will man etwas mehr Arbeit darauf verwenden, so werden die Wände aus auf- und wagerecht an einander gebundenen Palmenblättern bestehen, die darauf mit Lehm beworfen werden. Ein solches Haus kann man für 25—100 Milreis und mehr gemacht erhalten, je nach der Art der Construction; je nachdem der Boden eine Lehmdiele oder Bretterboden ist, wird natürlich der Preis verschieden sein. Die Sparsamkeit muß immer vorwalten, damit der Anfänger nicht zu sehr seine Geldmittel schwächt, weil in der Folge sich noch vielfache Ausgaben für Cultur, Vieh, Materialien ꝛc. einstellen.“

„Ist der Wald nun gebrannt, etwa im Monat August, so wird das Land von den zu dicht liegenden, dünnen Stämmen und Aesten durch Verbrennen gereinigt, die dicken Stämme und Stöcke aber bleiben, und man überläßt es der Zeit, daß sie verwesen, denn ein sofortiges totales Reinigen von Stöcken, Stämmen und Wurzeln ist nicht rathsam; der Raum, welcher durch letztere verloren geht, ist zu gering und der Kaufpreis des Landes noch zu niedrig, um diese anstrengende Arbeit nöthig oder lohnend zu machen.“

„Ist eine Fläche so zubereitet, so fängt man an, Kartoffeln, Bohnen, Mais, Mandiocca, Zuckerrohr, Baumwolle ꝛc. zu pflanzen. Zu diesem Zwecke macht man mit der Hacke ein breites, aber nicht tiefes Loch, so daß der untere rohe Boden nicht berührt wird, und vertraut nun den Samen oder die Setzlinge dem Boden durch ein flaches Bedecken mit Erde an. An tiefen Stellen kann man noch im August oder September Wald zum Anbau von Reis schlagen, der dann im November und Anfang December gesäet wird. Im October kann abermals Wald geschlagen werden, um von Januar bis März Zuckerrohr, Bohnen und Kartoffeln zu pflanzen. Das Land wird nun 3—5 Jahre mit den verschiedenen Pflanzen bestellt; nach Verlauf dieser Zeit, wenn die Unkräuter immer mehr zunehmen, der Boden durch das fortwährende Betreten und Verwesen der Wurzeln, welche vorher locker hielten, härter und geschlossener geworden ist, so daß die Pflanzen weniger gut gedeihen, ist es nöthig, solche Culturen aufzugeben. Nun pflanzt man Weide an, die jetzt auf dieser festeren Bo-

denoberfläche am besten gedeihet. Das beste Gras ist immer die Gramma mit breitem Blatt; nicht allein, weil es ein gutes Futter ist, sondern weil es auch die Eigenschaft besitzt, vermöge seines kräftigen, vielästigen Stengels sich fest auf den Boden zu legen, und, indem es an den Gelenken wurzelt, eine so feste Grasdecke bildet, daß anderes Kraut oder Strohwuchs, wenn die Weide erst gut bewachsen ist, so leicht nicht fortkommen kann und somit die Weide rein bleibt. Bekanntlich bilden die Gräser in den Tropen nicht solche Wiesenflächen, wie in der gemäßigten Zone. Hierin und in der steten Neigung, daß Nachwuchs erscheint, liegt der Grund, warum die Aussaat von europäischen Futterkräutern nicht anwendbar ist, wenigstens warum die Resultate bisher nicht günstig waren; zudem muß auch das Vieh erst an die fremdartige Kost gewöhnt werden."

„So schreitet der Landmann vorwärts; jährlich wird ein Waldschlag gemacht, aber ebenso wird das Weideland vermehrt, und diesem angemessen wird der Viehbestand sein. Man kann für Rindvieh $1\frac{1}{2}$ Morgen und für Pferde, Maulthiere oder Esel 2 Morgen auf den Kopf rechnen. Demjenigen, welcher auf Verbesserungen denkt, würde ein Abtheilen der in den verschiedenen Jahren auf einander folgenden Waldschläge durch lebende Zäune anzurathen sein. Sind nach 6—8 Jahren dann die Stöcke und Stämme verwest und das Land zur Cultur oder zur Weide benutzt, so würde man mit dem Pfluge arbeiten können. Dünger kann schon vorräthig sein, oder wird mit wenig Kostenaufwand erlangt, Culturpflanzen, die einen Fruchtwechsel herstellen, sind vorhanden, und nun erst kann man mit Sicherheit das erreichen, wohin der Einwanderer aus Gewohnheit und Uebereilung zu seinem Nachtheile zu früh hinstrebt."

„Mit dem oben beschriebenen an sich sehr einfachen Landbau haben Tausende unserer Landleute in Südbrasilien ihre und der ihrigen Existenz gegründet und leben in patriarchalischer Stille und Fülle im Genusse ihres Gutes, welches sie geschaffen haben, das aber auch Schweiß in Menge, Mühen und Entbehrungen gekostet hat. Sie haben aber die vielen natürlichen und eingebildeten Bedürfnisse verringert, mit Sinn und Verstand den Haushalt geordnet und bereiten sich die mehrsten ihrer Bedürfnisse selbst, darin eine ebenso angenehme Beschäftigung, als ökonomischen Nutzen findend. So wird der vor-

urtheilsfreie Beobachter den Zustand der Colonien in dieser Provinz finden — überall Wohlstand und Zufriedenheit.“

„Die Mehrzahl und die ältesten dieser Colonisten siedelten sich vor etwa 22 Jahren gegenüber **Desterro** an und verbreiteten sich von da aus weiter; sie waren arm und hatten große Schwierigkeiten zu überwinden. Wer sie jetzt in ihren behaglichen Besitzungen besucht, muß einsehen, daß der thätige und umsichtige Landmann hier das erreicht, was er wünschen kann: ein bescheidenes Auskommen auf einem Besitzthume, wie er es in seinem verlassenen Vaterlande durch seine Handarbeit schwerlich erwerben konnte und die Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft und ein frohes Alter.“

„Die gegenwärtige Einwohnerzahl der Colonie Dona Francisca beträgt 675; diese besitzt im Ackerdistricte zusammen 4886 Morgen Land, auf welchen 80 fertige und bewohnte Wohnungen stehen. In der Stadt, welche jetzt den Namen **Joinville** erhalten hat, wozu auch die Ziegelei der Norweger gezogen, sind 61 Morgen ausgegeben, auf denen 29 Häuser stehen; mehre davon haben ein freundliches Ansehen, einige sind mit Ziegeln gedeckt und alle mit Kalk geweißt, so daß das Ganze schon einen recht angenehmen, wohnlichen Eindruck macht.“

„Im Ackerdistricte sind 500 bis 550 Morgen vom Walde befreit und theils schon bepflanzt; ein anderer Theil wird noch in dem Laufe dieser Pflanzzeit bepflanzt. Man sollte glauben, daß eine so große Menge Culturland auch schon eine nicht unbedeutende Production gehabt habe; diese ist aber noch nicht so ausgefallen, als Mancher berechnete. Die Ursachen sind besonders darin zu suchen, daß frischer Waldboden im ersten Jahre nie so gute Erndten giebt, als in den folgenden. Außerdem sind die meisten und größten Waldschläge erst in der letzten Zeit gemacht worden. Unter den mit den beiden im vorigen Jahre zuletzt angekommenen Colonisten befanden sich verhältnißmäßig viele Bemittelte, welche mit Eifer daran gingen, sich Häuser ꝛc. herzurichten. In Folge dessen stieg der Tagelohn bedeutend und die bereits angesiedelten Colonisten, welche bereits angefangen hatten, ihr Land ordentlich zu bebauen, jagten nun größtentheils dem hohen Tagelohn nach und verwandten nicht den nöthigen Fleiß und die nöthige Aufmerksamkeit auf ihr Land. Auch kennt die größte

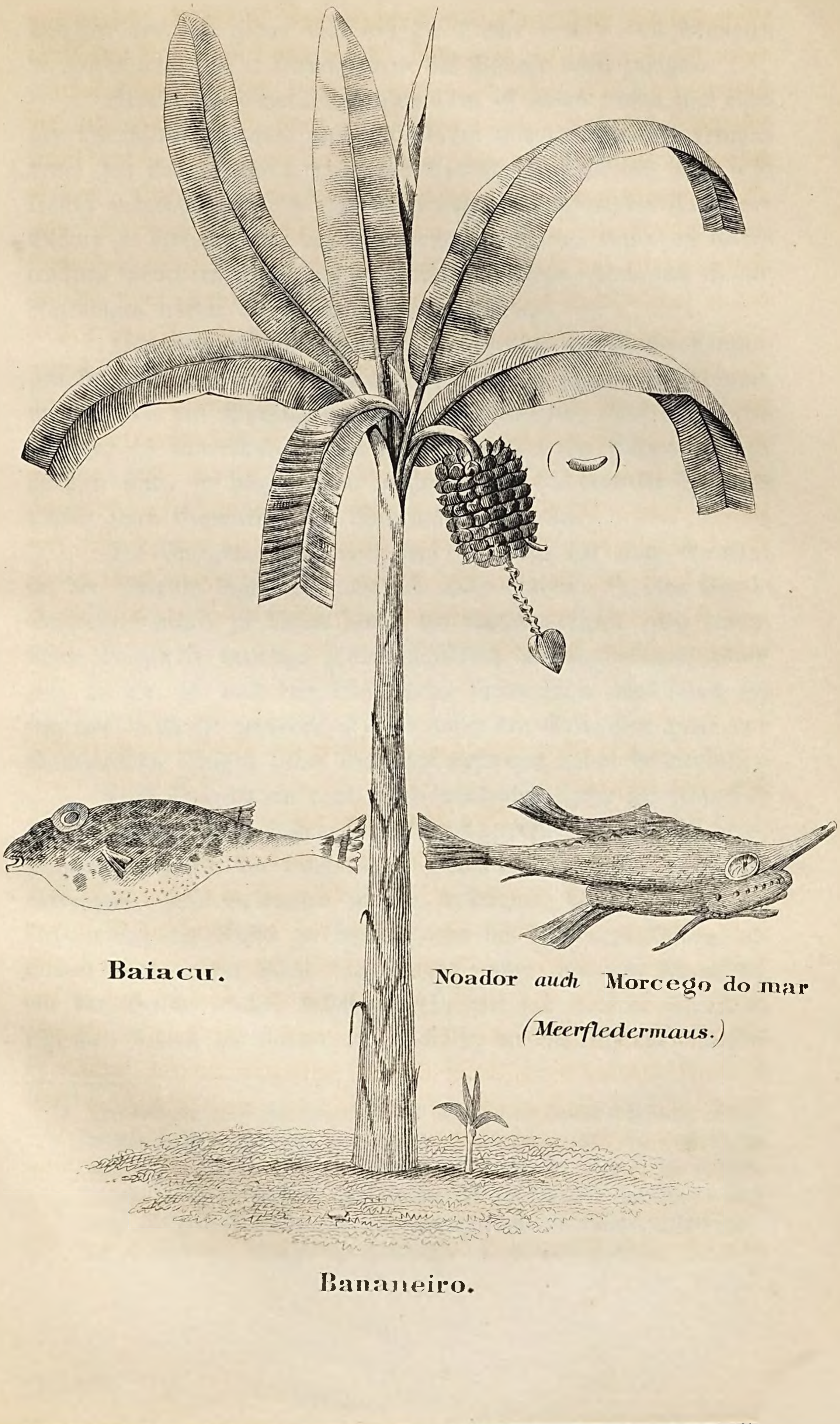
Mehrzahl der Ansiedler hiesige Culturen noch zu wenig; Hören und Lesen hierüber genügen noch nicht, Sehen und Erfahren ist unbedingt nothwendig. Die ersten Colonisten haben noch zu wenig erfahren, Musterwirthschaften giebt es noch nicht; dann ist auch bisweilen der Eigensinn vieler Einwanderer, mit welchem sie oft auch unbrauchbare Bewirthschaftsmethoden durchführen wollen, daran Schuld, daß so viel Zeit verloren geht, ehe man zu größerer Production gelangt. Solche Fehler und Irrungen zeigen sich auf allen Colonien, besonders auf so jungen, wie diese; aber durch eigene Erfahrung wird sich ein Kern bilden, an welchem spätere Einwanderer eine Stütze haben. Eine starke Einwanderung von für uns nützlichen Elementen, besonders von brauchbaren Arbeitern, aber auch von bemittelten, practischen, tüchtigen und thatkräftigen Männern, beide in richtigem Zahlenverhältniß, wird für die Colonie vom größten Nutzen sein, und ich zweifle nicht, die Colonie wird und muß in Aufnahme kommen. Der Pflanzengarten ist hinter der Ziegelei angelegt und schreitet vorwärts, über ihn, über die Wegebauten, über die weitere Ausdehnung und Fortsetzung der Colonisation nach Westen hin ꝛc. will ich in meinem Nächsten berichten.

Die tropischen Gewächse, welche in der Colonie cultivirt werden, sind folgende:

Der Kaffeebaum.

„Der Kaffeebaum liebt einen mehr trocknen, als feuchten, einen mehr steinigten und leichten, als einen kräftigen und schweren Boden. Heftige Winde und große Hitze, ohne daß der Fuß des Stammes beschattet ist, sind ihm nachtheilig. Wollte man ihn auf irgend eine Weise gegen beide beschützen, so muß das so geschehen, daß es ihm weder an Luft noch Sonne fehle. In dumpfen, sehr feuchten Plätzen, in einem Boden, der zu leicht trocknet, wieder in anderm, welcher zu kräftig oder zu häufigem Regen ausgesetzt ist, wird seine Frucht immer sehr unvollkommen bleiben."

Es ist hiernach, wie schon im VI. Capitel gesagt worden, die Colonie nicht zum Kaffeebau geeignet, besonders weil bis jetzt noch eine übergroße Feuchtigkeit vorherrscht und die Erndte außerdem sehr



Baiacu.

Noador *auch* Morcego do mar

(*Meerfledermaus.*)

Bananeiro.

langsam vor sich gehen und auf die Dauer von 3 — 4 Monaten vertheilen wird. Der Boden dürfte der Pflanze wohl zusagen.

Wohl von sämmtlichen Colonisten ist etwas Kaffee zum eigenen Wirthschaftsgebrauch gepflanzt worden und zwar zu sehr verschiedener Zeit und in sehr verschiedenen Boden. Fast überall ist er recht kräftig ausgeschossen, doch war wiederholt ein Wechsel der Farbe der Blätter zu bemerken, die von dem dunkeln kräftigen Grün an heißen trocknen Sommertagen in ein Gelbgrün übergingen, doch nach einigen Regentagen wieder die frühere Farbe annahmen.

Von den verschiedenen Arten der Anlage von Kaffeepflanzungen kam nur die durch Verpflanzung gekappter junger Kaffeebäume, wie sie von den Brasilianern in der Colonie zum Kauf ausgeboten wurden, in Anwendung. Da diese Bäumchen im Schatten aufgewachsen sind, so hängt damit wahrscheinlich die bemerkte Empfindlichkeit gegen Einwirkung der Witterung zusammen.

Die Anlegung einer wirklichen Plantage hat noch Niemand in der Colonie begonnen, obgleich Herr Guigner *) eine Anzahl Schweizerfamilien zu diesem Zweck hat kommen lassen. Die männlichen Mitglieder derselben sollten alljährlich 300 Kaffeebäume pflanzen, die Hr. G. nach dem 1sten Jahre liefern sollte, was jedoch bis jetzt nur theilweise geschehen ist, da außer den Colonisten Haas und Sauerbeck die übrigen lieber keine Kaffeepflanzen haben wollten.

Daß übrigens ein recht wohlschmeckender Kaffee bei Francisco gezogen werden kann, davon kann sich Jedermann bei Herrn Ledoux, frühern Mitgliede der französischen Colonie, vis à vis Francisco, überzeugen. Die Colonisten werden wohlthun, sich dort über die Behandlung des Kaffee zu belehren, da sich überhaupt Kaffeepflanzungen wohl in der Nähe von Santos, nicht aber von Francisco, wie der Bericht besagt, befinden. So viel mir bekannt geworden, läßt Herr Ledoux die Bohnen in der Hülse, die erst kurz vor dem Ge-

---

*) Herr Guigner, als Hamb. General-Consul und Chef des Hauses Schröder u. Comp. in Rio, besaß in der Nähe dieses Ortes bis zum Jahre 1849 eine große Kaffeeplantage, in der ein ganz vorzüglicher Kaffee producirt wurde. Er verkaufte dieselbe bei seiner Rückkehr nach Europa und hat das neue Unternehmen wohl mehr im Interesse der Colonie, als Bevollmächtigter des Vereins unternommen, als mit ernstlichen Absichten und Hoffnungen auf eine neue Plantage.

brauch jener, entfernt wird. Im Allgemeinen besteht die Behandlung des Kaffees darin, daß die reifen, hochroth gewordenen Kirschen gesammelt und auf Trockenbeeten, Brettern, Strohmatten oder am besten auf Flächen von Backsteinen an der Sonne getrocknet und nach dem Trocknen, auf Stampf- oder Quetschmühlen, oder auch in bloßen Holzmörsern von der trocknen Hülse befreit und dann sortirt werden.

Zuckerrohr.

Man hat eine größere und kleinere Sorte: Canna de Cayenne und Canna da terra (auch pequena oder miuda genannt). Die erstere ist ergiebiger, die andere von besserer Qualität. Das Pflanzen desselben geschieht im Januar, Februar, März, oder von Mitte Juli bis Mitte September, in mindestens 3 bis 4 Fuß von einander entfernten Gruben, in welche spannenlange Stücke Zuckerrohr mit einigen Triebaugen schräg gelegt und leicht mit Erde beworfen werden. Nach einer oder einigen Wochen zeigen sich die jungen Pflanzen, welche behäufelt werden. Nach 9 Monaten pflegt die Blüthe einzutreten, nach 12 die Reife des Rohrs. Es wird alsdann dicht am Boden abgehauen, von den Blättern befreit und innerhalb 24 Stunden zur Quetschmühle gebracht. Das zurückbleibende Stroh wird verbrannt und wieder Bohnen und Mais in das so gedüngte Land gepflanzt. Man hat von einer Pflanzung 2 bis 3 Erndten, je nach der Beschaffenheit des Bodens.

Die Zuckermühle, Engenho da Canna, wird entweder durch ein Wasserrad von Außen in Bewegung gesetzt oder von Ochsen bewegt. Sie besteht im Wesentlichsten aus 3 hölzernen, besser aber eisernen Walzen, die bei einer Wassermühle liegend, bei einer Ochsenmühle stehend angebracht sind. Die mittelste wird in Bewegung gesetzt und treibt die beiden andern Walzen durch ihre eingreifenden Zähne, die eine nach rechts, die andere nach links. Das Zuckerrohr wird auf der einen Seite zwischen die Walzen gesteckt und beim Durchgehen von einem 2ten Arbeiter ergriffen, zusammengebogen und zwischen die andern beiden Walzen vollends ausgepreßt. Der ausgepreßte Saft fließt in den unter den Walzen befindlichen Trog und wird von dort aus in den Siedekessel zur Zuckerbereitung oder in den Maischbottig zur Brandtweinbereitung geleitet.

Der Bau des Zuckerrohrs wird für die ersprießlichste Cultur gehalten, da sie wenig Arbeit erfordert und schon nach 12 Monaten eine einträgliche Erndte giebt. Auch gestattet sie eine Nebennutzung des Landes, indem man zwischen dem Rohr: Bohnen, Mais, selbst Kartoffeln pflanzen kann. Sie erfordert aber ein größeres Capital, wenn man mit derselben eine Zuckerfabrication verbinden will, ein kleineres, wenn man sich nur auf die Brandtweinsbrennerei legen will.

In der Colonie sind mehre kleine Versuche mit dem Bau von Zuckerrohr gemacht, die sehr gut ausfallen wollten. Die Zeit der Reife, war bei meinem Abgange von der Colonie noch nicht da. Eine Zuckerpflanzung wird aber von Herrn Poschaan zu Wege gebracht, dem auch die Mittel zu Gebote stehen eine Zuckerfabrication damit zu verbinden. Im Sommer 1852 hatte dieselbe schon eine Ausdehnung von circa 20 Morgen. Die Beschaffung der Pflanzstücke ist in der Colonie mit einiger Schwierigkeit verbunden und man sah sich genöthigt schon im November das im Februar zu pflanzende Rohr zu beschaffen, wobei Hr. P. einige Hundert Mil. einbüßte, indem das eingeschlagene Rohr verfault und verdorben war, während einem andern Colonisten das bereits hochgeschossene Rohr von den Ochsen und Pferden abgefressen wnrde.

Der Baumwollenstrauch.

Diese Pflanze wird in trocknem, sandigem Boden aus dem Samen gezogen, welcher mit 6′ Fuß Abstand leicht gelegt wird. Nach 6 Monaten setzt die Staude schöne schwefelgelbe Blüthen an, denen eine Kapsel folgt, welche bald aufspringt und die reife Wolle (Algodão) in Büscheln hervorgedrängt. Jeder Büschel enthält etwa 10 schwarze glatte Samenkörner, wie kleine Erbsen. Diese Samenkörner auszumachen bedient man sich einer kleinen Maschine, Engenho d'Algodão, die aus 2 Walzen von etwa 1 Zoll Dicke bestehen. Sie sind von hartem geglättetem Holze und schließen fast dicht an einander. Setzt man nun die Walzen mittelst einer Curbel in Bewegung, so wird die angehaltene Baumwolle hindurchgezogen, während die harten glatten Körner herausgedrängt werden und zu Boden fallen. Die Körner dienen als Viehfutter oder zur neuen Aussaat, da die Pflanze nur 4 Jahre hindurch 2 ergiebige Erndten (6 Pflanzen 1 ℔) liefert

und nachdem wieder von neuem gezogen werden muß. Nächstdem wird die gewonnene Baumwolle mit 2 Stöcken auf Kissen leicht geschlagen und in die Form unserer Wattenblätter gbracht.

In der Colonie ist bis jetzt noch keine Anpflanzung gemacht worden, außer den einzigen Güntherschen Pflanzen; die aber auch verkommen sind.

In Saõ Francisco wird das Pfund Wolle mit den schweren Samenkörnern mit 80 Rs. (2 Sgr.) bezahlt.

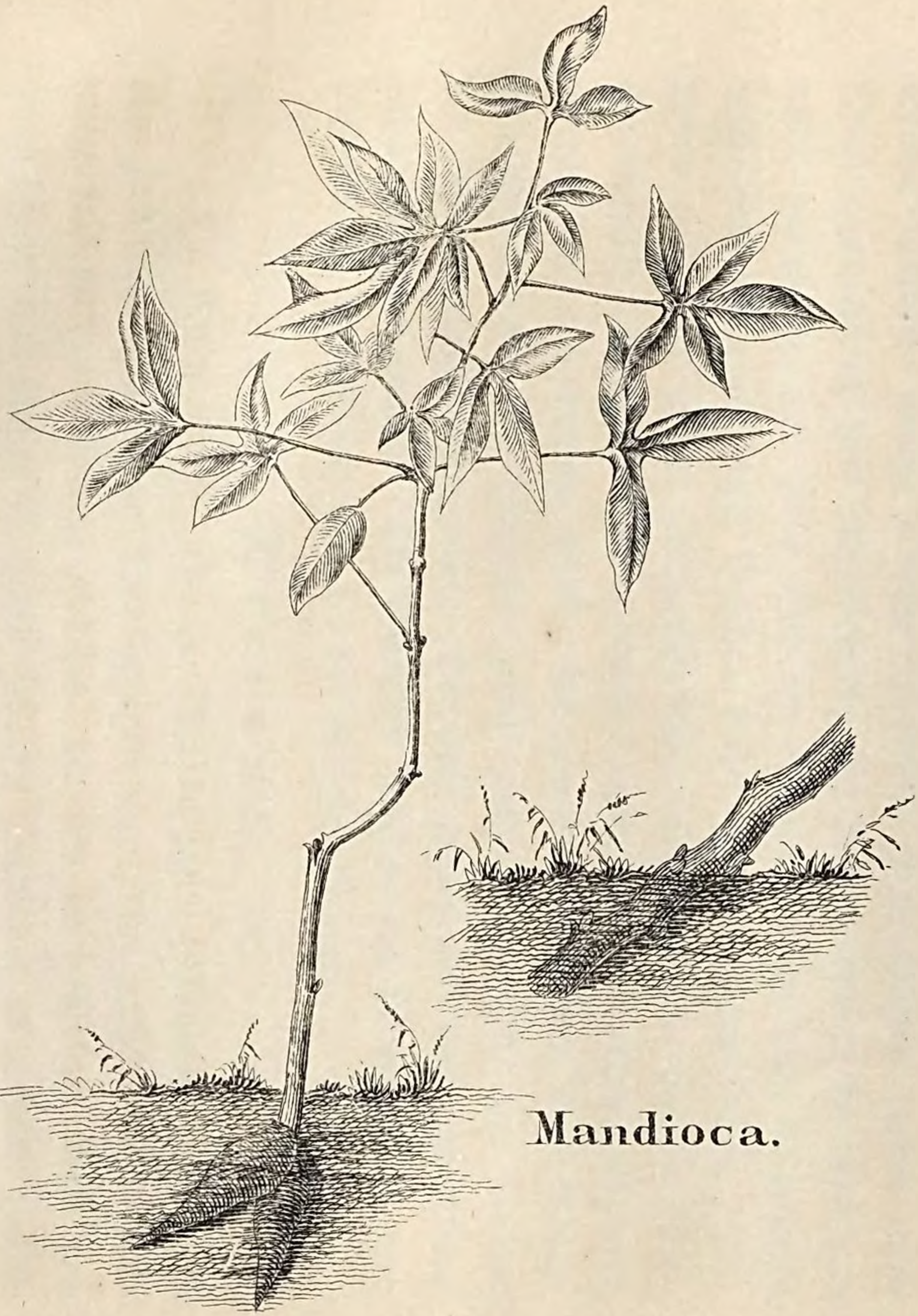
Reis.

Der Reis (Arroz) wird wie Bohnen oder Mais, vom September bis Anfang December in 1½ Fuß von einander entfernten Löchern, in welche 5 bis 6 Reiskörner geworfen und leicht bedeckt werden, gesät. In nassen und tiefen Stellen ist die Cultur einer Gattung Reis besonders ergiebig und braucht an solchen Orten der Saine nur ausgestreut zu werden, während der sogenannte Bergreis immer in flache Löcher gelegt werden muß, dafür aber auch etwas weniger Mühe bei der Erndte macht. Nach 4 Monaten werden Halm und Aehre gelb und zur Erndte reif. Die Halme werden abgeschnitten und geben nach 4 — 5 Monaten eine zweite Erndte.

Die Aehren werden ausgedroschen und die gewonnenen Körner nach der Reismühle (Engenho d'Arroz) gebracht, die entweder eine, durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzte Stampfmühle ist, oder, von der in der Zeichnung dargestellten Construction, durch Ochsen getrieben wird. Diese bestehen aus 2 concentrischen Rädern, von denen das äußere die 8 mit Eisen beschlagenen Stampfhölzer trägt, während auf dem inneren 5 schiefe Ebenen befestigt sind, welche die Stampfen, an den, an denselben befestigten Rollen heben und in die in der Erde befestigten Tröge, in welchen der Reis sich befindet, fallen lassen.

Die Construction scheint nicht vorzüglich zu sein, da die Maschine ziemlich viel Kraft erfordert und dennoch täglich nicht mehr als 8 Alqueiren Reiskörner verarbeitet, von dem der Producent 4 Alqueiren gereinigten Reis erhält.

In der Colonie ist noch keine solche Maschine aufgestellt, obgleich schon mehre kleine Reiserndten gemacht sind, die den



Mandioca.



Mamona branca

(Rhicinusstaude.)

Beweis liefern, daß der ganz vorzügliche brasilianische Reis auch auf dem Colonielande recht gut gedeiht und reichliche Erndte giebt. Auch ist der Absatz sehr leicht, da die Erndte des Herrn Aubé z. B. in der Colonie selbst sofort, roh an einen der Kaufleute in Franzisca verkauft wurde. Daher muß es als ein bedeutender Irrthum bezeichnet werden, wenn es im officiellen Bericht des Jornal do Commercio de Rio heißt: „die Reiserndte sei ganz verunglückt," während sie als die bisher allein befriedigende gelten kann.

Taback.

Der Taback (Tabacco) gedeiht besonders in neuem kräftigen Boden aus einer Mischung von Thon und Sand. Er wird sehr dünn in aufgelockerter Erde gesäet und nach dem Ansetzen des 5ten oder 6ten Blattes mit 3 Fuß Abstand verpflanzt. Nach 2 Monaten geköpft, so daß nur etwa 10 Blätter bleiben, die geerndtet werden, wenn sie gegen die Sonne gehalten, gelbe ölige Flecke zeigen.

Es ist viel Taback in kleinen Quantitäten von den Colonisten gepflanzt worden, doch ist nirgends die Pflege auf die Pflanzen verwendet worden, welche dieselbe erfordert. Die Blätter waren meist klein, unansehnlich und durchlöchert; für den Handel daher noch gar nicht brauchbar und selbst für den eigenen Bedarf nicht besonders, weil man sie nicht durch Brühen besser zu präpariren suchte. Indessen sind jetzt mehre Sachverständige eingewandert, welche diesen Culturzweig hoffentlich bald in den Schwung bringen werden. Cigarren werden bereits mehrfach, jedoch aus von Rio bezogenen Tabacksblättern angefertigt. Am Itajahy haben mehre Colonisten der Cultur der Tabackspflanze eine größere Sorgfalt zugewendet und sehr erfreuliche Erndten gemacht. Die Pflanzen wurden bis 12 Fuß hoch und lieferten ca. 30 Blätter von 18 bis 30 Zoll Länge.

Ricinus.

Die Ricinusstaude oder der Wunderbaum (Mamona) wird aus dem bohnenartigen Samenkerne gezogen und trägt nach 5 bis 6 Monaten dreitheilige stachelige Früchte, die sich bei gehöriger Reife von selbst öffnen und mehre blaugrau gefleckte Oelkörner auswerfen, welche an schattigen Orten getrocknet, von den Hülsen befreit und wie andere Oelfrüchte behandelt werden.

Die schönen langgestielten Blätter bilden zu Anfang fünfzackige Sterne, die aber siebenzackig werden, wenn sie ausgewachsen sind. Die Blüthe ist gelb mit rothen Staubfäden und die Dauer der Staude 2 bis 3 Jahre.

In der Colonie sind kleine Anpflanzungen gemacht und es ist wünschenswerth, daß diese ausgedehnt werden, um Brennmaterial für die Lampe zu gewinnen, da man sich bis jetzt meist eines stinkenden Thrans bedient, der die Flasche mit 24 Vintens (= 12 Sgr. oder 1 ℔) bezahlt wird.

Ein großer Handelsartikel wird der Ricinus für die Colonie schwerlich werden, weil die Erndte durch ihre lange Dauer zu zeitraubend, also zu kostspielig wird. *)

Indigo, Vanille, der schönblühende **Cardamom, Ingber** u. drgl. m. können recht gut in der Colonie gezogen werden, doch sind damit bis jetzt noch keine Versuche gemacht worden.

Unter den Wurzel- und Gemüsegewächsen steht oben an:

Die Mandiocca.

Dies Staudengewächs wird aus Stecklingen gezogen, die mit einigen Augen versehen, auf einen Abstand von 2 Fuß schräg in die

---

*) Ich muß bedauern, daß meine Ansicht so sehr von der, in der No. 3 der „Mittheilungen, betreffend die deutsche Colonie Dona Francisca" ausgesprochenen abweicht. Sie lautet:

„Könnten Sie mir eine recht geeignete Oelpresse schicken! Ricin muß uns noch einmal viel Geld einbringen. Der Brasilianer rechnet von einer Staude ½ Alqueira Samen, woraus er 8 Flaschen kocht; die Flasche wird zu 16 Vintens verkauft; auf 1 Morgen können aber 500 Stauden stehen, so daß also nach dieser Rechnung 4000 mal 16 Vintens pr. Morgen Ertrag erzielt werden könnte, d. h. ca. 1000 ℔ Pr. Crt., was mir noch unglaublich erscheint, und will ich gern mit ¼ dieser Summe zufrieden sein. — Die Erndte findet nicht einmal statt, sondern dauert, vom sechsten Monat an, das ganze Jahr hindurch."

Wenn ungebildete Brasilianer rechnen könnten, würden sie überhaupt solchen Unsinn nicht zusammen calculiren, aber ich halte die Verbreitung desselben durch Blätter, die der Belehrung gewidmet sind, für unerlaubt. Ich will keine Resultate herausrechnen nach den Beispielen, welche meinem Gedächtniß vorschweben, aber es soll mich freuen, wenn später der Beweis geliefert werden könnte, daß ich irre, wenn ich behaupte: es hat mindestens eine 20fache Ueberschätzung stattgefunden.

Erde gelegt werden. Sie treiben in kurzer Zeit Blätter und Stämmchen, die nach Verlauf eines Jahres etwa, einige Zoll über der Erde gekappt werden. Die reife Wurzel, welche in gutem Boden die Dicke einer Runkelrübe erreicht, kann noch Monate lang in der Erde bleiben, wohingegen sie an der Luft in einigen Tagen fault.

Die bei leichtem Regen ausgezogene Wurzel wird abgeschabt, gewaschen und auf das Reibeisen gebracht, das durch Wasser-, Thier- oder Menschenkraft in Bewegung gesetzt wird. Die zerriebene Wurzel wird sodann ausgepreßt und in Kupferpfannen unter fortwährendem Umrühren getrocknet, bis man den Geruch heißen Brodes wahrnimmt.

Das so gewonnene Product ist das Hauptnahrungsmittel der Brasilianer, mit dem unter dem Namen „Faringha de Mandiocca" großer Handel getrieben wird. Es ist deshalb befremdend, daß ein ganzes Jahr lang nicht ein Stämmchen in der Colonie zu finden war und jetzt erst der erste Versuch von einem später angekommenen Colonisten gemacht wurde. *)

Eine Abart der gewöhnlichen Mandiocca ist die Mandiocca doce, auch Aypim genannt. Sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen dadurch, daß sie ohne ausgepreßt zu werden, nur geschabt und in Wasser gekocht gegessen werden kann, wo sie einer recht schönen und mehligen Kartoffel ähnlich schmeckt. Die gewöhnliche Mandiocca kann so nicht gegessen werden, weil der zum ersten Male ausgepreßte Saft giftig ist. Macht man jedoch nach dem Auspressen einen Was-

---

*) Herr Pabst berichtet:

„Es wird von Vielen bezweifelt, daß die Mandiocca eine einträgliche Pflanze für den Ansiedler sei; ich möchte sie aber doch mit wenigen Ausnahmen einem Jeden anempfehlen, denn obgleich die Pflanze 1—2 Jahre zu ihrer Wurzelausbildung nöthig hat, und obgleich die Fabrikation des Mehles daraus viele Arbeit erfordert, dagegen die Preise desselben sehr schwankend sind, so ist doch die Cultur dieser Pflanze vortheilhaft, ganz besonders für den Landmann, dessen Arbeitskräfte und Hülfe nur aus seinen Kindern besteht. Es liegt aber im Grundgesetze unserer Landwirthschaft, alles das zu produciren, was das Land und seine Arbeitskräfte hervorbringen können und was im Haushalte nöthig ist. Das Mehl vertritt die Stelle des Brodes, außerdem ist dieses sowohl, wie die Wurzel, ein vortreffliches Viehfutter."

seraufguß, so kann man durch nochmaliges Pressen aus dem ablaufenden Saft den sogenannten „weißen Sago" (Tapioca) gewinnen und die unter der Presse zurückgebliebenen Fasern nochmals rösten und als Faringha de pao zu Viehfutter verwenden.

Mais.

Der Mais, auch türkischer Waizen, Welschkorn (Milho) genannt, wird mit 2 Fuß Abstand, 2 Körner in jedem Loch, im September gesäet. Nach 5 bis 6 Monaten liefert jede Pflanze eine Erndte von 2 bis 3 Maiskolben. Man kann im Mai nochmals säen, doch fällt die Erndte von dieser Aussaat ungünstiger aus.

In der Colonie wurden kleine Aussaaten in der minder günstigen Zeit gemacht und viele taube Kolben hervorgebracht. Das in den Handel gebrachte, sehr schön aussehende, aber etwas bitterlich schmeckende Maismehl (Tuba) wurde mehrfach mit Waizenmehl vermischt zum Brodbacken verwendet, auch wohl zu Suppen. Es ist sehr schwer, dasselbe längere Zeit aufzubewahren und gegen die Würmer zu schützen.

Batata.

Die brasilianische Kartoffel (Batata) wurde mehrfach nach der Colonie zum Verkauf gebracht, ohne in derselben angepflanzt zu werden. Sie wird wie die europäische Kartoffel gepflanzt und geerndtet, sobald das Kraut, welches an der Oberfläche fortwuchert, in Blüthe tritt. Die Knollenfrucht, welche sich an den Gelenken der Pflanze ansetzt, ist mehr rübenartig, als der europäischen Kartoffel ähnlich und schmeckt durchaus wie unsere erfrorenen Kartoffeln.

Cara.

Die Cara ist der Batata sehr ähnlich, rankt gern an Stangen in die Höhe und setzt an den Gelenken der Blätter dreikantige Früchte an, die jedoch nicht den süßlichen Geschmack der Batata haben.

Bohnen.

Obgleich die gewöhnlichen weißen Bohnen in der Colonie sehr gut gedeihen, besonders wenn man sie als grünes Gemüse verwenden will, so verdient doch besonders die brasilianische schwarze Bohne (feijaõ preta) gepflanzt werden, da sie der Gesundheit zuträglicher

ist, als die europäische, und selbst als eine andere brasilianische Gattung: die feijaõ manteiga, (Butterbohne). Sie rankt nicht, wird im September gepflanzt und in drei Monaten geerndtet. Sie ist mit faringha de mandiocca gemengt, besonders wohlschmeckend.

Außer den genannten Früchten werden verschiedene Kürbisse (bobra od. pobra), Wassermelonen (melancias), Erdnüsse (Mundubi), welche gedörrt und mit Zucker überzogen, ein beliebtes Naschwerk sind, so wie das Knollengewächs Inhame, auch Maranga genannt, dessen große herzförmige Blätter ein, dem Spinat ähnliches Gemüse geben; Guando, eine Art Schotenfrucht, Liebesapfel, Arraruba u. dgl. m. in der Umgegend gebaut und sind hier und da von Colonisten gepflanzt worden.

Von den europäischen Gemüsen wollten die weißen Bohnen am besten gedeihen, während aus Erbsen und Linsen Nichts wurde. Außer einigen gut ausgefallenen Versuchen mit Wasserrüben, wollten die Wurzelgewächse: gelbe und weiße Rüben, Wurzelsellerie nicht gedeihen; Krautsellerie und Petersilie dagegen sehr gut. Gurken lieferten ausgezeichnete Erndten, so wie auch Rettig und Radies. — Ausgedehntere Anpflanzungen wurden nicht gemacht außer mit

Kartoffeln.

Der Deutsche ist zu sehr daran gewöhnt, Kartoffeln auf seinem Tisch zu sehen, so daß dieselben bisher sehr von den Colonisten entbehrt wurden. Zwar beschaffte die Direction im verflossenen Jahre Aussaat, aber viele Colonisten zogen es vor, eine kleine sichere Erndte zu haben, als eine große unsichere, und so wanderte die theure Aussaat in den Kochtopf, statt in den noch treulosen Boden.

Eine eigentliche Erndte, von sehr geringer Qualität, wurde nur von den Norwegern auf der Ziegelei erzielt. Es zeigte sich, daß die Kartoffeln unmittelbar nach Eintritt der vollen Blüthe im dritten Monat geerndtet werden müssen, da sie sonst schnell zu faulen anfangen. Doch, wie schon früher bemerkt, sollte die Zeit von Ende Februar bis Mitte März nur allein zum Setzen der Kartoffeln geeignet sein. Die Direction hatte nicht Lust, nochmals die Kochtöpfe der saumseligen Colonisten zu füllen und ihre Schulden dadurch zu vermehren, und so übernahm es Herr Poschaan, für sich und andere Co-

lonisten eine größere Quantität Saatkartoffeln von Sta Catharina herbeizuschaffen, die aber, an und für sich von gemischter Qualität, zum großen Theil verfault in der Colonie ankamen. Trotzdem der Sack zu 1½ Mil. angekauft war, mußte Herr P., um andere Verlüste zu decken, den Sack zu 4 Mil. verkaufen. Die Aussaat war nicht tadellos, daher ist abermals kein bestimmtes Resultat zu erzielen gewesen. Eine kleinere Menge Saatkartoffeln war durch Kaufleute aus Saõ Francisco vom Itajahy bezogen, doch waren diese noch mehr dem Verfaulen ausgesetzt.

Da ich bei Beginn der Erndte schon die Colonie verlassen habe, so fehlen mir bestimmte Nachrichten über den Ausfall derselben;*) doch glaube ich kaum, daß das beste zu erwartende Resultat es gerechtfertigt finden lassen würde, mehr, als zum eigenen Bedarf nöthig ist, an Kartoffeln zu bauen.

An Fruchtbäumen hat die Colonie noch nicht gar Viel aufzuweisen.

Weech hat in seinem mehr erwähnten Werke vorzüglich hingewiesen auf den

Brodfruchtbaum.

„Dieser herrliche Baum (Jaca) trägt das ganze Jahr Früchte von der Größe einer Melone. Diejenigen, welche man rösten will, muß man unreif abnehmen. Man hat berechnet, daß 3 solcher Bäume den Unterhalt eines Menschen, 10 den einer Familie sichern.“ In Rio de Janeiro ist derselbe außer im botanischen Garten mehrfach angepflanzt, ohne daß man indessen dort großen Werth auf denselben legt. Dessen ungeachtet habe ich die Veranlassung genommen, einige Exemplare für die Colonie zu erbitten, da in derselben Manches doch Werth hat, was in Rio über die Schulter angesehen wird. Bis der Werth des Brodfruchtbaumes sich noch bestimmter herausstellt, müssen wir den ersten Platz einräumen der

Banane.

Diese baumartige Pflanze ist wohl von Niemand noch beschrieben worden, ohne dabei des gütigen Schöpfers, für sein so nützliches und

---

*) Der mir später in Rechnung gestellte Betrag meiner Erndte war fast gleich Null.

imposant schönes Geschenk dankend zu gedenken, und schwerlich haben Länder anderer Zonen etwas Aehnliches aufzuweisen, das geeignet wäre, Einwanderern als Ersatz für dies Himmelsgeschenk zu dienen. Die Anpflanzung der Banane geschieht durch Wurzelausschößlinge, welche $1\frac{1}{2}$ Fuß von der Erde gekappt und verpflanzt werden. Nach 6 bis 9 Monaten treibt ein Stiel hervor, an den sich in Traubenform 50 bis 100 gurkenartig geformte Früchte ansetzen, welche in 3 bis 4 Monaten zur Reife gelangen. Noch vor derselben wird die ganze Traube abgehauen und in den Schatten gehängt, wo die Früchte schnell nachreifen, dann aber auch bald in Fäulniß übergehen. Die Frucht enthält weder Kern, noch sonst etwas Ungenießbares, hat einen birnenartigen Geschmack und läßt sich in allen möglichen Weisen: roh, gekocht, gedörrt, gebacken und gebraten genießen. Doch eignen sich einzelne der verschiedenen Arten mehr für diesen, andere mehr für jenen Gebrauch.

Die verschiedenen mir bekannt gewordenen Arten sind:

1) **Banana de Saõ Tomé.** Die 8 bis 9 Zoll langen Früchte sind besonders zum Kochen geeignet. Sie pflegen an der Spitze grün zu bleiben beim Reifen der Traube.
2) **Banana da Terra.** Die Früchte sind 8 bis 10 Zoll lang und meist scharfkantig. Zum Kochen geeignet.
3) **Banana Roxa** mit rothen oft sehr aromatischen Früchten.
4) **Banana da Austria.** Blaßgelbe fein gesprenkelte Früchte.
5) **Banana Falta velhaco,** auch **Frutta velhaco** genannt, hat nur kleine Trauben von 3 — 4 Früchten.
6) **Banana Nanica** wird nur 4 bis 5 Fuß hoch und reicht die Traube (cacho) bis zur Erde.
7) **Banana Macaõ** mit sehr kurzen gelben Früchten.
8) **Banana de Prata** mit sehr süßen und weißen Früchten.

Sobald die Frucht zur Reife gekommen, stirbt der Stamm ab und wird durch mehre neue Ausschößlinge ersetzt. Die Pflanze erreicht oft eine Höhe von über 25 Fuß und die Blätter eine Länge von 12 bis 15 Fuß, bei einer Breite von über 3 Fuß.*) Das Herz des abgehauenen Stammes kann als Viehfutter gleich den Blättern, der Bast als Bindematerial, der Abfall als Dünger benutzt werden.

*) Ein Blatt von 12 Fuß Länge und 3 Fuß 1 Zoll Breite habe ich mit nach Europa gebracht.

Es ist wohl kein Coloniſt, der nicht wenigſtens einige Bananen angepflanzt hat, die denn ohne alle weitere Pflege gedeihen.*)

Von den in Europa cultivirten Obſtbäumen kommen wohl nur die ſüdländiſchen fort. In der Colonie ſind nur Orangenbäume angepflanzt worden und einige Pfirſichbäume. Von erſteren giebt es in Braſilien unzählig viele Sorten. Die letztern werden etwas ſüdlicher bei Buenos-Ayres und Montevideo viel gezogen und die Früchte getrocknet verſendet.

Von den ſonſt in Braſilien vorkommenden Obſtbäumen ſind wohl noch wenige in der Colonie gepflanzt, doch ſind in Saõ Francisco und Umgegend Exemplare von den meiſten zu finden.

Orangen kommen nicht allein in einer ganz außerordentlichen Mannigfaltigkeit vor, ſondern ſind dieſelben auch auf jedem Grundbeſitz der Braſilianer in ſolcher Menge angepflanzt, daß der größte Theil der Früchte am Baume oder auf dem Erdboden nutzlos verfault, obgleich ſie in mancherlei Weiſe zu Eſſig, Branntwein, Limonaden, Viehfutter ꝛc. zu verwenden wären.

Manga.

Dieſer an äußerer Schönheit, Form und Größe mit unſern Linden rivaliſirende Fruchtbaum wird oft mehr ſeiner Schönheit, als der Früchte wegen gepflanzt, die zwar ſüß ſind, aber einen etwas terpentinartigen Geſchmack haben. Der Kern der Frucht iſt mit dichten Faſern pelzartig umgeben. Die Blätter ſind den Pfirſichblättern ähnlich, aber 9 bis 10 Zoll lang.

Atta.

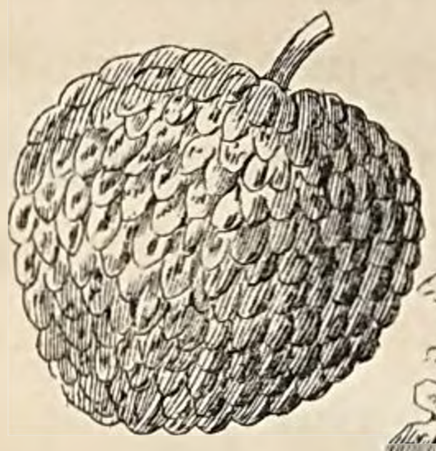
Die Atta wird oft mit der Pincha oder Frutta do Conde verwechſelt und unterſcheidet ſich wenig von derſelben. Die unſcheinbare Frucht wird leicht überreif und fällt dann ab, weshalb ſie bei Zeiten geerndtet werden muß. Der Geſchmack derſelben iſt ein äußerſt feiner, doch bilden die vielen Samenkörner den meiſten Inhalt derſelben und der, dieſelben umgebende milchartige Brei muß mit Theelöffeln genoſſen werden. Die Frucht hält 4 bis 5 Zoll im Durchmeſſer, die Blätter ſind etwa 5 Zoll lang.

---

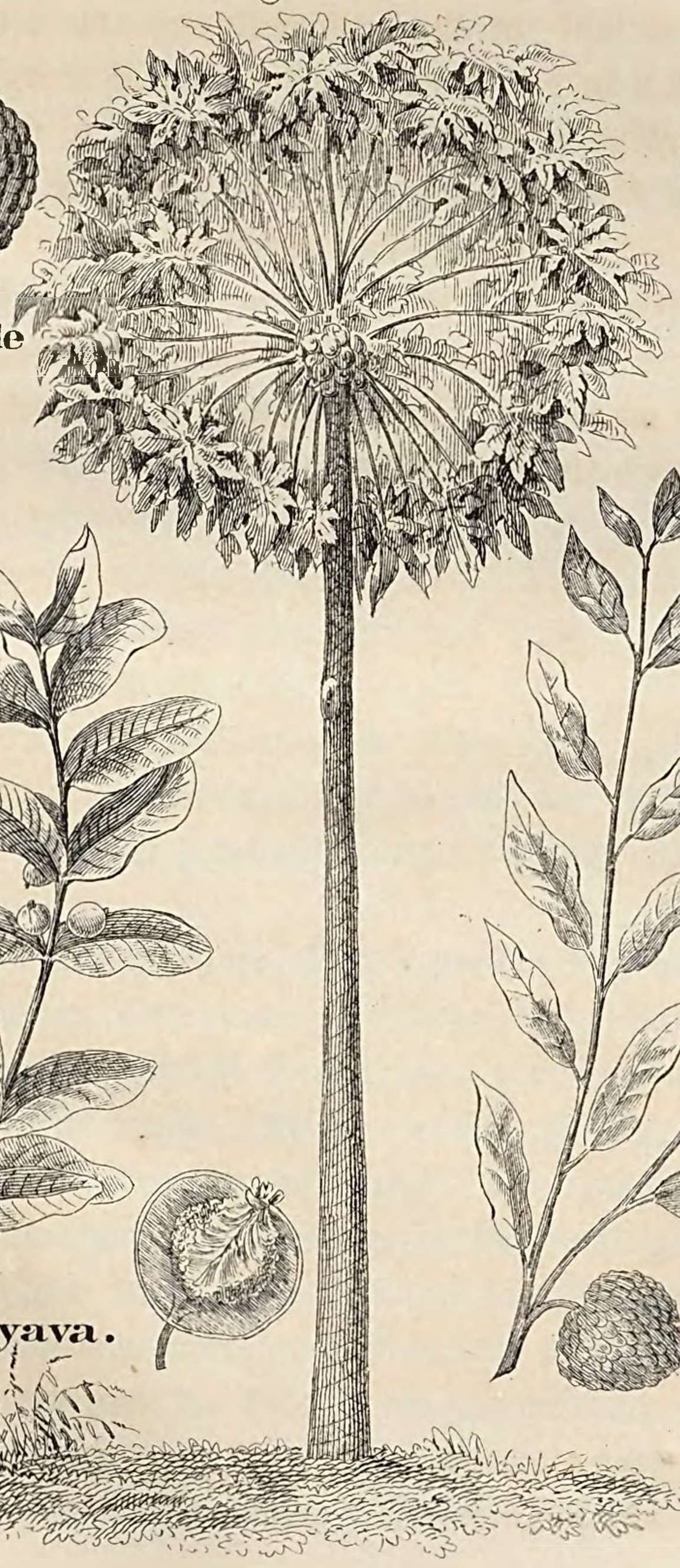
*) Von meinen im October 1851 gepflanzten Bananen wurde die erſte Frucht Ende December 1852 geerndtet.



Fliegefisch.



Frutta do Conde
oder
Grafenfrucht.





Grafenfrucht.
(Durchschnitt.)



Guayava.



Atta.

Mama'o

Guyaba.

Die Guyaba mit einem zimtfarbenen glatten Stamm und 4 bis 5 Zoll langen Blättern, trägt gelbe apfelförmige Früchte, die innen ein rosenrothes, etwas widerlich riechendes Saftfleisch haben, und mit einer Unmasse von kleinen gelblichen, dem Coriander ähnlichen Körnern gefüllt sind. Sie werden viel zu einer Art Marmelade verarbeitet und sonst als Obst oder Viehfutter verwendet.

Cajú.

Der Cajú mit sehr fleischigen blanken Blättern und birnenartigen rothwangigen Früchten, welche weder Herz noch Kern enthalten. Vielmehr befindet sich außerhalb der Frucht eine Samenkapsel mit einigen Kernen. Sie wird viel zu Confitüren verarbeitet.

Mamaõ.

Der Mamaõ liefert melonenartige Früchte, die innen viele kaviarartige Körner enthalten, welche, nüchtern genossen, als Wurmmittel dienen. Der Baum wächst sehr schnell und ist seines wunderschön geformten Blattes und seiner schönen natürlichen Krone wegen als Zierbaum zu verwenden, doch müssen dann bei Zeiten alle Nebenwüchse ausgebrochen werden, damit nur 1 Stamm zurückbleibt, die Blattstiele haben eine Länge von über drei Fuß, die Blätter einen Durchmesser von 18 bis 20 Zoll.

Wildwachsend findet man die Maracujá, wohlschmeckende Frucht der in Europa bekannten Passionsblume, so wie neben der, in der Colonie sehr gut gedeihenden edlen Ananas die wilde sogenannte weiße Ananas.

Außer den genannten bei Saõ Francisco vorkommenden Obstbäumen und Früchten, findet man, von Weech, Blumenau und Anderen verzeichnet: Abacala, köstliche Frucht, aus der man mit Wein und Limonensaft eine Art Rahm bereitet; indische Feigen, Tamarinden, die kühlende Frucht des Granatbaums, der nach Rosen duftende Jambo, die pflaumenartige Cambura, die kirschenartige Grumijama.

Wildwachsend findet man die säuerliche Pitanga, Sabuticaba und Guabiroba mit myrtenartigen Gesträuchen; die Araca; die duftende Cidra zu Confitüren und die Pflanze als Heckenstrauch anwendbar.

Außerdem muß noch der Issara gedacht werden, eine in der Colonie sehr häufig vorkommende Palmenart, welche oberhalb des

Stammes und unterhalb der Blattkrone in einem, aus vielen Hülsen bestehenden, grünen Schaft, ein nußartig schmeckendes, feines, weißes Mark enthält, das unter dem Namen Palmenkohl (palmitto) sehr bekannt ist und ein vortreffliches Gemüse abgiebt, auch als Salat recht wohlschmeckend ist. Man kann es natürlich nicht anders gewinnen, als daß man die junge Palme fällt, was aber schon mittelst eines guten Hirschfängers, mit geringer Mühe geschehen kann.

Für Viehzucht ist die Colonie aus dem einfachen Grunde nicht geeignet, weil keine natürlichen Weiden in derselben existiren. Die Herstellung künstlicher Weiden ist aber ein kostspieliges zeitraubendes Unternehmen mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Könnte man das Gras wie in Europa säen, so wäre das Geschäft einer künstlichen Weideanlage sehr erleichtert, so aber muß es durch Ableger verpflanzt werden. Zwar geht das europäische Gras und auch Klee meist recht gut auf, aber es versengt bei trockener Witterung. Selbst das einheimische breitblättrige Gras (Grama) kommt nicht auf jedem Boden fort.

Die, zum Leidwesen der Bewohner von Schröders-Ort von der Direction angelegte Weide ist weder vorher, noch bei und nach der Pflanzung gründlich behandelt worden und es wäre interessant gewesen, das Gesicht eines Marschbewohners zu betrachten, wenn man einem solchen die Weideanlage nach 6- oder 8-monatlichem Bestehn gezeigt hätte. Schwerlich würde er daran gezweifelt haben, daß etwa ein Dutzend Pferde, Maulesel oder Rinder, die ihren Lebensunterhalt auf derselben suchen sollten, des Hungertodes gestorben sind, wenn es ihnen nicht mehr gelang, den, durch schwere Arbeit gesteigerten Appetit in den Gartenanlagen der Colonisten zu stillen. Es ist auf derselben nicht allein das langsam wachsende Grama gepflanzt, sondern auch der schmalblättrige Capim, welcher schneller und höher wächst und gern vom Vieh gefressen wird, aber nur bei der Stallfütterung in Anwendung kommen kann, weil er auf der Weide vom Vieh zu schnell zertreten und dadurch vernichtet wird.

Weech giebt 3 verschiedene Arten von Campim an; 1) Campim de Angola, das afrikanische Futtergras, ist dem englischen Fioringrase ähnlich, steht 6 bis 7 Fuß hoch bei einer Länge der Halme von 12 bis 15 Fuß, darf aber nicht zu lange auf dem Lande stehen bleiben,

weil ihn sonst das Vieh verschmäht. 2) Capim de colonia, mit kurzen Halmen und schmalblättrig, kann große Trockenheit nicht vertragen und setzt schnell Samen an. 3) Melado, wächst auf sandigem Boden ohne Cultur wild, wird aber nur von dem Vieh begierig gefressen, das keine bessere Nahrung kennen lernte.

Auf der Insel Saõ Francisco sind zum Theil sehr große Weideanlagen von Grama, auf welchen einige Milchkühe gehalten werden, lediglich zum Hausbedarf; denn obgleich die Butter hoch im Preise steht, so legt man sich doch nicht auf die Bereitung derselben, weil der Brasilianer selbst derselben nicht bedarf, der Absatz daher gering ist, wenn man nicht größere Quantitäten für den Handel producirt. Andererseits aber geben die brasilianischen Kühe nur sehr wenig Milch.

Es geht daher aus dem Gesagten hervor, daß eine Milch- und Molkenwirthschaft ein ganz einträgliches Geschäft sein würde, wenn man europäisches Rindvieh und gute Weiden in der Colonie hätte. Daß die Letztern nicht existiren und die Schwierigkeit, welche herzustellen zu groß ist, wurde bereits gesagt. Die Einführung europäischen Rindviehs hatte sich die Vereins-Direction im Interesse für die Colonie zur Aufgabe gestellt, ohne sich vorher davon unterrichtet zu haben, ob die Verhältnisse in derselben überhaupt und besonders jetzt schon, dies zulässig und wünschenswerth machten. Der Stier ist für 17 Mil. verkauft worden, die schöne Kuh aber crepirt, so daß die verfrühte Sorge für die Colonie zu einer Verschwendung geworden ist, welche ihr den gehofften Nutzen nicht brachte.

Was endlich Jagd und Fischerei anbelangt, so dürfen sich die ankommenden Ansiedler nicht allzugroßen Hoffnungen hingeben — wenigstens nicht für die erste Zeit.

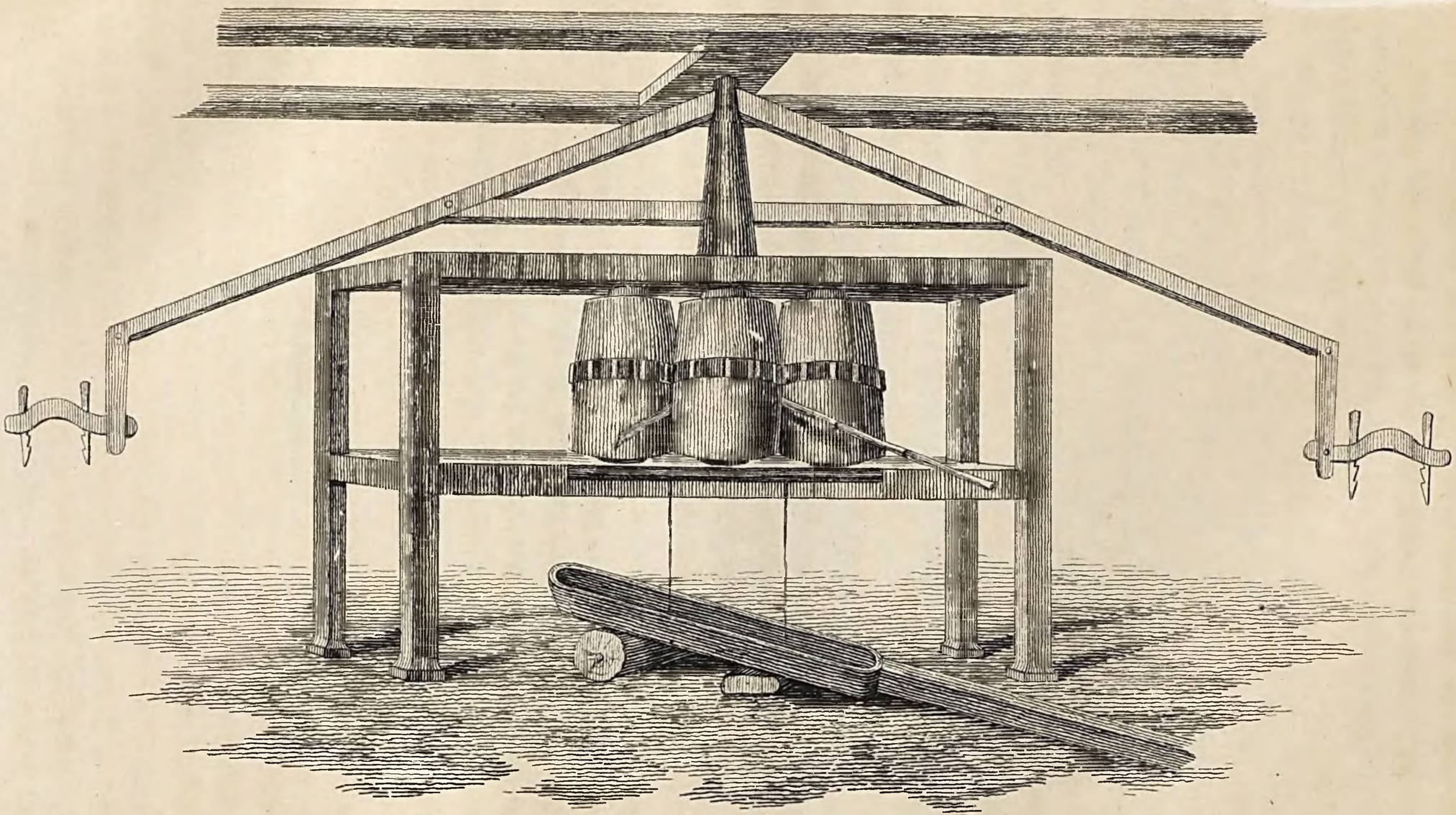
Es ist scherzhaft den Eifer zu beobachten, mit denen die Neuangekommenen sich beeilen ihre Jagdwerkzeuge in Ordnung zu bringen und sich, so vollständig wie möglich ausgerüstet, auf die Jagd begeben und desto eifriger, je weniger sie sonst wohl die Waidmannskunst übten. Die Glücklichsten bringen höchstens einen der blauen Papagayen von derselben zurück, von denen die Brasilianer sagen, sie seien ein gutes Mittel gegen Apetitlosigkeit. Das ist nun freilich die be-

schwerliche Jagd in den Urwäldern selbst und so wird denn der Zweck der Jagd durchaus verfehlt, und der Apetit befördert, statt gestillt.

Die ab und zu von den Brasilianern gebrachten oder von tiefer im Walde wohnenden Colonisten gejagten Rehe, Hühner, und drgl. zeugen nun dafür, daß der Wald dergleichen aufzuweisen hat und es ist wohl sehr erklärlich, daß das ungeheure Gekrache der an 20 — 30 Orten fallenden Urbäume, das Gepicke und Gehacke auf den verschiedenen Baustellen, das Wild nicht eben lüstern macht zum Besuchen des Colonieterrains, doch wird es sich, reichlicher gewiß als es wünschenswerth ist, einstellen, wenn erst mehr Ruhe in der weiter vorgeschrittenen Colonie herrscht und namentlich ausgedehnte Pflanzungen verlockend für dasselbe werden. Für die Richtigkeit dieser Annahme bürgen einzelne zufällige Jagdabenteuer, bei denen Rehe in unmtitelbarer Nähe der Stadthäuser aufgescheucht wurden und wo u. A. im Garten des Dr. K. ein Reh von Letzterem lebendig gefangen wurde.

Eine Art kleiner Schweine, eigentlich ein Mittelding zwischen Schwein und Ratte (Paca) wird häufig in Fallen gefangen und giebt einen wohlschmeckenden Braten. Ueberhaupt sind die vorkömmenden Wald- und Wasserthiere von äußerst feinem Geschmack.

Obgleich Fische, ein in der Colonie sehr begehrtes Nahrungsmittel sind, so sieht man doch nicht, daß sich Colonisten auf den Fischfang begeben; theils weil ihnen die nöthigen Werkzeuge fehlen, oder weil sie sich nach dem $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden entfernten See begeben müssen, wodurch das Geschäft sehr zeitraubend wird. Im See sieht man oft 10 bis 12 Canoes der mittelst Angeln fischenden Brasilianer; doch wenn man frägt, ob sie was gefangen haben, so erhält man regelmäßig ihr nada (Nichts) zur Antwort. Dessen ungeachtet mögen sie ihre Fischkörbe gefüllt haben, aber der eigene Bedarf der Brasilianer ist an Fischen zu groß, als daß sie sich gern auf einen Verkauf einlassen, weshalb auch seltener frische Fische in der Colonie zum Verkauf ausgeboten werden. Im Hafen von Saõ Francisco werden die verschiedenartigsten und wohlschmeckendsten Fluß- und Seefische mittelst Angeln oder Netze gefangen; namentlich sind mehre Gattungen der goldglänzenden Piscadas und ganz besonders der Garopa, von sehr feinem Geschmack.



Engenho da Canna *(Zuckerrohrpreſse.)*

Sehr interessant ist der allabendliche Fischfang der Franciskaner, welche mit einer Holzfackel versehen, auf den Fang von Taschenkrebsen (cammerons) ausfahren, die, dem Feuerscheine folgend, in großer Menge gefangen werden.

An den Ufern des Hafens, zwischen den mächtigen Granitblöcken, mit denen namentlich die Inseln garnirt sind, sieht man stets eine Menge lustig spielender Fische, die sich leicht mittelst einer Angel fangen lassen, jedoch weder von Menschen, noch Hausthieren genossen werden können. Die Brasilianer nennen sie Baiacu. Sie sehen oberhalb olivengrün und schön gefleckt aus und haben die Eigenthümlichkeit, daß sie den Fröschen ähnlich quaken, indem sie den schneeweißen Bauch hoch aufblasen.

Der Betrieb der Fischerei mittelst Netzen würde zwar für sachverständige Colonisten, der weiten Fahrt zum See wegen, etwas umständlich sein, aber jedenfalls einen guten Gewinn abwerfen. Das Angeln geht zu langsam und erfordert eine besondere Geschicklichkeit, da man sich keiner, der bei uns gebräuchlichen Angeln bedient, sondern einfacher Fäden mit Haken, die in fortwährender zuckender Bewegung erhalten werden, bis man fühlt, daß ein Fisch angebissen hat.

Es wäre vielleicht eine gute Speculation für einige Colonisten, diese Art des Fischfangs durch Feuerschein weiter auszubeuten, indem sie (wie es in jüngster Zeit — in Flensburg glaube ich — ausgeführt wurde) eine, mit einem Luftrohr versehene Laterne auf den Grund des Wassers im Netze niederlassen, und mit Letzterem die, durch den Lichtschein herbeigelockten Fische aus dem Wasser ziehen.

IX.

Der moralische Zustand der Colonie. Kirche und Schule. Gerichtspflege in der Colonie und zu St. Francisco. Vorfall auf der Emma Louise. Contractliche Verhältnisse in der Colonie.

Schon in der Einleitung wurde ausgesprochen, daß Genügsamkeit und Sparsamkeit, Arbeitsamkeit und Sittlichkeit die Begleiter des Colonisten, der einer glücklichen Zukunft entgegen gehen will, sein müssen. Wollen wir also den moralischen Zustand der Colonie prüfen, so muß dieser Maßstab festgehalten werden.

Es ist ein altes Sprüchwort: „jede Heerde hat ihre räudigen Schaafe" und es ist deshalb wohl wenig zu verwundern, wenn man unter den recht vielen braven Menschen der Colonie, auch recht jämmerliche Subjecte in derselben antrifft, und desto mehr, je mehr die Colonistenzahl wächst. Früher war es bei brasilianischen Colonisations-Versuchen gang und gäbe, die Zuchthäuser der Schweiz zu leeren, um die Colonien Brasiliens mit solchen Individuen zu bevölkern. Vielleicht ist es zu bedauern, daß dies nicht frei und offen allgemein, mit gewissen Beschränkungen geschieht. Es würde dadurch Europa wie Brasilien und den Verbrechern selbst ein wesentlicher Dienst erwiesen; nur müßte dann auch der ganze Zuschnitt einer solchen Colonie danach eingerichtet sein. Ein Mischen aber von rechtschaffenen Leuten und Verbrechern führt zu nichts Gutem. Die Einen fühlen sich gekränkt durch die gezwungene Gemeinschaft, die Anderen gebeugt, wenn ihnen ihre abgebüßten und vielleicht aufrichtig bereuten Vergehen gelegentlich zum Vorwurf gemacht werden.

Leider hat zum Theil, beim ersten Beginn der Colonie ein solches heimliches Mischen von rechtschaffenen und verdächtigen Personen Statt gefunden. Die Vereins-Direction wurde dabei gewissermaßen dupirt von den Schweizer Behörden, welche den betreffenden einzelnen Individuen zwar Zeugnisse ihrer Sittlichkeit ausstellten, während hinterher Nachrichten einliefen, daß man auf Diesen und Jenen ein wachsames Auge haben möchte, da der Eine wegen Straßenraub, der Andere wegen Falschmünzerei ꝛc. bestraft worden sei. Ja, man

hatte sogar einen wegen vielfacher Vergehen zur Exportation verurtheilten Menschen unter die Zahl der Colonisten gemischt. Glücklicherweise hat sich derselbe, nach etwa einem Jahre aus der Colonie entfernt, um so seiner Schulden entledigt zu sein. Ueberdies trug dies Individuum das Führungszeugniß vor der Stirn und flößte Jedem, der ihn zum ersten Male schleichen sah, ein sehr unbehagliches Gefühl ein, und es ist wohl nicht eben wunderbar, daß die wachsame Hamburger Polizei sich bald des, hier nach $1\frac{1}{2}$ Jahr wieder anlangenden Taugenichts bemächtigte und in seine Heimath zurück beförderte.

So bedauerlich dies einerseits ist, so erfreulich ist es andererseits, auch musterhaft brave Schweizerfamilien als Colonisten eingeführt zu sehen, wodurch eine Art Ausgleichung wieder Statt findet. Es ist ferner erfreulich, daß, wenn auch noch keine gerichtliche Strafen in der Colonie verfügt wurden, so doch Einzelne, welche die Bahn der Ehrlichkeit verlassen hatten, von dem strafenden Arm der Direction, unter dem Beifall sämmtlicher Colonisten erreicht wurden.

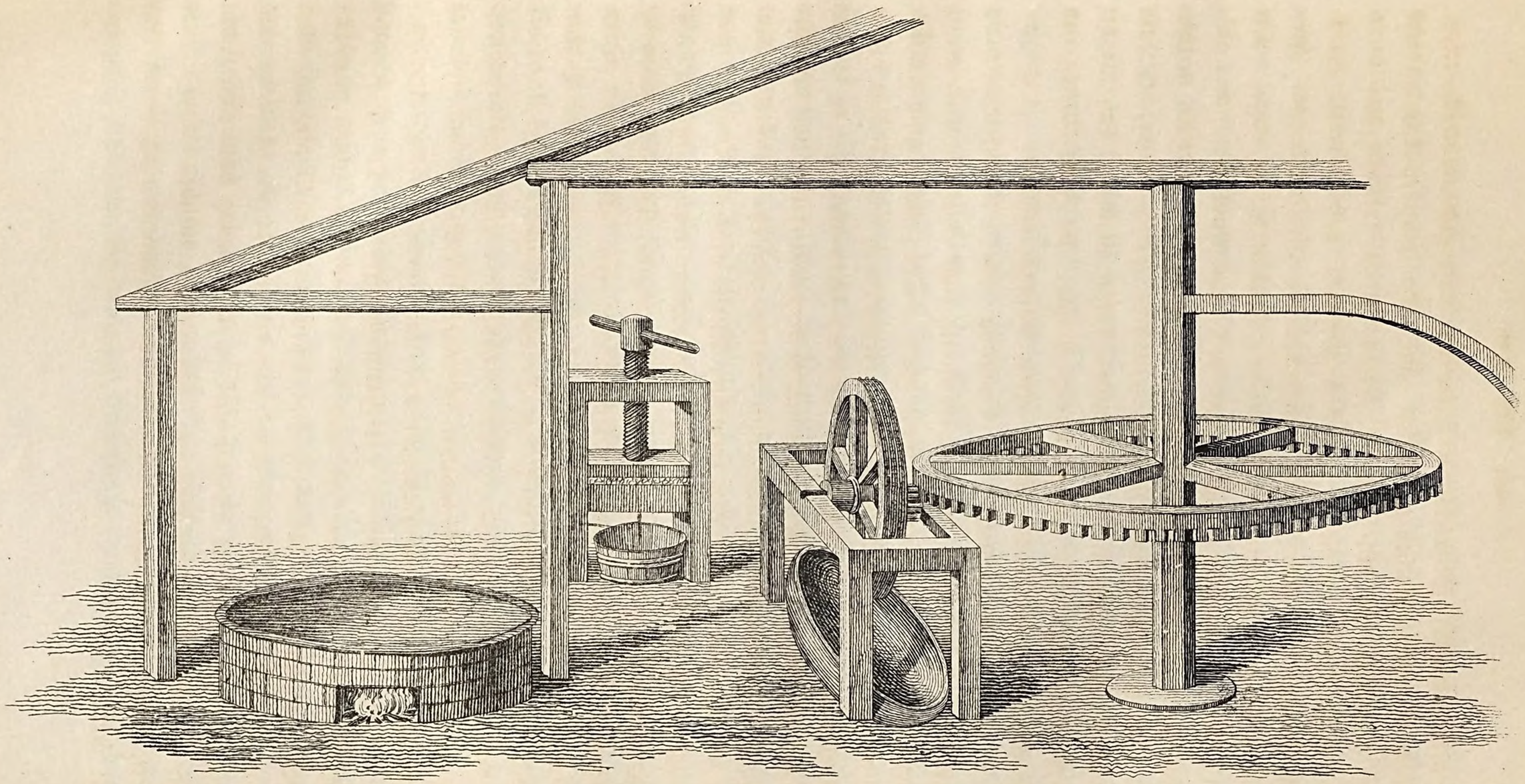
Bis zur Ankunft der Gloriosa ging in der Colonie Alles in leidlichem Geleise. Man war genügsam und begnügte sich mit den vorgeschossenen Nahrungsmitteln — Einzelne vielleicht nur, weil sie mußten. Die Arbeitszeit zur Abtragung der Schulden bei der Direction wurde leidlich inne gehalten; es hatte ein Jeder mit sich genug zu thun und fand weder Zeit, noch Gelegenheit zu Ausschweifungen. Es documentirte sich selbst eine religiöse Gesinnung; denn zahlreich sammelten sich besonders Norweger und Schweizer zur sonntäglichen Feier.

Mit der Gloriosa kamen viele Arbeitgeber; es wurden höhere Arbeitslöhne geboten oder gefordert und die Folge davon war, daß sich nur wenige oder keine Arbeiter bei der Direction stellten, so daß diese oft nur allein durch Brasilianer ihre Arbeiten fortsetzen konnte. An Abtragung der Schulden wurde aber so gut wie gar nicht gedacht, obgleich es an Mahnungen dazu durchaus nicht fehlte. — Es etablirte sich eine neue Venda nach der andern, wo nicht allein Cachaça, sondern auch Wein ausgeschenkt wurde, und wenn, in Folge der hochgeschrobenen Löhne, die Arbeit doch mitunter ausblieb, so tröstete man sich beim Weinfaß, und schon wurden nicht bloß die Sonntage, sondern auch halbe und ganze Werktage in den Boutiquen zugebracht. Im Hause wollten die schwarzen Bohnen und die Carne secca, trotz

des consequentesten Beispiels der Direction, auch nicht mehr schmecken, seitdem es andere Sachen zu kaufen gab. So lange es kein anderes Tanzlocal gab als den Saal des Herrn Aubé, welchen derselbe in freundlicher Weise zu diesem Zweck einräumte, gab es weder Zank, noch Streit; als jedoch diese Tanzvergnügen im Wirthshaus ihren Anfang nahmen, gingen Nüchternheit und Friedlichkeit zu Ende. Die Ehrlichkeit bekam auch einige Löcher und man entblödete sich z. B. nicht, hinten im Walde einen förmlichen Handel mit Brettern zu treiben, die man vorn der Direction gestohlen hatte. Kurz, es kam Manches vor, was nicht unbedeutend daran mahnte, daß für die innere Ordnung etwas gethan werden müßte, da selbst Karten und Hasardspiele in betrübender Weise ihren Anfang nahmen.

Es wurde deshalb die Sendung eines Predigers freudig begrüßt, weil das Bedürfniß der Anregung zum Guten deutlich genug hervor trat und bisher ganz gefehlt hatte. Denn wenn auch die Direction zu Anfang das Amt des Sittenpredigers in vielen Fällen bisher übernommen hatte, so waren doch unterdeß deren Geschäfte in solchem Maße angewachsen, daß manche innere Angelegenheiten von derselben gänzlich ignorirt oder vernachlässigt werden mußten. Außerdem war wohl kein großer Erfolg von derartiger Wirksamkeit zu erwarten, weil einerseits die große Zahl der Colonisten zerstreut wohnte und andererseits Uebelgesinnte schon heimlich und öffentlich der Direction böswillig entgegentraten. Das Amt der Ermahnung fiel daher besser einem Manne zu, der mit den Colonisten nicht in dem alltäglichen Verkehr stand, welcher so leicht im Leben Verdächtigungen, üble Nachreden u. drgl. m. zur Folge hat. — Eine beschränktere Sonntagsfeier wurde bis dahin von einem ehemaligen schweizer Schullehrer und späteren Antiquar geleitet, hatte aber nach und nach ihren Anklang verloren.

Der neuangekommene protestantische Prediger, Herr Hoffmann, trat mit Eifer sein Amt an und der Gottesdienst erhielt durch die erbaulichen Predigten desselben, die allgemeinen Beifall fanden, einen neuen Aufschwung. Schade nur, daß der ermahnende Zuspruch nur denen zu Gute kam, die ohnehin sittliche Kraft genug hatten die Kirche statt des Saufladens zu besuchen. Diejenigen, welchen es am meisten Noth that, suchten dagegen die moralische Anregung einer guten Predigt nicht.



Engenho de Mandioca , (Balandero) *Mandioca Mühle.*

Der Schulunterricht der Kinder war noch mehr vernachlässigt wie der Gottesdienst und wird es wahrscheinlich noch lange bleiben, wenn auch mehre Versuche zur Einleitung desselben gemacht wurden.

Jedermann weiß, wie strenge in Europa verfahren werden muß, um einen einigermaßen regelmäßigen Schulbesuch der Kinder armer Familien zu erlangen. Dort sind alle nur möglichen dahin zielenden Anordnungen und Gesetze vorhanden. In der Colonie existirte bis dahin weder Gesetz, noch Zwang, als theilweis der — der Abtragung der Schulden, und dazu müssen auch die Kinder beitragen; denn auch sie sind verschuldet, oder die Eltern für sie. Fände also wirklich Schulzwang Statt, so würde Mancher sich darauf stützen, wenn von Schuldentilgung die Rede ist. Doch es sind auch viele rechtschaffen gesinnte Familien vorhanden, welche mit Bedauern sehen, daß ihre Kinder in der Ausbildung ihrer Schulkenntnisse rückwärts schreiten und dieser Umstand vermehrt die keimende Sehnsucht nach der alten Heimath, wo ihren Kindern freier Unterricht in Armenschulen zu Theil wurde und sich die Eltern an dem Fortschritt derselben erfreuen konnten. Zwar denkt man ernstlich an Regulirung dieser wichtigen Angelegenheit von Kirche und Schule, aber wenn auch zu hoffen ist, daß die Schwierigkeit einer angemessenen Besoldung des Predigers und Schullehrers, von der noch später die Rede sein wird u. a. m. aus dem Wege geräumt werden wird, so bleibt immer das große Hinderniß der Zerstreutheit der einzelnen Colonien, welches nicht zu beseitigen ist. Wenn es auch in Europa vorkommt, daß Kinder 1 Stunde weit zur Schule gehen müssen, so wird der Uebelstand dort wieder durch andere Erleichterungen, die in der Colonie wegfallen, gehoben.

Kirche und Schule, diese Hebel der Sittlichkeit, können nicht bestehen ohne vorhandene Gesetze, deren Stütze sie wiederum werden und sein müssen. In der Schule schon wird der Grund zum Fleiß und Gehorsam, zur Reinlichkeit, Ausdauer und Ordnung gelegt. Die häusliche Erziehung geht mit der Schulerziehung Hand in Hand und erhält desto größere Wichtigkeit, je mehr jene vernachlässigt wird. Soll also die Jugend einer wachsenden Colonie nicht verwildern und der Grund zu wahrhaftem Gedeihen derselben gelegt werden, so muß rechtzeitig und ernstlich auf die Erziehung der Jugend, auf guten

Schulunterricht, Bedacht genommen werden und das gute Beispiel der Erwachsenen muß das Weitere thun. Der sonntägliche Gottesdienst soll dazu ermuntern und zur Befestigung im Guten beitragen.

Schwerlich aber wird die sonntägliche Erbauungsstunde allein hinreichend sein, eine so heterogene Masse, wie die Bevölkerung einer Colonie, im richtigen Geleise zu erhalten. Dazu bedarf es des Gesetzes und dessen Zwanges. Von beiden war, wie gesagt, in der Colonie keine Spur. Zwar steht ein jeder Colonist unter dem Schutze des guten brasilianischen Gesetzes, und wer Gelegenheit hat sich mit demselben bekannt zu machen, kann erfahren, was er zu leisten hat, welcher Schutz ihm gewährt werden soll; aber mit der Handhabung desselben, hat es so seine eigene Bewandniß — im Allgemeinen schon, besonders aber für die Colonie, weil eine jede Kleinigkeit in Saõ Francisco, als dem Sitz einer Justizkammer und eines Friedensgerichtes abgemacht werden muß. Es muß daher auch in dieser Beziehung gewünscht werden, daß sich die Bevölkerung der Colonie recht schnell mehre, damit sie ihr eigenes Municipium erhalte, was, glaube ich, schon bei einer Seelenzahl von 1500 begehrt werden kann. — Wie in Saõ Francisco die heilige Nemesis waltet, mögen einige Beispiele erläutern:

Eine, unendlich viele Verdrießlichkeiten in der Colonie verursachende Angelegenheit ist das Halten von Vieh, welches bei Nachtzeit nach gutem Futter herumpatrouillirt und in die kümmerlichen Gärten der Bewohner von Schröders-Ort eindringt, um dieselben noch kümmerlicher zu machen. — In der ganzen Welt ist es Sitte, daß wer sich Vieh hält, auch dafür Sorge trägt, daß es dort bleibt, wo es ein Recht hat sich aufzuhalten und seine Mahlzeiten zu verrichten.

Es war nun allerdings sehr fürsorglich von der Direction, eine Weide anzulegen, aber wenn diese benutzt werden sollte, so mußte sie auch von einem genügend starken Gehege umgeben werden, um das Ausbrechen des Viehs zu verhindern. Nun muß bemerkt werden, daß dies keineswegs so leicht, wie in Europa ist, wo das Rindvieh die einfachste Umzäumung respectirt, vielmehr ist das an Freiheit gewöhnte brasilianische Vieh so unbändig, daß es die stärkste Vergitterung zu durchbrechen, auch wohl zu überspringen sucht. Da die Umzäunung nun in verhältnißmäßig ungenügender Weise und zum Theil gar nicht geschehen ist, die sparsamen Grashalme der Weide aber nicht im

Stande sind, das Vieh an dieselbe zu fesseln, so weidet das Vieh auf fremdem Territorium, das wo möglich ebenso schlecht versichert ist, wie die sogenannte Weide.

Welchen Eindruck es aber macht, wenn man lange Zeit hindurch mit ängstlicher Freude das Gedeihen einiger Pflanzen beobachtet hat und sie plötzlich so muthwillig vernichtet sieht; wie es die Leidenschaft hervorruft, wenn sich diese Scenen immer und immer wiederholen, da vom Eigenthümer des Schlachtviehs keine Anstalten zur Abhülfe getroffen werden, das vermag nur der zu beurtheilen, der sich wiederholt in solchem Fall befunden hat. Es ist daher sehr erklärlich, daß bei den Rechtsverhältnissen in der Colonie sich eine Art Faustrecht etablirt hatte, d. h. eine wilde Jagd auf zahmes Vieh, das auf den Schleichwegen der Gourmandie betroffen wurde.

Der erste wilde Jäger war der jetzt verstorbene Apotheker B., der das Verdienst hatte, sein mit unendlicher Mühe und Kosten hergestelltes Gärtchen, mit allen möglichen europäischen Gemüsen und Kräutern ausgerüstet zu haben, nach welchem die ankommenden Colonisten wanderten, um den zwischen den Baumstubben verloren gegangenen Muth wieder zu finden. Eins der Pferde des Herrn Aubé fand besonders den schön emporschießenden Kohl und Salat so lange wohlschmeckend, bis es endlich eines Morgens, durch Herrn B. erschossen, gefunden wurde.

Es war der erste Gewaltschritt, der in der Colonie passirte und das Wohl der Colonie erforderte die gerichtliche Entscheidung, welche Herr Aubé nachsuchte. Die bogenlange Klage wurde in französischer Sprache von Herrn Aubé zu Papier gebracht. Herr Schröder übersetzte sie so gut er konnte in das Portugiesische und Herr Pereira in Saõ Francisco übernahm die Correctur derselben. Die Klage war eingeleitet, die Zeugen wurden citirt und Verhöre mit den Schwierigkeiten der Verständigung abgehalten. — Das brasilianische Gesetz erlaubt nicht, auf fremdes Vieh zu schießen; wohl aber darf dasselbe gepfändet und auf Schadenersatz beim Gericht angehalten werden, — wenn das beschädigte Grundstück mit einem Gehege umgeben ist, das aus Ständern von 1 Braça (ca. 7 Fuß) Entfernung besteht, an welchem fünf, einmal gespaltene Palmen befestigt sind. Jedermann war natürlich auf den Rechtsspruch gespannt, bis sich nach der, einige Monate

dauernden Spannung eine Abspannung einstellte, welche das hohe Gericht zu Saõ Francisco nicht zu brechen beabsichtigte, so, daß Herr Aubé zuletzt Pferd, Gericht und Prozeß ruhen ließ.

Gewisse Sachen bringt man auf den schlechten Wegen Brasiliens nur vorwärts, wenn man sie auf **Räder** setzt, die aber nicht, wie bei den Ochsenkarren, von Holz, sondern von **Metall** sein müssen und sollen sie sich auf **Rollen** des edelsten Metalles noch schneller und besser expediren. Herr Aubé war aber wohl zu rechtlich gesinnt, um ein solches Mittel in Anwendung zu bringen.

Ein anderes eclatantes Beispiel ereignete sich bei der zweiten Anwesenheit des Barkschiffes „Emma und Louise." Ein Matrose am Bord desselben spielte mit einem, unvorsichtigerweise und ohne sein Wissen geladenen Gewehr und tödtete ein kleines Mädchen einer Familie, die sich nach Santos begeben wollte. Das Factum wurde den Behörden von Saõ Francisco, in dessen Hafenbereich es geschehen, angezeigt und man sah den weitern Schritten derselben entgegen. Am 5ten Tage danach erhielt die Colonie-Direction Ordre, den Matrosen einzuliefern. Dem Befehle wurde pünktlich Folge gegeben und begab sich Herr Schröder selbst nach Saõ Francisco, um für den Unglücklichen zu sprechen und dafür zu sorgen, daß die Angelegenheit nicht, wegen Mangel eines Dolmetschers, auf die lange Bank geschoben würde. Herr S. lieferte den Matrosen ins Gefängniß ab und begab sich zum Richter. Dieser war aber nach Ausfertigung des Befehls sofort verreist; sein Stellvertrer war zwar nur spazieren gegangen, aber den ganzen Tag konnte man seiner nicht habhaft werden, und als dies doch zuletzt gelang, sagte er sehr verlegen, „ja, er habe nur Instruction für den Fall, daß der Matrose sich nicht stellen würde, was man erwartet habe, da ihm hinreichend Zeit zum Entwischen gelassen worden." Unterdeß war nun schon die Anzeige an die Oberbehörde nach Ste Catharina gegangen und man konnte um so weniger den Matrosen, wie es Herr S. wünschte, wieder entlassen, als der am Bord anwesende Zollbeamte es bekräftigen wollte und seine Seeligkeit fast verschwor, daß der Matrose absichtlich aus **Eifersucht** das 10-jährige Kind erschossen habe, trotzdem die eigene Mutter des Kindes für den Matrosen und dessen Unschuld sprach und der Obersteuermann den Beweis führen konnte, daß der Zöllner sich im

Augenblicke der That mit ihm in Geschäften in der Cajüte befunden habe. In übergroßer Verlegenheit wegen des schwierigen und unfruchtbaren Ereignisses und da man des Zollbeamten wegen fürchtete, den Matrosen wieder entwischen zu lassen, machte der Richter den Vorschlag, sich mit dem Schließer darüber zu verständigen. Der Schließer war zwar einem gütlichen Vergleiche nicht ganz abgeneigt, meinte aber doch, es wäre besser, wenn man, um den Arrestanten zu befreien, die Mauer von Außen einstieße; denn er sei verpflichtet, auf der Klappe zu schlafen, durch welche die Gefangenen herunter gelassen werden. Ein derartiges Unternehmen konnte aber doch schlecht ausfallen und Herr S. zog es vor, sich dazu zu verpflichten, den Matrosen als Gefangenen nach Rio abzuliefern, weil das Schiff in See stechen sollte. Mit demselben begaben sich aber auch alle Zeugen dorthin, so daß es gar nicht möglich war, den Prozeß in Saõ Francisco einzuleiten. Niemand war froher über diesen Ausweg, als die Justizbehörde und dem Matrosen war Glück zu wünschen, daß er aus einem Gefängniß befreit wurde, in dem er wahrscheinlich ziemlich lange Gelegenheit gehabt hätte, über sein Schicksal nachzudenken und wo man sich so wenig mit ihm zu beschäftigen wünschte, daß man ihm nicht einmal die nothdürftigste Nahrung zustellte.

Daß man unter solchen Verhältnissen in der Colonie keine große Lust zum Processiren verspüren kann, ist für dieselbe recht heilsam; aber man muß desto mehr wünschen, daß sich ein, durch Stimmenmehrheit gewähltes interimistisches Schiedsrichteramt unterdeß etablire, bis die Colonistenzahl die Höhe erreicht haben wird, welche der Colonie eine eigene Municipalkammer gesetzlich gestattet.

Ein von der Majorität der Colonisten anerkanntes Schiedsgericht würde in so vielen Fällen eine segensreiche Wirksamkeit entfalten können und möchte immerhin der durch dasselbe Verurtheilte mit seiner etwaigen Nichtanerkennung auftreten, so könnte er ja sein Recht in Saõ Francisco nachsuchen — wahrscheinlich würde er sich aber so lange mit dem Suchen beschäftigen müssen, bis er gefunden haben würde, daß das Schiedsamt doch **Recht** gesprochen hat. — Für hartnäckig Renitente, würden sich leicht entsprechende Zwangsmittel ausfindig machen lassen, wenn eine Executiv-Commission mit dem Schiedsamte in Verbindung gebracht würde.

Schon das Vorhandensein eines solchen Instituts würde Manchen abhalten auf Abwege, zum Nachtheile Anderer zu gerathen, wie z. B. bei Aufrechthaltung contractlich eingegangener Verpflichtungen, besonders wenn solche in Europa Statt gefunden haben. Es ist nun freilich nicht zu leugnen, daß zuweilen Contracte abgeschlossen werden, die eben nicht verdienen aufrecht erhalten zu werden; aber immer giebt es ein schlechtes Beispiel, wenn durch Nichthalten derselben die Machtlosigkeit des Gesetzes gewissermaßen dargethan wird. Was hilft es, wenn die Justizbehörde bei Beobachtung der nothwendigen Förmlichkeiten, den Contract anerkennt und z. B. einen mitgebrachten Dienstboten verurtheilt, den verlassenen Dienst wieder einzunehmen, und dieser es dennoch unterläßt? Was hilft es, wenn diese Behörde sich selbst dazu versteht, den lässigen Theil auf Kosten des andern einsperren zu lassen? — die dem Benachtheiligten bereitete Verlegenheit bleibt, dieselbe und Kosten und Unannehmlichkeiten vermehren sich. Auf eine Tagereise Entfernung läßt sich das Rechtsverhältniß schwer aufrecht erhalten; der Nachdruck fehlt und muß an Ort und Stelle sein und deshalb die Executiv-Commission dem Schiedsgericht auf dem Fuße nachfolgen.

Bei den in Europa abgeschlossenen Contracten muß aber die Vereins-Direction, bei andern die Colonie-Direction darüber wachen, daß keine Contracte abgeschlossen werden, deren Aufrechthaltung mit dem Wohle der Colonie in Widerspruch steht und die von dem einen oder andern Theile gar nicht verstanden werden. Der gemeine Mann verschreibt leicht, wider Wissen und Willen, Seele und Seeligkeit und glaubt nachher nicht mehr leisten zu müssen, als er in seinem irrigen Glauben gelobt hat, obgleich Anderes auf dem Papiere steht und gefordert wird.

So erging es z. B. den Leuten, welche in contractliche Verbindung mit Herrn Poschaan getreten waren; und schwerlich über die in ihrem Contracte ausgesprochenen Pflichten bei der Unterzeichnung desselben im Klaren waren. Wir müssen auf dies merkwürdige Actenstück, welches im Büreau des Vereins auslag, etwas näher eingehen.

Es ist zuerst in demselben das Verhältniß festgestellt, in welches Familien treten, wobei angenommen ist, daß sie sich selbst

beköstigen, ihre eigne Wirthschaft führen und von P. beschäftigt werden:

1) Wer mit Frau und Kind die volle Ueberfahrt bezahlte, erhält für einen Arbeitstag von 10 Stunden durchschnittlich wirklicher Arbeit: an Lohn für sich 600 Reis ($1\frac{1}{2}$ ₰ Pr.), für die Frau 400 Rs. und für arbeitsfähige Kinder nach Verhältniß.

2) Wer die halbe Ueberfahrt bezahlte, erleidet während 225 solcher Arbeitstage einen Abzug des halben Lohnes und empfängt für sich und seine Frau zusammen die Summe an Sonn- und Festtagen von 400 Rs.

3) Wer $\frac{1}{4}$ oder einen andern Theil der Ueberfahrt bezahlte, erleidet diesen Abzug des halben Lohnes nach demselben Verhältniß kürzere oder längere Zeit.

4) Kranken Personen werden täglich 200 Rs. vorgeschossen und bei der Berechnung des Tagelohnes abgezogen.

5) Für Ausfälle der einzelnen Familienglieder haftet die ganze Familie.

Ferner ist das Verhältniß einzelner Männer angegeben, welche gewissermaßen als Dienstboten auf 3 Jahre engagirt sind.

1) Einzelne Männer, wenn sie die Ueberfahrt ganz bezahlt haben, treten bei freier Kost und Wohnung auf 3 Jahre gegen einen jährlichen Tagelohn von 100$000 für 300 Arbeitstage in den Dienst.

2) Wenn sie halbe Ueberfahrt bezahlten: auf 4 Jahre, gegen einen Lohn von 80$000 für 2 Jahre, und 100$000 für die beiden andern Jahre.

3) Wenn sie keine Ueberfahrt bezahlten: auf 5 Jahre, gegen einen Tagelohn von 40$000 fürs erste 80, und 100 Mil. für je 2 folgende Jahre.

4) Am Ende des dritten Jahres wird für jeden mehr gearbeiteten Arbeitstag 300 Reis vergütet und für jeden durch Krankheit versäumten Tag so viel abgezogen. Eine andere Ursache des Nichtarbeitens darf nicht Statt finden. Später wird der Unterschied jährlich bezahlt.

Endlich ist festgestellt, in welcher Weise der Werth des, den Familien in gleicher Weise wie den einzelnen Männern gegebenen Landes mit Wohnung abgetragen werden soll.

1) Zuerst wird den Familien, dann denen, welche volle Ueberfahrt bezahlt haben, und so fort ein Eigenthum von 8 preuß. Morgen, 4 auf die Hectare, mit allen Rechten und Lasten, die darauf haften, überwiesen, nebst landesüblichem Hause, $\frac{5}{8}$ des Landes gebrannt oder anderweitig vom Urwalde befreit und $\frac{3}{8}$ Urwald.

2) Als Zins und Abtragung der Kaufsumme wird 30 Jahre hinter einander vom Besitzer ein tüchtiger, rechtlicher, ausgewachsener Arbeiter für $1\frac{1}{2}$ Tage jeder Woche gestellt, ohne Vergütigung für Kost und Lohn.

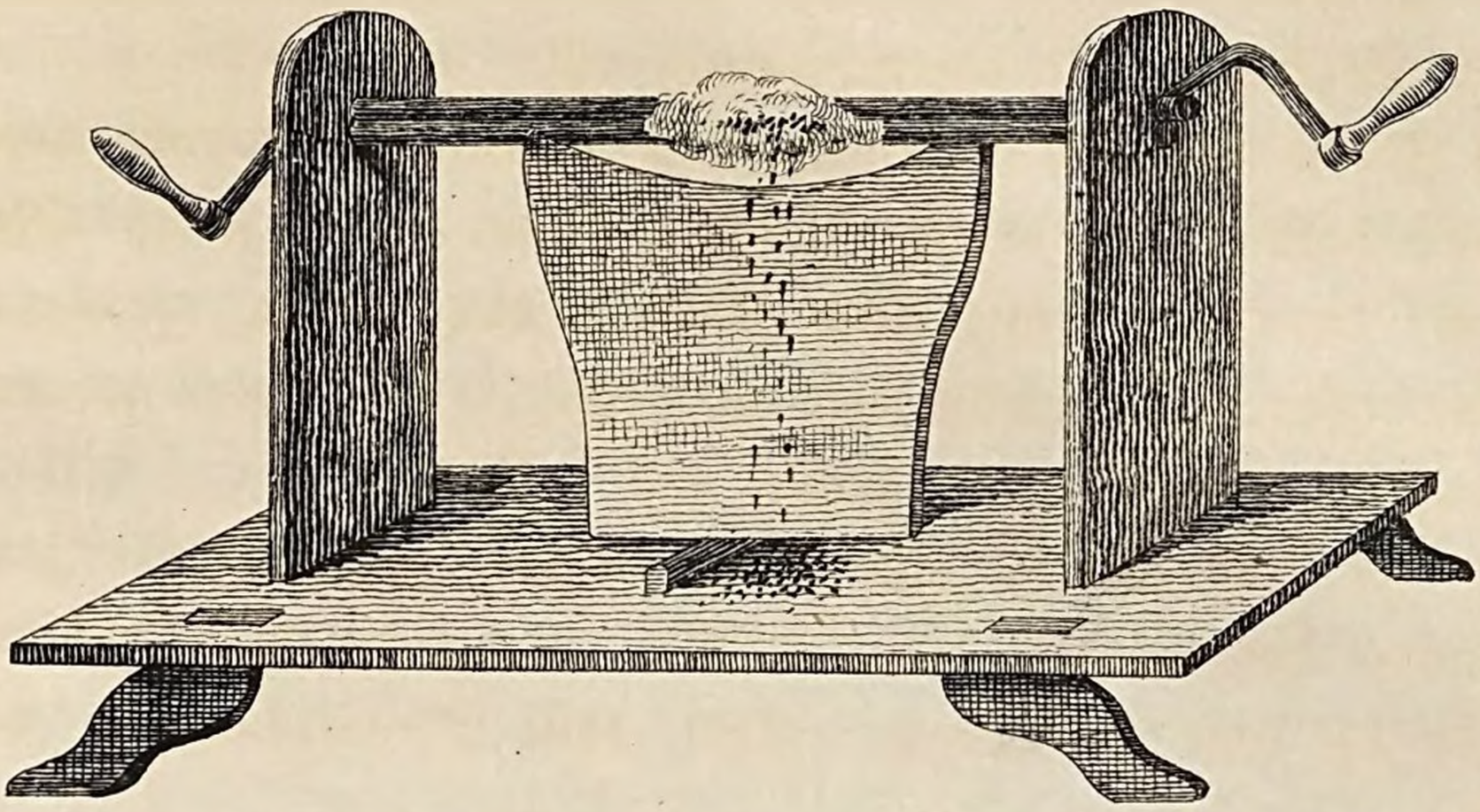
3) Fernere 60 auf einander folgende Jahre ebenso ein Arbeiter für $2\frac{1}{2}$ Tage jeder Woche, zu 400 Reis Lohn und die Kost.

4) Ist versprochen, die Arbeiter an jenen Tagen sicher zu beschäftigen und bemerkt, daß sich Alles auf das Eigenthum, nicht auf die Person bezieht.

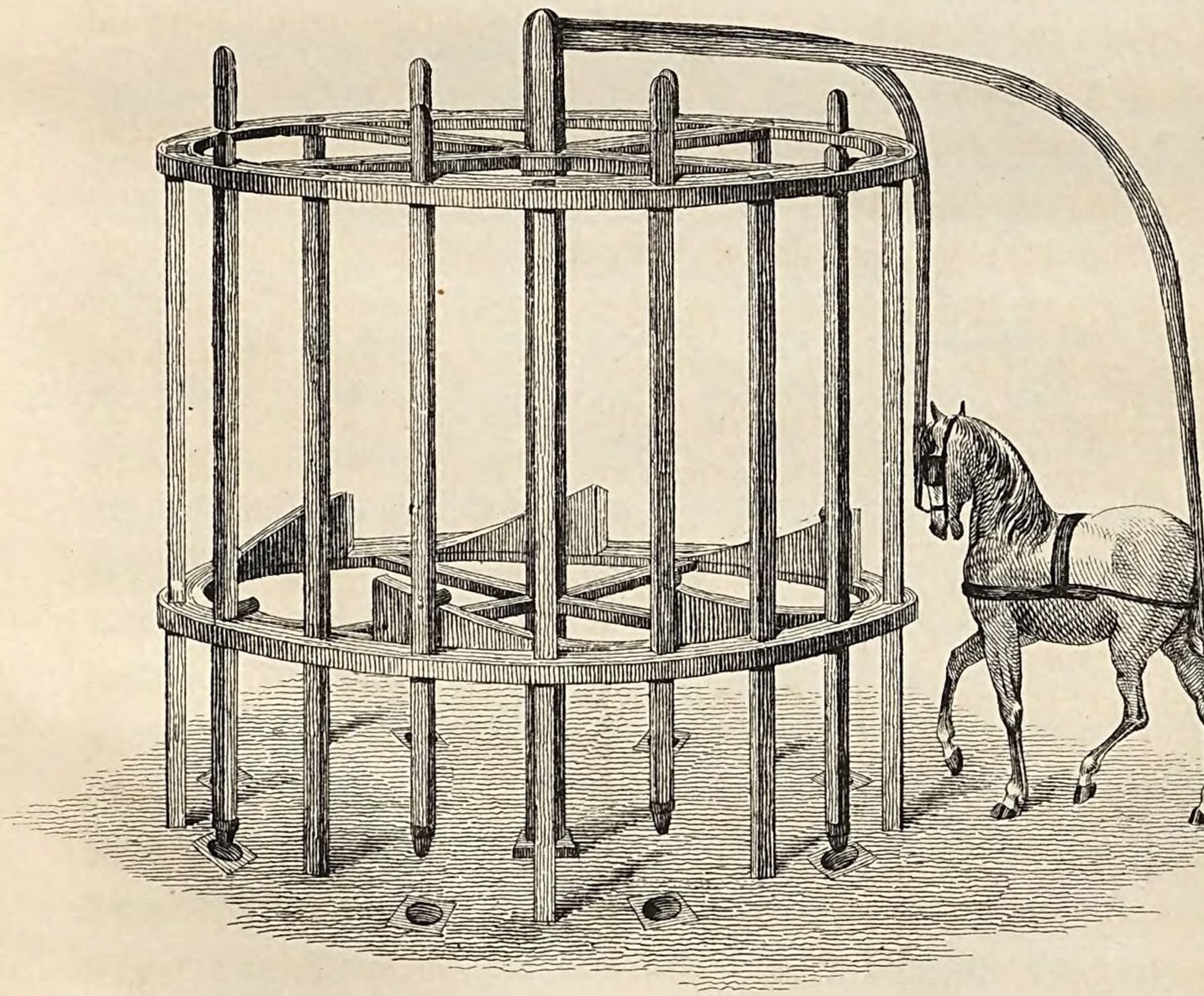
Es geht aus Obigem hervor, daß der Tagelohn auf 600 Reis, die Beköstigung einer Person auf 200 Rs. veranschlagt ist.

Um 600 Reis täglich zu verdienen, braucht Niemand in der Colonie lästige Verpflichtungen zu übernehmen, da die Direction zu diesem Preise stets Arbeiter beschäftigt, Privatleute aber haben wohl oft zu höhern Lohn als 700 Reis, aber selten wohl darunter, wirkliche Arbeiter gehabt. Die Annahme von 200 Rs. für eine ordinaire Beköstigung wird durchschnittlich zutreffend sein.

Werden diese Sätze daher festgehalten, so ergiebt sich, daß der Familienvater z. B. die Passage, die Hrn. P. eine Auslage von 55 ₰ machte, mit 150 ₰ und wenn er die Hälfte derselben selbst bezahlte, also eine Schuld von 27 ₰ übernahm, dieselbe mit 75 ₰ schon nach einem Jahre zurückzahlte, und verdient außerdem später jährlich 25 ₰ weniger, als andere ordentliche Arbeiter. Ebenso die Mitglieder seiner Familie. Einzelne Männer, die keine Ueberfahrt bezahlt haben, tragen nach demselben Maßstabe in 5 Jahren 250 ₰ ab; wenn sie die halbe Ueberfahrt selbst bezahlt haben, 150 ₰ in 4 Jahren, und selbst die keine Schulden haben, zahlen für ihr Verhältniß in 3 Jahren 100 ₰.



Engenho d'Algodaõ *(Baumwollenreinigungsapparat.)*



Engenho d'Arroz. *(Reisstampfmühle.)*

Man dürfte den Maßstab nicht so streng anlegen, wenn sich diese Leute in einem wirklichen Dienstbotenverhältniß befänden; dafür aber hat man sich wohl gehütet, denn Dienstboten müssen in Krankheitsfällen von der Herrschaft verpflegt werden, während diesen Leuten 300 Rs. per Tag abgezogen werden, trotzdem sie nur $133\frac{1}{3}$ im ersten und in den beiden folgenden $266\frac{2}{3}$ Reis per Tag verdienen. Außerdem werden nur die Tage berechnet, an denen „durchschnittlich wirklich" gearbeitet worden ist. Wie leicht verhindert aber der Regen eine halbe Woche lang die Arbeit und dann sind also diese Engagirten nicht besser daran als andere Tagearbeiter. Sie haben keinen andern Vortheil von ihrem Verhältniß, als daß sie sich nicht um Arbeit zu bemühen brauchen, und diesen Vortheil müssen sie theuer — sehr theuer bezahlen.

Doch die Krone des Ganzen ist die Abtragung des Werthes des Grundstücks, welches die Arbeiter von Herrn Poschaan erhalten.

Die resp. 8 Morgen Urwald sind à Morgen mit 2 Thalern bezahlt = 19 $. Fünf Morgen zu schlagen: 25 $ und zu brennen desgl. 25 $. Die Aufstellung eines landesüblichen Hauses, d. h. einer Scheune mit Blätterdach auf 150 $ veranschlagt — verursacht zusammen einen Kostenaufwand von 220 $.

Zur Tilgung dieser 220 $ muß 30 Jahre hinter einander ein Mann wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Tage ohne Vergütigung für Lohn und Kost, also jährlich 78 Tage arbeiten. Er bezahlt also in 30 Jahren, der beträchtlichen Zinsen nicht zu gedenken: 30 mal 78 mal 700 Reis, oder 1,638$000 Rs. Mit Abtragung dieser Schuld kann er sich dann ruhig auf sein Sterbebett legen; denn er hinterläßt seinen Kindern und Enkeln vielleicht noch eine Ruine von Wohnhaus und die Verpflichtung 60 Jahre hinter einander wöchentlich 250 Rs. an Arbeitslohn einzubüßen, oder, außer den Colonie-Steuern, eine jährliche Abgabe von 13$000 zu bezahlen, oder in 60 Jahren die Summe von 780$000 Reis.

Herr Poschaan hat demnach seine 8 Morgen Land zu über $2\frac{1}{2}$ Conto de Reïs verpachtet, so daß ihm und seinen Nachkommen zu wünschen ist, daß die von ihm begehrten 2000 Morgen Colonieland unter gleichen Bedingungen abgegeben werden könnten.

Wenn es auch einerseits widersinnig ist, für die Verhältnisse Brasiliens contractliche Bedingungen auf resp. 95 Jahre ausdehnen zu wollen, und angenommen werden muß, daß der Aussteller sich selbst vom Inhalte des Contractes keine genaue Rechenschaft gegeben hat, so ist es dennoch unverzeihlich, gegenwärtig, wo die sämmtlichen Gemeinden Deutschlands nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als nach einer Ablösung der Frohndienste, diesen letzten Ueberresten der längst verschwundenen Leibeigenschaft zu streben; sie nach dem freien Brasilien, wo man den Handel mit schwarzen Sclaven aufgehoben, und anderweitig mit Aengstlichkeit darüber wacht, daß sie von gewisser Seite nicht durch weiße Sclaven remplacirt werden, übertragen zu wollen.

Als sich Einzelne für die freie Ueberfahrt bedanken und lieber anderweitig Beschäftigung nachsuchen wollten, und die Colonie-Direction erklärte, den Contract nicht unterstützen und aufrecht erhalten zu können, sah sich Herr P. junior, der humane Bevollmächtigte seines Vaters genöthigt, sich anderweitig mit den Leuten arrangiren zu suchen und verwendet derselbe gegenwärtig, wenn ich nicht irre, die ihm zugesandten Leute ohne andere Nebenbedingungen als die freie Kündigung und ohne Berücksichtigung des Contractes.

Gesundere und menschenfreundliche Grundlagen hat der Guigguersche Contract, über den sich Niemand beklagt, und der im Wesentlichen, wie folgt, lautet:

Die Familien werden 1) kostenfrei nach der Colonie befördert, erhalten 2) auf 5 Jahre Land zu durchaus freier Benutzung, 3) wird ihnen freie Wohnung gegeben, bei deren Erbauung sie jedoch nach Kräften mit beitragen müssen, 4) wird ihnen nach 5 Jahren, wenn sie ihren Verpflichtungen nachgekommen sind, Land, theils zu billigen Preisen und auf Credit verkauft, theils geschenkt. Dagegen verpflichten sich die Familien: 1) sich **nur** mit der Bewirthschaftung des angewiesenen Landes, das sie vor den 5 Contractjahren nicht verlassen dürfen, zu beschäftigen, 2) soll jedes Familienglied über 16 Jahre, nach Verlauf des ersten Jahres, jährlich 300, von G. zu liefernde Kaffeebäume pflanzen und gut besorgen, 3) müssen sie sich allen Verordnungen, wie die übrigen Colonisten unterwerfen und endlich 4) bei Brechen des Contractes die erhaltenen Vorschüsse nebst 6 pCt. Zinsen zurückzahlen.

Es wäre wohl zu wünschen, daß alle dorthin gesandten Arbeiter in ähnlicher Weise verpflichtet worden wären, statt der Abtragung der ihnen geleisteten Vorschüsse durch Tagearbeit. Solche Arbeit zu leisten, fühlt sich Niemand aufgelegt. Er folgt dabei nur entweder dem Zwang oder seinem Sinn für Rechtlichkeit, wohingegen jeder andere Impuls zu freier Thätigkeit gelähmt werden muß, wenn man sieht, daß alle Anstrengung doch zu keinem Resultate führt und wenn die Zinsen mit aus der Schüssel des Colonisten zehren. Deshalb sind die Grundlagen des Contractes gesund genannt, weil sie dem Ansiedler 5 Jahre Zeit zur eigenen freien Entwickelung geben. Er braucht während 5 Jahre an Nichts zu denken als an die Nutzbarmachung der ihm zu Gebote stehenden Ländereien, und wenn ihm die ersten 2 Jahre auch Nichts einbringen, so muß er doch in den drei andern Jahren Etwas erübrigen können. Freilich fängt das Guiersche Unternehmen erst nach 5 Jahren an, Nutzen zu bringen, während die Vereins-Direction schon 150 pCt. Zinsen in den ersten fünf Jahren aufbringen soll oder will.

Es sind das zwei verschiedene oder schnurstracks sich entgegengesetzte Richtungen. Vielleicht lag die von der Vereins-Direction zu verfolgende richtige Straße mitten zwischen beiden und wird im Bericht derselben selbst darauf hingewiesen, indem derselbe hervorhebt, daß die Erfahrung gelehrt hat, wie deutsche Colonisten-Familien in der Nähe von Dona Francisca dadurch in eine „überaus zufriedene und sorglose Lage" versetzt worden sind, daß man ihnen, durch Neger hergestellte Pflanzungen übergab und sie verpflichtete, die Hälfte der verkäuflichen Erndte als Pacht zu zahlen. Wenn dieses System in öffentlichen Blättern auch vielfach angegriffen worden ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß das, als gefährlich Bezeichnete desselben, in Nebenpunkten des Contractes liegt, welche in der Colonie wegfallen und daß es etwas Anderes ist, von einer hamburger Vereins-Direction, als von einem einzelnen brasilianischen Pflanzer sich abhängig zu machen, so lange die relative Abhängigkeit überhaupt dauert. Wenn daher die Familien zur jährlichen Herstellung einer Pflanzung irgend welcher Art *) in bestimmter Ausdehnung wie die

*) Die Erstgekommenen, waren allerdings zur Pflanzung von 300 Kaffeebäumen jährlich verpflichtet, was jedoch nicht durchgeführt worden ist.

Guiguerschen Colonisten verpflichtet würden; und die Abtragung ihrer Schuld durch Ueberlassen der halben Erndte in natura Statt fände, so würde manche, nach unserer Ansicht unerläßliche Bedingung erfüllt. Die Colonisten wären verpflichtet zur Arbeit, deren Früchte ihnen mit zu Gute käme, und die kein Frohndienst wäre. Die Direction hätte Veranlassung ihre Kräfte zur Erzielung der möglichst hohen Erträge anzustrengen. Die Kräfte würden dadurch vereinigt und wo sie zusammen nach einem Ziele wirken, statt sich zu zersplittern oder sich feindlich entgegen zu treten, da ist Fortschreiten und Gedeihen.

Doch wir verkennen nicht die Schwierigkeit, welche in der Leitung dieser Angelegenheit für die Vereins-Direction liegt und müssen anerkennen, daß sie den Colonisten die Abtragung der Schulden in mancher Weise zu erleichtern gesucht hat, indem sie dieselben sowohl in Geld als in Producten, zum Preise des nächsten Marktes abzutragen gestattete, und sich verpflichtete, sie 3 Tage in der Woche zu beschäftigen, wobei auch Frauen und Kinder angemessene Berücksichtigung fanden.

Doch auch das Leichteste ist Manchem noch zu schwer, wenn — der gute Wille und der Zwang fehlen.

X.

Die Vereins-Direction. Die Colonie-Direction. Ihr Verhältniß zu einander. Beamten-Personal. Wirksamkeit der Directionen in der Colonie.

Es ist zu Anfang schon angeführt worden, daß der Verein seine Wirksamkeit nach zwei Hauptrichtungen zu entwickeln beabsichtigte. Die eine ist die **unmittelbare** Sorge für die Person der Auswanderer durch Rath und That bei deren Uebersiedelung: **das moralische Princip** des Vereins. Die andere ist die **mittelbare** Sorge, welche sich durch Benutzung der obwaltenden Verhältnisse und Hinwegräumung von Schwierigkeiten, welche von dem Einzelnen nicht überwunden werden können, kund giebt, um Handel und Wandel ein-

Caju.

Blätter des Mamaõ.

Baratta. (*Lebensgröſse.*)

zuleiten, der sowohl dem Ansiedler, wie dem verlassenen Vaterlande desselben zu Gute kommen sollte. Diese mittelbare Sorge wurde im Programm: „**das speculative Princip**“ genannt. Dieser Hauptzweig der Speculation erhält noch einen Nebenzweig, durch das im §. 1 des Statuts den Actionisten gegebenen Versprechen eines **angemessenen Gewinnes.**

Es sind also drei Gesichtspunkte, welche die Vereins-Direction im Auge behalten muß. Wären die Actionisten zugleich alle Colonisten, so würden sich diese Richtungen alle in einem Punkte vereinigen, wenn einer jeden das richtige Gewicht gegeben würde und das Geschäft der Direction wäre weniger schwierig. So aber theilen sich die Actionisten in 2 Hauptklassen, d. h. in die oben genannten, in der Colonie ansässigen **activen** Actionisten, und in solche, die ihren Sitz in Hamburg oder Europa haben und die neben einem mehr oder minder großen Interesse für das moralische Prinzip des Vereins, hauptsächlich dem speculativen Princip und dessen Nebenzweige huldigen. Ich nenne jene **activ**, weil sie dem Unternehmen das Leben geben und von ihrer Anstelligkeit und Thätigkeit die Entwickelung und Fortschreitung des Unternehmens abhängig ist. Sie handeln und dulden, während die andern **passiv** und ruhig sich in ihren Hoffnungen wiegen und der Dinge harren, die da kommen werden. Nicht allein durch das Divergiren der Interessen der verschiedenen Actionisten, sondern hauptsächlich dadurch, daß die einen in der Colonie wohnen, die andern in Hamburg, wird die Direction des Vereins schwieriger, weil Allen ihr Recht werden soll.

Welches ist nun aber ihr Recht? Die **passiven** Actionisten, denen durchaus kein Vorwurf zu machen wäre, wenn sie sich aus bloßer Speculation, ohne allen Zusatz von Patriotismus, der Unternehmung angeschlossen hätten, können fordern, daß alle Maßnahmen der Art seien, daß ein möglichst großer Gewinn für sie bei der Speculation herauskomme; doch werden sie schwerlich danach drängen, wenn sie nebenher, durch ihre Betheiligung am Unternehmen, auch zum Wohle der Mitmenschen und des Vaterlandes beitragen zu wollen die Absicht hatten, worüber aber Niemand von ihnen Rechenschaft zu fordern hat. Ihr Recht ist unbestreitbar, und es zu erlangen, ist ihnen durch die Verhältnisse das Mittel an die Hand gegeben, indem

sie mitwirken können, bei der Wahl von Directoren und Beamten, so wie bei allen die Colonie betreffenden Beschlußnahmen; um so mehr, als diese Actionisten die Mehrzahl der Mitglieder des Vereins bilden. — Die **activen** Colonisten dagegen, welche sich ohnedies in der großen Minderzahl befinden, sind von allen diesen Mitwirkungen ausgeschlossen. Sie wünschen zwar auch, daß das Unternehmen eine recht gute Dividende liefere, aber weit näher liegt ihnen der Wunsch, daß die möglichst größten Summen in der Colonie selbst verwendet werden möchten, gleichviel zu welchem guten Zweck; denn in jeder Weise wird daraus ein Vortheil für die Bewohner der Colonie erwachsen, und auch ihnen kann gewiß nicht das Recht, nach solchen Vortheilen zu streben, bestritten werden. Hierzu aber mitzuwirken, steht ihnen kein officielles Mittel zu Gebote, sondern nur das private der Petition. So wenig nun die passiven Actionisten beanspruchen können, daß Alles für sie geschehe auf Kosten anderer, d. h. zum Nachtheile für die Colonie selbst, auf deren Erblühen sich ihre Hoffnungen stützen sollen, ebensowenig dürfen die activen Colonisten verlangen, daß alle Gelder so zur Anwendung kommen, daß das Unternehmen nie eine Dividende abwerfen würde; denn das größere Capital der übrigen, bildet auch einen starken Grundstein zum Gebäude des Wohlergehens der Colonisten.

Hier die richtige Grenze zwischen den sich theilweis widerstreitenden Rechten aufzustellen, ist die schwere Aufgabe der Vereins-Direction, die nur dadurch erleichtert und zur Zufriedenheit nach beiden Seiten gelöst werden kann, wenn auch den in der Colonie lebenden Actionisten Gelegenheit zur Mitwirkung dabei gegeben wird. Sie leben in den Verhältnissen, welche in Hamburg zur Berathung kommen und ihre Meinung muß daher wenigstens mit in's Gewicht fallen, wo sie nicht ganz maßgebend sein kann.

Es muß daher als wünschenswerth bezeichnet werden, wenn in wichtigen, so zu sagen, in's Fleisch der Colonisten greifenden Angelegenheiten, den beschlußfassenden Versammlungen der Actionisten in Hamburg, die berathenden der Actionisten in der Colonie vorangehen und deren zu Protocoll gebrachten Beschlüsse in jenen als Vorlage dienen könnten.

Bisher stand der Colonie-Director gewissermaßen als vermittelnde Person zwischen diesen beiden Partheien der Actionisten, denn er kennt, oder soll wenigstens die Bedürfnisse der Colonie genau kennen und darüber berichten und er erhält demnächst die Instructionen für sein Verhalten von der Vereins-Direction. Das Amt des Colonie-Directors ist daher das **schwierigste**, denn es verlangt die Vertretung der Interessen der verschiedenen Actionisten und das Zusammenführen der verschiedenen Richtungen derselben; es verlangt eine so große Umsicht und Ernergie, so viel Thätigkeit und practische Sachkenntniß, daß wohl niemals ein Colonie-Director gefunden wird, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigt.

Es ist ferner das **wichtigste** Amt bei der ganzen Colonisations-Unternehmung, denn die Berichte des Colonie-Directors sind die Grundlagen, oder sollen es wenigstens sein, für die Beschlüsse der hamburger Direction, und so wie durch richtige Auffassung der Verhältnisse und durch gediegene Vorschläge das Wohl der Colonie gefördert wird, eben so kann, durch verkehrte Berichte und Maßnahmen das Fortschreiten der Colonie verhindert und das ganze Unternehmen verkümmert werden.

Naturgemäß müßte der Director des Vereins, zugleich Colonie-Director sein. Da dies jedoch der großen Entfernung und vieler anderer Verhältnisse wegen nicht möglich ist, so liegt darin eben ein nicht zu beseitigendes Hinderniß, das nur dadurch gehoben werden kann, daß man mit Vorsicht bei der Wahl eines Colonie-Directors zu Werke geht, dann aber auch bei guter Wahl das Wohl der Colonie so weit wie möglich ganz in seine Hände legt, was allerdings nicht ohne die zuvor erlangte Ueberzeugung von einer glücklich getroffenen Director-Wahl geschehen kann. Alsdann würde sich die Vereins-Direction in Hamburg nur mit dem Rechnungswesen und der Berichterstattung an die Actionisten zu befassen haben und dürften bei der Gelegenheit wiederum nicht die in der Colonie lebenden Actionisten vergessen werden; denn sie haben das höchste Interesse dabei und könnten zur Rechnungsablage manchen Commentar liefern, der dem Verein in fraglichen Punkten nicht unwillkommen sein möchte. Die Stellung des Colonie-Directors würde dadurch in mancher Beziehung nicht angenehmer werden; aber wer das Licht nicht zu scheuen

braucht, wird diese Unannehmlichkeit nicht fürchten, wie wir dies ja in jeder Gemeinde des europäischen Vaterlandes wahrnehmen.

Ist die Zeit aber erst gekommen, wo es sich um größere Hebung des Handels und Anknüpfung von dahin zielenden Verbindungen handelt, dann wird der Colonie-Director nicht vergessen, wo er Hülfe und Rath suchen soll und finden wird; denn man kann von ihm so wenig verlangen, daß er Handelskünstler sei, als es zu erwarten steht, daß man in Hamburg genau wisse, was einer Colonie in America Noth thut.

Wie die Direction in der Colonie zu Anfange geführt wurde, haben wir zum Theil schon kennen gelernt: Herr C. Schröder war Günther in der Direction gefolgt und vor Ankunft der Gloriosa, war unterdeß Herr von Frankenberg über Rio in der Colonie eingetroffen.

Obgleich man annahm, Herr Schröder würde die Colonie bis zu dieser Zeit schon wieder verlassen haben, so hatte Hr. v. Frankenberg doch die Instruction erhalten, für den entgegengesetzten Fall, Hr. Schröder als ersten Director anzuerkennen, so lange des Letzteren Aufenthalt in der Colonie noch dauern würde. Da Hr. Schröder denselben auf die möglichst kürzeste Zeit zu beschränken wünschte, so übergab er, wenigstens der äußeren Form nach, alsbald die Direction an den neuen Director. Hr. v. Frankenberg zeigte den Colonisten seine Uebernahme der Direction an und ließ öffentlich mehrere Verordnungen anschlagen. Trotz des bereits factisch und öffentlich übernommenen Amtes, trat Hr. v. Frankenberg alsbald von der Direction stillschweigend wieder zurück, um den wirklichen Abgang des Herrn Schröder erst abzuwarten, da sich über einige Punkte die Rückfrage nach Hamburg als nothwendig herausgestellt hatte. Herr Schröder hatte mit der Abwickelung der curranten Geschäfte und Vorbereitung der Ueberlieferung der Bücher ꝛc. zu thun; Hr. v. Frankenberg war privatim mit Herstellung und Bearbeitung eines von den Norwegern erstandenen Grundstücks beschäftigt, so daß ein förmlicher Stillstand in der Direction eintrat, als noch andere Motive hinzukamen, wie die Ruhr, welche die brasilianischen Arbeiter verscheuchte; der Mangel an Colonie-Arbeitern, die sich von der Direction nicht beschäftigen lassen wollten, weil sie anderwärts mehr verdienten und endlich noch

der Umstand, daß man beim Schlagen von Picaden, im Westen auf einen Sumpf von großer Ausdehnung gestoßen war, der das Colonieland durchschnitt, wodurch man in einige Verlegenheit wegen weiterer Landausweisungen gerathen war. Herr v. Frankenberg hatte vom Bevollmächtigten des Prinzen eine Anweisung von Land nach einer andern Richtung begehrt, weil der Sumpf nicht zu passiren, also das jenseitig gelegene Land nicht zu benutzen war. Herr Aubé dagegen, wollte sich nur zur Ausschießung des Sumpf-Landes verstehen, wenn die Unbrauchbarkeit desselben nachgewiesen, nicht aber des ganzen dahinterliegenden Landes. So mußte darüber erst nach Hamburg berichtet und Bescheid abgewartet werden. Unterdeß war, noch vor meinem Abgange von der Colonie, endlich eine Willenserklärung der Vereins-Direction eingetroffen, welche auch Herrn Schröder nunmehr nach Hamburg berief. Es fand in Folge dessen die Ueberlieferung des Archivs an Hrn. v. Frankenberg Statt und trat mit derselben die Direction in ein neues Stadium. Ehe wir auf die Besprechung desselben eingehen, müssen wir einen Blick auf die Hülfskräfte werfen, welche dem Director bisher zur Seite standen und auf die folgende Zusammenwirkung der Direction:

In dem Verhältniß als 2ter Director stand Herr C. Pabst aus Halle, Kunstgärtner von Fach, und durch mehrjährigen Aufenthalt in Catharina und auf der Blumenauschen Colonie, mit den Landesverhältnissen und der portugiesischen Sprache vertraut. Derselbe war durch Herrn Liebich für die Colonie engagirt, als er im Begriff stand in Rio ein anderweitiges Engagement anzunehmen. Hr. Pabst hat sich durch seinen unermüdlichen Eifer bei Ausführung der Recognoscirungen, dem Schlagen der Picaden, Controle der verschiedenen Arbeiten und Bauten, Zahlung und Buchführung der Taglöhne, und zeitweilige Führung der Magazinverwaltung und der Venda, ein Verdienst um die Colonie erworben, das auch in Hamburg Anerkennung fand und die Erhöhung seines Gehaltes von 600 auf 1000$000 zur Folge hatte. Den Geschäften war der Umstand sehr förderlich, daß Herr Pabst immer in einem freundschaftlichen Verhältniß zu Herrn Schröder stand.

Die Ausführung der geometrischen Arbeiten war Hr. Bahnholzer, einem guten, alten schwäbischen Feldmesser, und gewissenhaften,

aber sich nicht übereilenden Arbeiter, übertragen, der auf seiner Auswanderung nach Australien, an einer Cap Verdischen Insel Schiffbruch litt und demnächst für die Colonie zum Vermessen und Cartiren der Ländereien, mit einem Gehalte von 600$000 engagirt wurde.

Auf kurze Zeit war zur schnellern Förderung der geometrischen Arbeiten der Lieut. a. D., Schlobach, engagirt, ohne in das Beamtenverhältniß zu treten.

Ebenso war auf einige Zeit, zur Beaufsichtigung der von der Direction beschäftigten Frauen und Kinder, der Lieut. a. D. und Apotheker der Colonie, Hr. Stellfeldt, engagirt. Endlich war mit der Sonntagsfeier der Schweizer Mörrikofer *) betraut.

Mit der Gloriosa kam Hr. Haltenhof, Dr. jur. aus Hannover, als Rechnungsführer und Magazin-Verwalter nach der Colonie. Sein auf 600$000 festgesetztes Gehalt stand wohl vielleicht in keinem richtigen Verhältniß zu den dafür geforderten Leistungen und war vielleicht eben so wenig zur Erhaltung der zahlreichen Familie ausreichend. Jedenfalls war es als ein Uebelstand zu betrachten, daß Hr. H. seine, bei gewissenhafter Amtsführung gänzlich absorbirte Zeit, dennoch theilweis auf Privatgeschäfte verwenden mußte, wie z. B. die von ihm geführte Schlächterei, da es überhaupt nicht in der Ordnung ist, wenn Beamte der Colonie die Concurrenten der Colonisten machen. Hr. H. versah zugleich das Amt eines Auctions-Commissarius, das dadurch ziemlich einträglich wurde, daß fast allsonntäglich Nachlässe ꝛc. zur Versteigerung kamen, für welche 5 bis 7 pCt. in Rechnung gestellt wurden. Nicht Jedermann ist zu einem Cassenbeamten geeignet und so ist für Hrn. H. das kaufmännische Rechnungswesen auch ein ganz neuer Wirkungskreis. Ueberdies verlangt der Wechselverkehr mit den brasilianischen Kaufleuten in Saõ Francisco und den brasilianischen Arbeitern in der Colonie die Kenntniß der portugiesischen Sprache, welche Hr. H. noch erwerben soll.

---

*) Mörrikofer wurde lange Zeit aus der Privatcasse der Herren Aubé, Schröder und Pabst unterhalten, da er ganz arbeitsunfähig ist. Seine 3 Kinder sind nach dem Tode seiner Frau von Brasilianern adoptirt worden. Später übernahm der Verein die menschenfreundliche Sorge der genannten Herren.

In neuerer Zeit wurde ein besonderer Magazinverwalter angestellt, so daß der Rechnungsführer sich nur mit den Cassengeschäften zu befassen hat. Auch dürfte wohl in Aussicht stehen, daß der Handel Seitens der Direction ganz eingestellt wird; denn es fehlt schon lange nicht mehr an handeltreibenden Colonisten in der Colonie, welche nicht allein dafür Sorge tragen, daß hinreichend Waaren und Lebensmittel in der Colonie vorhanden sind, sondern die auch einander hinreichend Concurrenz machen, um die kaufenden Colonisten gegen Uebertheurung zu schützen. Es fallen somit die einzigen Motive, welche den Directionshandel nothwendig machen und rechtfertigen, fort.

Die Seelsorge wurde dem Cand. theol. Herrn Hoffmann übertragen, der als protestantischer Prediger mit einem Gehalte von 300$000 angestellt wurde — in der Voraussetzung, daß die Gemeinde das Uebrige zuschießen würde. Da aber noch keine Gemeinde als solche existirte und deshalb auch kein Zuschuß derselben, so wurde sein Gehalt auf 500 $ erhöht. Herr H. zog es vor, in der Colonie zu verbleiben, statt um die vacant gewordene Predigerstelle zu Petropolis sich zu bewerben, wozu er von Freunden in Rio aufgefordert worden war.

Im Allgemeinen muß der Vereins-Direction zugestanden werden, daß sie das Bestreben an den Tag gelegt hat, Allen gerecht zu werden. Es ist keine Verpflichtung außer Acht gelassen worden, wenn auch die Art und Weise wie dies geschah, nach unserer unmaßgeblichen Ansicht, nicht immer die richtige war.

Bei der contractmäßig gebotenen Absendung von 100 Colonisten im ersten und 200 im zweiten Jahre, ist man über die Verpflichtung weit hinausgegangen, weil die obwaltenden Verhältnisse dies erheischten. Wir haben uns schon im II. Capitel über die Uebelstände ausgesprochen, welche die eilige Vergrößerung der Colonie mit sich führte und wie bedenklich es namentlich war, sich schon zu Anfang von dem gesteckten Ziele „der Uebersiedelung Unbemittelter" zu entfernen. Man hat sich dadurch die Sorge für Letztere erschwert, die Zahl der Unzufriedenen und in ihren Hoffnungen Getäuschten vermehrt und dem soliden wirklichen, nicht **eingebildeten** Fortschritte der Colonie entgegen gearbeitet. Doch dem Drange der Verhältnisse

mußte nachgegeben werden, wenn auch zum augenblicklichen Nachtheile für die Colonie, und schwerlich ist der Direction darüber ein Vorwurf zu machen. Aus eben dem Grunde ist es auch verzeihlich, daß Briefe, welchen es nur zu deutlich anzusehen war, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, in Zeitungen eingerückt wurden, wie z. B. der des Herrn v. Frankenberg. Man wollte aber Nachrichten über die Colonie lesen und die Direction konnte nichts Zuverlässigeres bieten als die, welche ihnen officiell zugingen. Sonst aber hätte die Vereins-Direction einerseits erkennen müssen, daß Herrn v. Fr. mit der Veröffentlichung seines flüchtigen Berichtes kein Gefallen geschehen konnte, wie sie andererseits wissen mußte, daß sich in so kurzer Zeit, dem Aufenthalte von kaum 8 Tagen **in der Colonie**, kein gediegenes Urtheil über dieselbe fällen läßt. Irrige Nachrichten waren zum Ueberfluß verbreitet und es wäre, wenn auch momentan ungünstig, doch vielleicht nachhaltig besser gewesen, wenn statt dessen offen und öffentlich Aufschluß über Günthers Berichte und Wirksamkeit gegeben worden wäre. Jedenfalls wäre durch einen solchen Schritt das Vertrauen zur Vereins-Direction nur erhöht worden.

Nachrichten der letzten Zeit deuteten darauf hin, daß man sich sehr eilig mit dem Project der Stadt Joinville beschäftigt, über deren Bau bereits Verordnungen aufgestellt sind. Die Lage derselben war eine Zeitlang geändert, doch ist man in neuester Zeit dabei stehen geblieben, daß auch Schröders-Ort mit zur Stadt Joinville gehören soll und daher auch diesen Namen von jetzt ab wieder führt. Sie wird sich bis zur Landzunge, welche der Bucarein mit dem Caxoeira bildet, erstrecken. Zu dem Zweck werden denn nicht, wie bisher bestimmt war, 1000, sondern 1500 Morgen zur Stadt reservirt bleiben. — Möchte man sich doch hüten über die **Stadt** die **Colonie** zu vergessen! Städte gehen aus den Verhältnissen und dem Bedürfniß einer Bevölkerung hervor und das Schaffen und Beleben dieser muß sich daher auch die Direction hauptsächlich zur Aufgabe machen, wenn sie den Grundstein zu einer größern Ortschaft legen will, sonst wird ein todtes Kind zur Welt kommen.

Daß die Vereins-Direction der Colonisations-Direction möglichst freie Hand lassen muß, ist bereits bemerkt worden. Natürlich muß Alles seine Grenze haben, die aber so fern als möglich gesteckt

werden soll, ohne dabei die Interessen der europäischen Actionisten aus dem Auge zu verlieren. Besonders muß in Betreff der Culturen Alles bewilligt werden, so weit es nur immer geschehen kann; denn die Hauptaufgabe ist, die vorhandenen Arbeitskräfte zu verwerthen, um Muster-Pflanzungen herzustellen und dadurch den Colonisten die Rückzahlung der Vorschüsse zu erleichtern.

Es bedarf ja keiner Frage, daß nach vernünftigen Grundsätzen durchgeführte Culturen einen wirklichen Gewinn abwerfen müssen, besonders durch die vereinigte Thätigkeit. Die Resultate dieser Culturen würden die Betheiligten ermuntern auf ihren eigenen Grund und Boden das Gelernte zu übertragen. Die Neuangekommenen wüßten woran sie das Beispiel abnehmen sollten und das in Gebrauch genommene Land würde nur zu höhern Preisen verwerthet werden können, da es bearbeitet ist und den Prozeß des frischen der atmosphärischen Luft ausgesetzten Landes schon durchgemacht hat. Ebenso sollte die Vereins-Direction darauf Bedacht nehmen alle die landwirthschaftlichen Maschinen auf Kosten des Vereins herstellen zu lassen, die zur Bearbeitung der verschiedenen Producte nothwendig sind. Die Procente des hierzu nöthigen Capitals würden durch die einstweilige Benutzung der Maschinen reichlich abgeworfen und wenn man eben nur die Auslagen gedeckt wissen wollte, so würden sich schnell für dergleichen Anstalten Käufer oder Pächter finden. Selbst aber wenn in irgend einer Weise Etwas dabei eingebüßt werden müßte, so könnte dies leichter Seitens des Vereins als des einzelnen Colonisten geschehen und würde der Verlust dadurch vollständig gerechtfertigt sein, wenn durch denselben, für das Gesammtwohl der Colonie Etwas erreicht worden wäre. Uebrigens hat S. K. H. der Prinz Joinville sich wiederholt in Schreiben an seinen Bevollmächtigten bereit erklärt zur Zahlung von Prämien für die besterzielten Producte, von Hülfsgeldern zur Anschaffung von Maschinen, Mühlen ꝛc. und zu Unterstützungen jeder Art, wenn sie die Förderung der Colonie zum Zweck haben. — Es liegt also nicht an den Mitteln, sondern es bedarf nur der richtigen Leitung und gediegener Vorschläge, um in der Colonie Dona Francisca das zu erreichen, wonach alle anderen, weniger protegirten Colonien nur vergeblich streben können, oder was sie, nach langem Bestehen, kaum durch übermäßige eigene Anstrengungen zu erreichen ver-

mögen. Solche Mittel scheinen uns die natürlich richtigen und wenn durch ihre Anwendung auch zu Anfang sich für die Actionisten nur eine geringe Aussicht auf Dividende eröffnet, so wird diese später desto größer sein.

Es läßt sich durchaus kein günstigeres Resultat erzwingen, als das einmal in den Verhältnissen der Colonie liegende. Jede künstliche Combination, die diesen Verhältnissen nicht anpaßt, wird nur kurze Zeit vielleicht Stich halten und demnächst einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Von einem in die Höheschrauben des Landpreises zur Erzielung von Dividenden wird dies am ersten zu erwarten sein. Das Liegenlassen des Reservelandes, von dem man glücklicherweise jetzt abgekommen ist, hatte nun eben auch diesen Zweck und es ist fatal genug, daß dadurch die Colonie den innigen Zusammenhang nicht von Anfang an hatte, den sie erst erhalten wird, wenn alles liegen gebliebene Reserveland verkauft sein wird. Aber es läßt sich das Alles nicht von Hamburg aus beurtheilen, sondern es kann nur der Director der Colonie, unterstützt von einem Gemeinderathe, ein competentes Urtheil darüber abgeben, was zweckdienlich ist und darf deren Stimme daher nicht fruchtlos verhallen.

Wir haben nun noch zwei Thätigkeitsäußerungen der Vereins-Direction zu berühren, 1) die Constituirung einer Colonie-Gemeinde und 2) die Instruction für die neue Direction.

Was die erste anbelangt, so war sie der Art, daß die Colonie-Direction von vorn herein die Unmöglichkeit der Anwendung derselben einsah und sie unberücksichtigt bei Seite legte, aber wenigstens war der Anstoß gegeben zur Aufstellung einer andern Gemeinde-Verfassung, von der später die Rede sein soll und es war eine ganz richtige Auffassung, daß man an die Constituirung einer Gemeinde dachte, ehe man sich auf Einforderung von Abgaben einließ, worauf es hauptsächlich, und durch den Contract dazu verpflichtet, abgesehen war.

Die gedachte Instruction endlich, so weit sie bekannt geworden, soll der Vereins-Direction in Hamburg einen positiven Anhalt geben und zur bessern Controlle der Thätigkeit der neuen Colonie-Direction dienen. Zu diesem Zweck werden sich wöchentlich ein Mal regelmäßig, und außerdem in allen außerordentlichen Fällen die Directions-Mitglieder, als

1) Herr v. **Frankenberg**, als 1ster Director,
2) „ **Pabst**, als 2ter Director,
3) „ **Haltenhof**, als 3tes Mitglied,

versammeln, die vorzunehmenden Geschäfte besprechen, durch Stimmenmehrheit über die Ausführung oder Unterlassung derselben entscheiden und die zu Protocoll genommene Verhandlung nach Hamburg einsenden.

Scheint diese Anordnung auch auf den ersten Blick zweckmäßig, so möge man doch bedenken, daß Herr H. mit allen Geschäften, die nicht Casse oder Magazin betreffen, gar Nichts zu schaffen hat. Sein Amt verpflichtet ihn nicht, irgendwie Kenntniß von dem Zustande der Straßen, Gebäude, Pflanzungen ꝛc. zu nehmen. Es gehen demnach auch alle Vorschläge selbstverständlich nur vom 1sten oder 2ten Director aus. Sind sie sich einig, so braucht sich Herr H. erst gar nicht mit dem Abgeben seiner Stimme zu bemühen, denn die Sache ist ohne ihn schon entschieden. Sind sie sich aber uneinig, so würde Herr H. durch seine Stimme eine, ihm vielleicht ganz unbekannte Sache, zur Entscheidung bringen. Nehmen wir nun den nicht unwahrscheinlichen Fall an, daß die Herren Directoren meist verschiedener Meinung sein werden, so wäre jetzt die ganze Direction Herrn H. in die Hände gespielt, wenn nicht dem Director freigestellt wäre, dennoch nach eigenem Ermessen zu handeln, aber — auf **eigene** Verantwortlichkeit. Diese kann denn wohl oft zum Hemmschuh für irgend welche Ausführung werden, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß die eingesandten Protocolle der Vereins-Direction eine wünschenswerthe Uebersicht vom Geschäftsgange in der Colonie geben werden, was auch von Vortheil, wenigstens secundairem, sein kann. Auch wäre es gar nich tso übel, wenn, statt Herrn H., ein oder mehre Actionisten, nach Wahl der Colonisten, zu diesen Conferenzen zugezogen würden, was einen guten Eindruck in der Colonie hervorbringen und größeres Vertrauen zur Direction hervorrufen würde.

Was in der verflossenen Zeit von der Colonie-Direction geleistet worden ist, haben wir bereits anerkennend besprochen und schon darauf hingewiesen, daß es nicht zu leugnen ist, daß dennoch wohl manches, nach unserer Ansicht Wünschenswerthe oder Nothwendige, hätte geschehen können. Vieles ist nun wohl seit meiner Abreise von der Colonie

eingeholt, wovon mir jedoch eine genauere Uebersicht fehlt und wenn ich Verschiedenes als wünschenswerth bezeichne, so bezieht es sich auf den Standpunkt der Verhältnisse am 1sten Juli 1852.*) Wir rechnen dazu:

1) Die nothwendige Verbesserung der Wasser-Communication durch Hinwegräumung der Steine; Durchstiche der vielen ganz kurzen Krümmungen derselben, die große Umwege verursachen; Kappen der am Ufer stehenden Bäume, um das Umstürzen derselben zu verhindern.

2) Die Einrichtung einer regelmäßigen Communication mit der Stadt, mittelst eines größern Fahrzeuges, das bis zum Colonielande fahren könnte, wo ein ordentlich gebauter und verwahrter Speicher oder Schuppen zur Aufnahme der nicht sogleich zu expedirenden Waaren und Effecten sich nothwendig zeigt. Eine ordentliche Straße, welche diesen Punkt mit Schrödersort verbindet, ist unter allen Umständen unerläßlich, wenn sie auch zu Anfang durch die vorhandene Wasser-Communication entbehrt werden kann.

3) Die Landungsanstalten bei Schrödersort hätten längst der Verbesserung bedurft. Die Anlage von großen Stufen nach dem Wasser herunter, damit man nicht der Gefahr ausgesetzt ist, beim Landen die Stiefel in der Schlicke stecken zu lassen. Die Anlegung eines großen Krahns zum Herausschaffen der Kisten, so wie deren Sicherung gegen Nässe, Beschädigung und Diebstahl, sind dringend geboten und die Rechnungsablage wird zeigen, ob die, durch Nichtvorhandensein dieser Anstalten verursachten Verlüste, nicht vier- und fünffach die Anlagekosten überschritten haben. Uebrigens hätte die Vereins-Direction gewiß längst wenigstens einen Krahn geschickt, wenn sie von dem Bedürfniß unterrichtet worden wäre.

4) Die Sicherung des Weideplatzes durch eine genügend feste Umzäunung und die Anlage und Unterhaltung von kleinen Pflanzungen in Schrödersort, die zur Verschönerung desselben beitragen und einigermaßen die Musterculturen ersetzen würden.

---

*) Neueren Nachrichten zufolge werden die Landungen jetzt unweit der Ziegelei an dem Punkte stattfinden, wo früher nur ein Theil der Landungen, der von größeren Fahrzeugen transportirten Güter einstweilen abgesetzt wurden und ist ebenda ein neues Empfangshaus, das fünfte jetzt, gebaut worden. Eine Picade führt von dort über die Ziegelei, vor welcher der Wald bis zum Bach herunter geschlagen worden ist.

5) Die Herstellung eines Hospitals (mit einer Todtenkammer), dessen Mangel immer fühlbarer wird und dessen Vorhandensein schon manches Menschenleben gerettet haben würde.

Es würde zu weit führen, auf alle wünschenswerthe Thätigkeiten und Einwirkungen der Direction einzugehen, da überhaupt schwer zu übersehen ist, was ihrerseits angeregt, aber durch die obwaltenden Verhältnisse verhindert worden ist. Außerdem ist bereits gesagt, daß Alles, was zur Förderung der Culturen oder gewerblichen Etablissements nothwendig ist, von der Direction direct oder indirect durch überzeugende Berichte an die Vereins-Direction zu Wege gebracht werden muß, wobei aber auf andere Resultate gerechnet werden muß, als das, aus dem letzten Vorschlage der Vereins-Direction hervorgehende, nach welchem der, rechts und links der Wege, über deren Breite hinaus gelichtete Wald, zu Reispflanzungen benutzt werden sollte, um mittelst dieser die Wegekosten zu decken; denn auch hieraus ergiebt sich wieder die Unmöglichkeit, am Schreibtische Pläne zu Verbesserungen der Colonie-Verhältnisse zu entwerfen.

Wir kommen schließlich nun zur Besprechung eines Gegenstandes von hoher Wichtigkeit, er betrifft die Gemeinde-Verfassung.

XI.

Gemeinde-Verfassung.

Es war früher schon erwähnt, daß nach Ankunft der Gloriosa der vermehrte Verdienst, die Eröffnung von Trinkanstalten, Tanzvergnügungen ꝛc. ihren Einfluß auszuüben anfingen. Verschiedene nächtliche und andere Excesse erinnerten daran, daß in irgend einer Weise Gesetz und Gewalt geschaffen werden müßte, zur Bewältigung etwa bedenklicher um sich greifender Unordnungen. Außerdem war der Colonie-Direction schon ein Entwurf zu einer Gemeinde-Verfassung von Hamburg aus zugestellt, deren Zweck hauptsächlich die Feststellung von

Abgaben zu sein schien und den obwaltenden Verhältnissen so wenig anpaßte, daß dies Schriftstück ohne Weiteres ad acta gelegt wurde.

Es wurde deshalb eine quasi Volksversammlung verabredet und von der Direction unter Angabe des Zwecks auf den nächsten Sonntag einberufen, da man die Schwierigkeit der Errichtung einer Gemeinde, bei noch vermehrter Bevölkerung wohl einsah und deshalb das Geschäft jedenfalls vor Ankunft des nächsten Schiffes (Neptun) beendigen wollte.

Man versammelte sich ziemlich vollzählig und ohne große Schwierigkeit wurde bald der Beschluß gefaßt, 11 Colonisten durch Stimmenmehrheit zu wählen, welche den Entwurf der Verfassung bewerkstelligen und demnächst den übrigen Colonisten, in einer zu berufenden Versammlung zur Annahme repräsentiren sollten. Jeder Colonist gab zu dem Zweck einen Stimmzettel mit den darauf verzeichneten 11 Personen seiner Wahl ab, die demnächst verlesen und verzeichnet wurden.

Nach dem Zählen der Stimmen waren nach der Stimmenmehrheit als erwählt erklärt:

1) Hauptmann Rodowicz'. 2) Lieutenant Niemeyer. 3) Dr. med. Müller. 4) Lieutenant Meyer. 5) Dr. med. Krebs. 6) Herr Hasselmann. 7) Dr. jur. Haltendorf. 8) Herr Poschaan. 9) Thierarzt Görrissen. 10) Schweizer M. Meyer. 11) Herr Junghans.

Es wurden die Versammlungen verabredet, denen Herr Schröder und Herr v. Frankenberg beiwohnten. Herr Haltenhof hatte bereits einen Entwurf (nach hannöverschem Muster) auf Veranlassung der Direction ausgearbeitet und legte denselben vor. Seine einzelnen Paragraphen wurden discutirt und wie im Auszuge folgt angenommen. Wir theilen denselben mit, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß man später wieder auf diese Communal-Ordnung zurückkommen und sie zur Annahme bringen wird.

Abschnitt I. Paragraph 1 bis 5 enthielt die **Allgemeinen Bestimmungen** darüber, wer als Colonist anzuerkennen sei, daß die ganze Colonie vorläufig nur **eine** Gemeinde bilden und deren Interesse durch einen Magistrat und Bürgervorsteher vertreten werden soll.

Abschnitt II. Paragraph 6 bis 20. **Vom Magistrate** stellte fest, daß er aus 3 Bürgermeistern und 3 Substituten bestehen und zur Verwaltung der Geldangelegenheiten den Rechnungsführer berathend

zur Seite haben sollte. Ferner besagt er, daß dem Magistrate 1) die Verwaltung des Schiedsrichteramtes, 2) der Sicherheitspolizei, 3) die Veranschlagung und Vertheilung der Gemeindelasten und Abgaben und 4) in Verbindung mit der Colonie-Direction die Verwaltung und Beaufsichtigung der Gemeindeanstalten, Anlagen und Bauwerke ꝛc. zustehen sollte. Außerdem war darin die Wahl und Einführung der Magistratspersonen besprochen und das Verhältniß des Magistrats zur Direction festgestellt, so wie auch, daß die Magistratspersonen unbesoldet bleiben würden.

Abschnitt III. **Von der Vertretung der Colonisten**, stellte in Paragraph 21 bis 39 fest, daß dies Amt den 4 Bürgervorstehern und ihren Stellvertretern zufallen und dazu von ihrem einzurichtenden Bezirk der Colonie erwählt werden sollten. Außer den Wahlbestimmungen war ferner aufgestellt, daß diese Gemeindevorsteher mitwirken sollen: 1) bei allen Aenderungen der Communalordnung, 2) bei Feststellung der Besoldung der dem Magistrate etwa nothwendigen Unterbeamten, 3) bei etwaigen Belohnungen oder Entschädigungen für Mitglieder des Magistrats oder der Bürgervorsteher, 4) bei Erwerbung oder Veräußerung von Grundstücken, Gerechtigkeiten ꝛc., 5) bei Geldangelegenheiten der Commune, durch welche deren Schulden vermehrt werden, 6) bei Bauwerken, die eine, über eine bestimmte Grenze hinausgehende Summe jährlich erfordern würden, 7) bei Revision und Abnahme der Gemeinderechnungen und bei Entwerfung des jährlichen Haushaltsplans, 8) bei Veranlagung und Vertheilung der Gemeinde-Abgaben, Lasten und Leistungen und 9) in allen anderen, dem Magistrat wünschenswerthen Fällen.

Abschnitt IV. enthielt die **Schlußbestimmung**, daß die kirchlichen und Schulverhältnisse der Gemeinde, ferner das Armenwesen und ein zu bestellendes Schiedsgericht, durch besondere, zwischen dem Magistrate und dem Colonie-Director zu vereinbarende und festzustellende Ordnung regulirt werden sollte.

Als demnächst eine Volksversammlung einberufen wurde (der der Verfasser dieses, wegen Krankheit nicht beiwohnen konnte), war Herr Haltenhof mit dem Vorlesen des Entwurfs beauftragt. Es wollten sich nach dessen Vorlesung über einige an und für sich unerhebliche Dinge Debatten erheben, gegen deren Zulässigkeit Herr Haltenhof mit

Heftigkeit protestirte. Die Einen verlangten die Durchsicht des Actenstücks, die Andern Abschrift, noch Andere meinten, es wäre so lange gut gegangen, die ganze Sache wäre überflüssig. Kurzum die ganze Versammlung löste sich auf in Wohlgefallen und — man blieb auf dem alten Fleck mit der Gemeinde-Ordnung.

Doch, was wäre am Ende auch durch die Annahme des Entwurfs erreicht worden? Abgesehen davon, daß die ganze Sache nur als interimistisch zu betrachten war, da mit dem Wachsen der Colonie ihr bald eine eigene Municipal-Kammer mit einem Friedensgericht gesetzlich zuständig oder vielleicht früher schon bewilligt worden wäre, so war es fraglich, ob einerseits die Provinzialbehörde die Einführung dieser Gemeinde Ordnung neben den bestehenden Gesetzen zulassen, und andererseits, ob die Hamburger Direction ihre Zustimmung gegeben haben würde. Und doch ist Alles eine bloße Form und die bloße Außenseite der Sache, während der Kern, den wir suchten, noch verborgen und unberührt blieb. — Neue Wahlen und neue Vertreter, neue Aufstellungen und neue Debatten, aber ja in dem schönen Geleise, das wir in Europa schon bis zum Ekel kennen gelernt haben: Reden und Schreiben, aber ja nicht Handeln und entschließt man sich einmal dazu, so muß es wenigstens nach dem alten Leisten sein, gleichviel ob der neue Fuß dazu paßt oder nicht. So haben wir in Europa aufgehört, so fangen wir in Brasilien wieder an.

In unserer ersten Versammlung habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß der Colonie nicht Verfassung und Gesetze, sondern jedwede executive Kraft fehlt, irgend Etwas, durch Gesetz oder Gesammtwillen als nothwendig Anerkanntes, durchsetzen zu können und diese herstellig zu machen, mußte unsere Aufgabe sein. Doch der Entwurf war einmal da, und das Archiv hat wenigstens ein Actenstück mehr — und damit Punktum.

Wäre man nicht viel weiter gekommen, wenn man etwa Folgendes aufgestellt hätte:

§. 1. Die durch das Vertrauen sämmtlicher Colonisten gewählten 11 Vertreter derselben bilden bis zur Herstellung der, der Colonie später gesetzlich zustehende Municipal-Kammer nebst dem Friedensgericht, ein fortbestehendes Collegium, das zur Schlichtung aller vorkommenden Streitigkeiten, zur Aufrechthaltung der Ordnung

und Berathung aller anderen Angelegenheiten und Interessen der Colonie dienen soll.

§. 2. Zur Ausübung seiner Thätigkeit wird sich dasselbe in Fällen, die keine **sofortige** Zusammenkunft erheischen, allsonntäglich nach dem Gottesdienst versammeln und steht es jedem Colonisten zu dieser Zeit frei, Anliegen vorzubringen, oder den öffentlichen Verhandlungen beizuwohnen.

§. 3. Alle Majoritäts=Beschlüsse des Collegiums, einschließlich der von ihm etwa angeordneten arbitrairen Strafen, sind als Kundgebung des Gesammtwillens der Colonisten zu betrachten, denen sich jeder einzelne Colonist unweigerlich unterwerfen muß.

§. 4. Die Wahl zum Mitgliede des Collegiums darf von Niemand abgelehnt werden, doch soll auch kein Colonist gezwungen sein, länger als ein Jahr dem Ehrenamte vorzustehen. Auch können bei den halbjährlich erneuten Wahlen dieselben Mitglieder wieder erwählt werden.

§. 5. Sollte in irgend welcher Veranlassung Arretirungen oder andere Executiv=Maßregeln nothwendig werden, so werden die Aufforderungen zu dieser **umgehenden** Gemeinde=Dienstleistung nach der Liste den Betreffenden zugestellt werden und haben sich dieselben unweigerlich, mit einer Waffe versehen, an dem auf der Ordre bezeichneten Orte einzustellen.

Wir wollen einen solchen oder ähnlichen Entwurf nicht etwa Gemeinde=Ordnung nennen, obgleich mit der Annahme desselben mehr Ordnung in die Gemeinde zu bringen wäre, als durch 3 Bürgermeister und ihren Substituten und den 4 Bürgervorstehern mit ihren Stellvertretern. Was nützt ihnen die große Communal=Ordnung und ihr guter Wille Gesetze zu entwerfen, die höhern oder niedern Orts nicht angenommen werden und denen jeder Nachdruck fehlt? Die genannten fünf Paragraphen geben zwar nicht an, wie die eizelnen Gegenstände behandelt werden sollen, aber sie geben wenigstens die Befugniß und die Möglichkeit zum Handeln und überlassen das „Wie" dem gesunden Menschenverstande der **12** Apostel der Colonie, den Director mit inbegriffen. *)

*) Das Bestreben einen Gemeinderath zu bilden, ist nach meinem Abgange von der Colonie mehrfach und oft ziemlich stürmisch an den Tag getreten; es fehlen mir

Wie weit man übrigens mit den Bürgermeistereien gekommen sein würde, hätte sich wahrscheinlich sehr bald herausgestellt. Man bedenke nur, welche ungeheure Zeitopfer ein solcher Bürgermeister hätte bringen müssen, wenn er seine Function nicht allein nach einem detaillirt festgestellten System hätte erfüllen, sondern die verschiedenen Vorschriften erst selbst aufstellen, begründen, vertheidigen, zur Annahme und demnächstiger Anwendung hätte bringen sollen. Für den Anfang hätte dies sicher seine ganze Zeit in Anspruch genommen. Diese aber zu opfern kann keinem Colonisten zugemuthet werden; nur von hinreichend bezahlten Beamten darf dies gefordert werden, da sie ihre Zeit, ihre Geistes- und Körperkräfte auf keine anderen Geschäfte zu verwenden haben.

Wenn wir aber auch von diesen vollwichtigen Schwierigkeiten abstrahiren und annehmen wollen, daß einzelne Colonisten im Stande gewesen wären, den Posten in diesem Sinne zu übernehmen und zu verwalten, hätte ihre Thätigkeit nicht bald an andern Hindernissen erschlaffen müssen? Wir wollen nur das Eine berühren, daß das Amt des Bürgermeisters ihn bald mit aller Welt brouilliren und in Feindschaft setzen würde. Zuerst z. B. mit der Direction selbst, wenn er als guter Vertreter seiner Mit-Colonisten gegen die Erhebung von Abgaben protestiren würde, ehe der Verdienst sich Bahn gebrochen hat. Erst Ausgaben zur Erreichung von Einkünften, dann diese mit ihren Spaargroschen und erst in dritter Instanz Abgaben; denn wenn diese von Anfang an mit aus der Schüssel essen sollen, dann — gute Nacht Wohlstand! Weshalb giebt die brasilianische Regierung der Colonie unter Anderem 10-jährige Zollfreiheit? Doch nur, weil der Anfang schwer ist und erleichtert werden soll. Den Colonisten aber wird der Anfang schwerer wie der Direction. Den Dispositionen dieser, wäre aber ein guter Bürgermeister entgegenzuarbeiten gezwungen.

---

jedoch speciellere Mittheilungen darüber. Vor Kurzem wurde mir laut Schreiben vom Januar mitgetheilt: „Nachdem der erste Gemeinderath zurückgetreten, ist jetzt ein zweiter erwählt, dessen Präsident Lt. Meyer ist. Er tritt weniger schroff gegen die Direction auf und wird vielleicht mehr wirken, wie der erste. Doch ist er noch nicht als Behörde vom Staate anerkannt."

D. V.

Die Uebernahme und Instandhaltung der Wege seines Bezirks würde mit zu den Funktionen des Bürgermeisters gehören und Veranlassung zu einem ewigen Kriege geben. Vorläufig aber müßte ein guter Bürgermeister gegen die Uebergabe vieler Wegestrecken, in dem Zustande wie sie sich jetzt befinden, protestiren und von der Direction verlangen, daß sie in solche Verfassung gebracht würden, daß eine Unterhaltung derselben möglich sei, ohne die betreffenden Colonisten zu ruiniren, und daß die von der Direction zu unterhaltenden Wegestrecken, d. h. die durch das Reserveland führenden, sich in tadellosem Zustande befänden.

Ob der Bürgermeister bei solchen Prätensionen mit der Direction in Freundschaft bleiben würde, ist zu bezweifeln; denn selten bleibt man bei der Sache, sondern überträgt sie gern auf die Personen, welche sie führen.

Ein Bürgermeister, der das Wohl der Colonie im Auge hat, wird auf Beschränkung der Wein- und Brandtweinschenken kräftig hinwirken. Der beste Verdienst der Vendisten besteht aber im Ausschenken von Aqua ardente und sie würden ihm daher für seine Philanthropie wenig Dank wissen.

Ueber Willkührlichkeiten und Uebertheurungen von Arzt und Apotheker wird viel geklagt, aber ein bloßes Berühren des Gegenstandes, würde vielleicht schon Scenen hervorrufen.

Endlich würde die glücklicherweise nur kleine Gesellschaft der Faulenzer, Liedergane und Schuldenmacher nicht wenig aufgebracht sein, wenn irgendwie Maßnahmen getroffen würden, sie in das richtige Geleise zu bringen und zu erhalten.

Wen behält endlich noch der arme, für das Wohl der Colonie sich aufopfernde Bürgermeister zum Freunde? Vielleicht ein furchtsames Häuflein, das kaum die Stimme zu erheben wagt, wenn Andere toben und keifen.

Wohl kann ich mich in meiner Ansicht täuschen, doch die Zeit wird lehren, ob sie irrig war oder nicht.

XII.

Schluß.

Die Zeit soll nun freilich noch Vieles, die Colonie Betreffendes, lehren. Ich habe Manches in Anregung gebracht, um die Aufmerksamkeit Derer darauf zu lenken, in deren Händen die Macht gelegt ist, zu ändern, zu verbessern oder Versäumtes nachzuholen. Mag mein Tadel mancherseits übel aufgenommen werden — ich durfte mich nicht darum kümmern, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben wollte. Sollte mir aber gar deshalb die Absicht untergeschoben werden, daß ich der Colonie, die ich verlassen mußte, habe schaden wollen, so erwidere ich darauf nur, daß dies nur der Unverstand behaupten kann, da ich, in dem Fall wenigstens, sehr schlecht mein eigenes, durch ein Besitzthum an die Colonie gefesseltes Interesse verstände; denn es kann nicht meine Absicht sein, mein, dort angelegtes Capital so zu sagen an's Bein binden zu wollen. Ich wünsche mehr wie Einer das Fortschreiten der Colonie, besonders da ich noch nicht weiß, ob ich nicht über kurz oder lang nach derselben zurückkehren werde, aber ich sehe keinen Fortschritt in dem Füllen der Colonie mit getäuschten Personen, die vielleicht unglücklich geworden wären ohne das Zuthun derer, welche sie geworben haben — die sich aber desto unglücklicher fühlen, als sie sich nunmehr außer Schuld glauben und sich dünken, ein Recht zu haben, zu toben und zu verwünschen und dies Recht auszuüben suchen. Deshalb immer nur die nackte Wahrheit hingestellt und die Resultate abgewartet! Wer für die Auswanderung wirbt, darf dies nur thun, um Gutes zu stiften und sich Ansprüche auf den Dank derer zu erwerben, die schon unglücklich genug waren, den Entschluß fassen: Heimath, Verwandte und Freunde verlassen zu müssen. Man sage lieber den Auswanderern vorher, als daß man ihnen, (wie dies auch vorgekommen), hinterher schreibt: „**Von 1000 Auswanderern ist vielleicht kaum Einer, der seine Erwartungen erfüllt findet.** Wer ohne Leitung in's Blaue wandert, der läßt seinen Unmuth über unerfüllte Hoffnungen gegen das Schicksal

aus. Wo aber man bei der Auswanderung einer Leitung, einer Stütze sich bediente, wie das in vielen Colonien der Fall ist, da ist man häufig unbillig genug zu übersehen, wie mancherlei Vorzüge, wie mancherlei Fürsorge man genießt; unbillig genug zu lärmen und zu toben, wenn bei der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen, den redlichsten Wünschen und Bestrebungen einmal die Vollständigkeit der Ausführung mangelt."

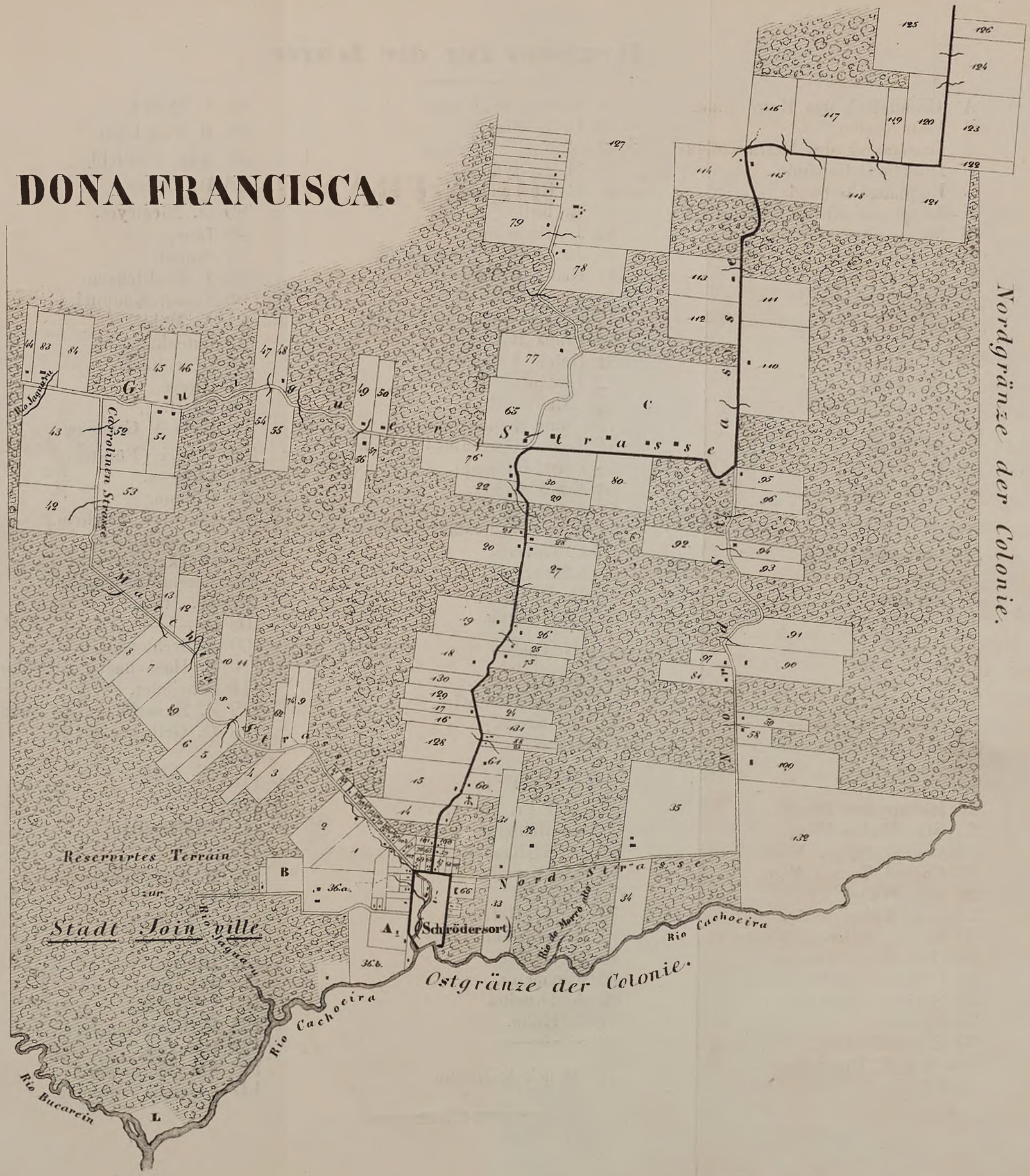
Was liegt daran, wenn man Hunderte mit einer solchen oder ähnlichen Warnung abschreckt, dagegen an Sicherheit gewinnt, daß die bei ihrem Entschluß Beharrenden kräftige, weniger leichtsinnige Naturen sind, die sich nicht über die Zukunft, die ihrer harrt, täuschen, keine Phantasiegebilde und Glücksträume abzustreifen haben und sich zuletzt nicht beklagen dürfen, wenn selbst gerechte Hoffnungen unerfüllt bleiben. Wem das pro und contra vorher wahrheitsgetreu vor Augen gelegt ist, der hat selbst nach seiner Individualität abzuurtheilen, ob er seinem Vorhaben gewachsen ist. Er ist vorbereitet auf die Mängel, die er in den neuen Verhältnissen, wie überall im Leben antreffen wird; denn das Paradies zu öffnen, liegt in keiner Macht von philanthropischen Vereinen, die sich ja andernfalls vor allen Dingen selbst dort etabliren würden, um das Füllhorn des Glücks leeren zu helfen. Aber er ist auch aufmerksam gemacht auf das, was in der That zum Wohle der Colonisten geschehen ist, und wenn überhaupt auf Dankbarkeit im Leben gerechnet werden könnte, so dürfte sie sicher nur von den Colonisten erwartet werden, die sich sagen müssen: „ja! wir haben es so gefunden, wie es uns verheißen worden."

So will ich denn meine Besprechungen über Verhältnisse schließen, die ich, zum Theil vielleicht mit scharfem Messer, vor den Augen Aller zergliedert habe. Noch eine Bemerkung muß ich jedoch hinzufügen für die, welche mein Buch mit dem Entschluß zur Auswanderung gelesen haben, bei demselben beharren, aber sich nunmehr sagen: Wenn die Verhältnisse dort so beschaffen sind, so wollen wir lieber hingehen, wo es besser ist. — Täuschet Euch nicht! denn die Schattenseiten des neuen Lebens sind Euch überall gewiß, aber sehr fraglich ist, ob Ihr den zehnten Theil von dem anderwärts finden

werdet, was Euch hier die Sorge (und wäre sie noch so mangelhaft) eines bemittelten Vereines, die Theilnahme von Inhabern directer oder indirecter Macht sichert. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo ein wirklicher Vergleich in Europa, der Verhältnisse in Brasilien und anderer Länder möglich ist; denn es fehlen noch zu sehr wahrhafte Berichte solcher Personen, die als Colonisten ihre Erfahrungen an Ort und Stelle gesammelt haben. Millionen ziehen nach Nord-Amerika und wohl mögen die Briefe Einzelner von dort erlangtem Glücke zeugen, aber die Stimme Tausender, die, im wahren Sinne des Wortes, im grenzenlosesten Elend umgekommen sind und noch täglich umkommen, erhebt sich nicht mehr warnend, und ihre Klage konnte überhaupt nur gegen ihre eigene Thorheit gerichtet sein, da sie „in's Blaue" auswanderten. In Chile und Peru kann man statt der Gewitter Erdbeben eintauschen. In Australien spiegelten sich, nach mir bekannt gewordenen Berichten, manche unserer Colonie-Verhältnisse ziemlich deutlich ab. In den gepriesenen Goldgruben Californiens und Australiens ist man reicher — an **Hoffnungen**, aber nur nicht für Erhaltung der Gesundheit und Körperkraft, und je größer die Hoffnung, desto leichter die Täuschung, die so Vielen zu Theil wird. Ueberall findet man mit der Rose auch die Dornen.

Die Verhältnisse der Colonie Dona Francisca sind keineswegs als hoffnungslos zu betrachten; denn was über dieselben Nachtheiliges gesagt ist, deutet nur darauf hin, daß der vor Kurzem gepflanzte Baum zwar Knospen treibt, aber noch zu keiner Blüthe gekommen ist, daher er jetzt auch erst geringe Aussicht auf Früchte giebt. Doch unter der Hand eines guten Gärtners und bei aufmerksamer Pflege wird derselbe Baum in Dona Francisca gedeihen, der nördlich davon in Petropolis und südlich in Saõ Leopoldo und andern Colonien herrlich fortkömmt. Zu seiner bessern Pflege mit beizutragen, war der indirecte Zweck dieser Schrift; — möchte das Mittel denselben nicht verfehlt haben.

DONA FRANCISCA.



Register für die Karte.

A Grundstück des Herrn Aubé.
B Pflanzgarten.
C Grundstück des Herrn Guiguer.
D Directions-Gebäude.
E Empfangs-Gebäude.
K Local der Kirche und Schule.
M Magazin.
H Hospital.
L Landungsplatz.
⁂ Begräbnissplatz.

1, 2 J. F. W. Ebert.
3 H. Schulz.
4 W. Schak.
5 W. Aulfes.
6 R. Morel.
7 H. Roskamp.
8 H. H. Engel.
9 Wilh. Hoffmann.
10, 11 O. Niemeyer.
12 Prohmann.
13 Flügge.
14 Mörikofer.
15 C. Gilgen.
16 Büdeler.
17 J. Richlin.
18 A. Monod.
19 B. Schmidli.
20 A. Schelling Wwe.
21 Joh. Schmidli.
22 Th. Voss.
23 Jos. Maechler.
24 Hieronymus Durski.
25 Seb. Weber Wwe.
26 Conrad Weber Wwe.
27 Conrad Tanner Wwe.
28 Jos. Wabel.
29 Aug. Kohn.
30 Georg Müller.
31 Hansen & Petersen.
32 Ulrichsen & Görressen.
33 Schjem & Schliper.
34 Kjoesboe.
35 v. Frankenberg.
36 a & b B. Poschaan.
38 Büdeler.
39 Vereins-Wohnung.
40 U. Bühler.
41 a & b H. Moerking.
42 M. v. Sydow.
43 Z. Hasselmann Fr. Sohn.
44 H. Egli.
45 J. Ritzmann.
46 Jac. Stoll (Tambour).
47 Georg Ritzmann.
48 Jac. Stoll (Hirt).
49 Caspar Bächtold.
50 Franz Bächtold.
51 Heinr. Vossgerau.
52 Jordan.
53 Nic. Stoll. Mart. Klingenfuss.
54 Jacob Klingenfuss (Weber).
55 Ferd. Bächtold.
56 Franz Huber.
57 ———
58 A. v. Wedelstädt.
59 F. Goverts.
60 Köllner.
61 M. Banholzer.
62 E. Behrens.
63, 64 H. Durski.
65 Bern. Bemba.
66 Th. v. Rodowicz.
67 Dr. Krebs.
68 Zinneck.
69, 70 G. Straube.
71 a & b Fr. Heeren.
72 A. Stellfeld.
73 Dr. Haltenhoff.
74 M. Waerner.
75 Ehrat.
76 W. v. Götzen.
77 Brüggemann.
78 Meyer.
79 Kämmerer.
80 de Drusina.
81 C. Hühn.
82 ———
83, 84 Henck & Boutin.
85 J. Weber.
86 B. Poschaan.
87 Aug. Stellfeld.
88 H. Ehlers.
89 O. Niemeyer.
90 Löwe.
91 Müller.
92 J. Diedrichsen.
93 Const. Knüppel.
94 A. Bühle.
95 Catenhusen.
96 Levenhagen.
97 Prieve.
98 Ebert.
99 Böse & Granzow.
100 Weber (Förster).
101 Lütgens.
102 Krumm.
103 Conod & Luchem.
104 R. Schlobach.
105 Brockmann.
106 Vereins-Wohnung.
107 W. Hühn.
108 ———
109 v. Seehausen.
110 Z. Hasselmann Zs Sohn.
111 Scheibner.
112 Z. Hasselmann Zs Sohn.
113 O. Gelbcke.
114, 115 C. Stein.
116, 117, 118 Kalkmann.
127 B. Poschaan.
128 Ehlers.
129 J. Richlin.
130 ———
131 Ehlers.
132 W. Hühn.
133 C. Pabst.
134 B. Poschaan.
135 Goepfert.
136 Chr. Herrmann.
137 Vereins-Wohnung.